URANIA: TASCHENBUCH AUF DAS JAHR ... 1844



Urania

-1844

Urania für 1844.

Zur Nachricht.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die zu einem herabgesetzten Preise von 15 Ngr. für den Jahrgang abgelassen werden.

Jahrgang 1839, oder der Neuen Folge erster Jahrgang, mit dem Bildnisse Alphonse de Lamartine's, enthält: 1. Des Lebens Überfluß. Novelle von L. Tieck. 2. Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. 3. Die Entführung. Novelle von Jos. Freiherr von Eichendorff. 4. Der Gekreuzigte. Novelle von Lp. Schefer. 5. Irrwisch-Fritze. Idyll-Novelle von Franz Berthold. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrgang 1840, oder der Neuen Folge zweiter Jahrgang, mit dem Bildnisse Felix Mendelssohn-Bartholdy's, enthält: 1. Pulcherie. Von A. von Sternberg. 2. Die blaue Blume. Eine Novelle von Jul. Mosen. 3. Angelica. Aus den Papieren eines deutschen Edelmanns. Von Th. Mügge. 4. Ein Frühlingstraum. Novelle nach den Mittheilungen eines Freundes, von Ed. von Bülow. 5. Der Todte von St.-Anna's Kapelle. Ein Criminalfall. Nach Acten und brieflichen Mittheilungen erzählt von O. Ludwig. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Jahrgang 1841, oder der Neuen Folge dritter Jahrgang, mit dem Bildnisse Karl Friedrich Lessing's, enthält: 1. Der Prätendent. Novelle von W. Alexis. 2. Cursorius isabellinus. Novelle von W. Martell. 3. Von den drei Schwestern. Erzählung von A. Hagen. 4. Waldeinsamkeit. Novelle von L. Tieck. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahrgang 1842, oder der Neuen Folge vierter Jahrgang, mit dem Bildnisse Victor Hugo's, enthält: 1. Der gefährliche Gast. Novelle von Th. Mügge. 2. Das Kind des Thales. Novelle von Ed. von Bülow. 3. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von W. Martell. 4. Das neue Jahr. Novelle von Frau von W. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Jahrgang 1843, oder der Neuen Folge fünfter Jahrgang, mit dem Bildnisse Giacomo Meyerbeer's enthält: 1. Das diamantene Kreuz. Novelle von Ludwig Rellstab. 2. Der Erbe von Thronstein. Novelle von W. Martell. 3. Reden oder Schweigen? Von Otto Ludwig. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.



M. Steinla sc.

Karl Förster.



Urania.

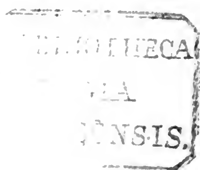
Taschenbuch auf das Jahr 1844.

Neue Folge.

Sechster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Karl Förster's.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.



Inhalt.

Die Wellenbraut.

Von

Karl Gutzkow.

1844. 1

1.

An einem jener Abende, wo der Schein der Geselligkeit den sprechendsten Beweis für den menschlichen Egoismus liefert, unter schimmernden Brillanten, matten Girandolenlichtern und noch matteren Einfällen, in einem jener bunten Durcheinander von Schönheit, Farbe und Langeweile glänzte Idaline, wie sie es gewohnt war, mit unbestrittenem Vorrang. Sie war die schönste Hülle, die nur je für das Bewußtsein: ich fühle, ich empfinde, ich bin Mensch! gedacht werden konnte. Ob dies Bewußtsein in jener Hülle lebte, bezweifelte man. Man verglich sie einer Muschel, deren Perlenstoff ganz in die glänzende Schale übergegangen wäre. Sie war vollendet schön. Das Ebenmaß ihrer Formen überraschte selbst den Künstler. Aber in ihrem schwarzen Auge lag eine Strenge, die, statt anzuziehen, abstieß, eine Hoheit, die verwundete, ohne auch nur die leiseste Ahnung von Heilkraft zu verrathen. Von ihrem Gemüthe wußte man nichts und von ihrem Herzen nur so viel, daß sie Braut war.

Man brauchte sie nur auf jenem kleinen ländlichen Balle zu sehen, den Graf Eberhard auf seiner Villa vor dem Petersthore gab. Nachlässig saß Idaline auf einem Divan, den neben ihr keine andre der Damen einzunehmen

wagte. Die Männer suchten sie nicht, aber sie konnten sie auch nicht vermeiden. Unwillkürlich mußte sich die Gesellschaft um sie her gruppiren. Es waren lebendigere weibliche Gestalten in ihrer Nähe, redseligere. Diese sprachen, aber Idaline gab den Ausschlag. Sie redete wenig. Ein kaltes Lächeln, ein spöttischer Zug um ihren Mund, der durch den Spott, seiner weißen Zähne wegen, nur noch schöner wurde, ein stummes Nicken oder Verneigen mit dem lockenschweren Haupte, das war all ihre Sprache. Und mit dieser stummen Sprache konnte sie beredtsam sein. Sie schürte das Feuer der Unterhaltung und erstickte es, sie verknüpfte und trennte, sie galt sogar, obgleich eine Dichterin und eine Touristin zugegen waren, für die geistreichste in der Gesellschaft, und so oft sie sich entschließen konnte, zu sprechen, war sie es in der That.

Idaline war gegen die Menschen zusammengenommen weniger stolz als gegen die Einzelnen. Der Masse konnte sie sogar ein freundliches Lächeln zuwerfen, aber jeder Einzelfrage, jeder Einzelhuldigung warf sie mit einer eigenthümlichen Geberde sich so entgegen, daß sie sich plötzlich in ein anderes Wesen zu verwandeln schien. Neulingen in der Gesellschaft, die sie noch nicht von der Seite ihres Stolzes kannten, geschah es zuweilen, daß sie, unbesorgt über die Aufnahme ihrer Anrede, an sie herantraten und im Gewühl der vorübergehenden Erscheinungen eine jener allgemeinen gesellschaftlichen Fragen an sie richteten, die Niemand unbeholfener stellt, als wer wirklich Geist hat. Wehe dann diesen Armen! Idaline hatte für sie nichts als ein fragendes Wie? Die deutlichste und harmloseste Anrede stellte sie sich nicht gehört zu haben. Dieses Wie? war ein erstarrender Gorgonenlaut. Es war ein Ton, der die größte Fassung verwirren konnte, und was die Verwirrung steigerte, war dabei jener Triumph, in dem sie sich

wiegen durfte. Denn erst in diesem Erstarren entdeckten Viele, wie wunderbar schön sie war.

Idaline war oft von Philosophen umgeben und doch machte sie Niemand zum Gegenstand seines Nachdenkens. Man nahm dies Räthsel hin, wie es sich gab, ja man fand in den schroffen Gegensätzen ihres Wesens nicht einmal etwas Räthselhaftes. Es ist dies ein grauenhaftes Zugeständniß, welches man der großen Welt machen muß. Zauberhafte Wesen, die Ihr so stolz und ruhig Euch lehnen könnt an Euer Glück! Kalte Seelen, die Ihr das Leben nehmen könnt wie jener Römer den Fisch, der in seinen Händen sterbend noch die buntesten Farbenspiele ausathmet! Wer sah Euch nicht glänzen an der Brüstung einer Theaterloge, wo hundert Gläser auf Euch gerichtet sind, ohne daß Ihr einen einzigen Blick zur Erwiderung habt? Wer sah Euch nicht in Eure seidengepolsterten Carossen steigen, bezaubernd, feenhaft, und geschieden von der umstehenden, gaffenden Menge wie ein Wesen, das aus andern Elementen geformt scheint? Thörichter Wahn einiger empfindelnden Seelen, Euch für unglücklicher zu halten als die, die Euch beneiden! Man darf Euch beneiden um Eure Schönheit, um Eure Jugend, Euern Rang, Eure Reichthümer, aber um Nichts mit größerem Rechte, als um die Zufriedenheit mit Euch selbst, um den Stolz — auf Euer Glück!

Graf Eberhard führte Idalinen zur Tafel. Es war dies keinesweges eine Bevorzugung, die auffiel, sondern eine Huldigung, die sich von selbst verstand. Auch war sie des Grafen Nichte und überdies für heute ohne die Begleitung ihres Verlobten. Ihr Oheim, ein redseliger Alter, hatte auf seiner Sommervilla zu oft Gesellschaft, als daß gerade der heutige Abend ein hervorstechender scheinen konnte. Man erwartete nicht mehr als das gewöhnliche

Durcheinanderlaufen bekannter und unbekannter Menschen und fand auch nicht mehr. Die Säle gingen in die Gartenbosketts hinaus. Wem die grellen Lichter der Beleuchtung zu lästig fielen, dem bot sich draußen ein kühles, duftiges Dunkel. An romantische Einsamkeit war aber vor den gaffenden Bedienten, die mit Shawls und Mänteln draußen ihre Herrschaften erwarteten, nicht zu denken. Der Versuch eines Balles misglückte, wie immer, und so löste sich zuletzt Alles in Whist und Boston auf.

Die Villa des Grafen lag an einem umfangreichen See, der sich mehr in die Länge, als die Breite zog. Im Sonnenschein bot die gegen das blaue Wasser und die grünen Ufer glänzend abstechende Weiße dieses Landhauses einen reizenden Anblick. Schwäne, die der Graf zum Vergnügen der Stadt unterhielt, erhöhten die zauberische Wirkung dieses landschaftlichen Bildes. In der Nacht beim Mondenschein war der Eindruck nicht minder ergreifend. Der Graf, der ein großer Freund der Tafel und der Natur war, hatte ein Recht, auf diesen Besitz stolz zu sein. Auch wußt' er ihn sinnig auszubeuten. Er liebte es, seine Gäste durch Grillen zu unterhalten, die zuweilen ans Phantastische streiften.

So hatte er heute die sämmtlichen Equipagen seiner Gesellschaft zurückgeschickt. Wir werden eine venezianische Gondelfahrt machen, sagte er und führte die Gäste, als sie aufbrechen wollten, an die geöffneten Balkons seiner Villa. Der See lag in mondbeschienener Ruhe vor ihnen. Eine Reihe von Gondeln, behängt mit bunten chinesischen Ballons, schaukelte sich, leise bewegt durch den kaum hörbaren Anschlag der Wellen, am Ufer. Der Graf nahm keinen Widerspruch an und hatte ihn auch durch die schon fehlenden Wagen unmöglich gemacht. Am Ende des Sees harrten die Equipagen, nur die Bedienten waren mit den

nöthigen Shawls und Mantillen zurückgeblieben. Der Mond lockte zauberisch. Der stille See bot keine Gefahr. Eine sanfte Musik ertönte von den Gondeln wie der Gruß der plätschernden Nixen. Man nannte den Grafen einen Dichter, klatschte seinem Vorschlage Beifall und eilte hinunter, um in den harrenden Fahrzeugen die bequemsten Plätze zu gewinnen.

Beim Einsteigen ging es nun wirr durcheinander. Aus der Art, wie sich der Eine an Diesen, der Andre an Jenen anschloß, konnte ein Beobachter auf Neigungen schließen. Einige Boote waren überfüllt, andre fast leer. Die Ruderer mußten sich anders vertheilen, als sie es erst gewollt hatten, und so kam es, daß die Flotille abstieß und eines der erleuchteten Boote ohne Bemannung zurückblieb. In diesem Augenblick vermißte man die Comtesse Idaline. Sie hatte die Absicht gehabt, an der Wasserfahrt keinen Theil zu nehmen, hatte vergebens ihren Wagen gesucht und kam am kleinen Hafen erst an, als die Gondeln schon vom Ufer abgestoßen hatten. Es setzte die ganze Gesellschaft in Verlegenheit. Idaline stieg in das letzte übrig gebliebene Boot. Man rief, man gab das Zeichen zur Umkehr, aber in diesem Augenblicke hatte einer der gleichfalls verspäteten Gäste Idalinens Gondel bestiegen, ein auf dem Boden liegendes Ruder ergriffen und das Fahrzeug so gewandt in Bewegung gesetzt, daß es pfeilschnell durch die geöffnete Reihe der übrigen hinglitt und mit Leichtigkeit die Rolle durchführte, die man ihm einstimmig durch den Zuruf ertheilte: „das Admiralschiff!"

Idaline war so wenig gewohnt, sich um Einzelnes in ihrer Umgebung zu kümmern, daß es lange währte, bis sie dem jungen Mann, der ihre Gondel so entschlossen lenkte, auch nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte. In jenem ihr eignen, halb gedankenlosen Vegetiren nahm sie auch die

Ehre hin, die Führerin des Zuges zu sein. Sie wickelte sich, da es in der Mitte des Sees kühler wurde, tief in ihren Shawl ein und verfiel, während Alles um sie her lachte und schwatzte, in das ihr eigne majestätische Schweigen. So glitt der Zug eine Weile in geschlossener Reih und Glied über den sanften Spiegel hinweg. Allmälig wurde aber das Landhaus des Grafen kleiner, die Ufer rückten immer weiter in die Ferne und die Gesellschaft wurde stiller. Da machte der See eine Biegung und der Wind nahm eine minder günstige Richtung an. An Gefahr war nicht zu denken, aber die kleinen Nachen kamen auseinander. Das sogenannte Admiralschiff, das leichteste von allen, wurde vom Winde am nachdrücklichsten erfaßt und machte eine größere Schwenkung als die übrigen. So war es zwar immer in der Nähe der andern, aber doch für sich allein und so allein, daß Idaline zum ersten Male einen unwillkürlich prüfenden, aber kalten Blick auf den jungen Mann warf, den der Zufall zu ihrem Steuermann gemacht hatte. Sie erinnerte sich, ihn noch nie gesehen zu haben. Ohne Zweifel war er in den Sälen des Onkels an ihr vorübergegangen, aber seine Gesichtszüge hatten sich ihr nicht eingeprägt. Jetzt im Mondenlichte, in der Abzeichnung seiner Conturen gegen den blauen Hintergrund des sternklaren Himmels, fiel ihr das Wesen dieses Mannes auf. Sie wußte jetzt erst, daß er sie mit unverwandter Aufmerksamkeit während der Fahrt fixirte. Ja, es brannte ihr auf den Wangen, denn es war ihr plötzlich, als hätten schon am ganzen Abend Blicke so wie diese auf ihr geruht, Augen wie diese prüfend gehangen an den ihrigen, Worte zu ihrem Ohre geredet, die sie jetzt erst verstand. Und doch war der Fremde stumm. Er sprach nichts von der vielleicht zu kühlen Nachtluft, nichts von dem stillen Walten des Elementes, das sie durchfurchten. Er

schwieg und sein Schweigen war viel hoheitsvoller, viel ernster und geweihter als das ihrige. Das fühlte sie auch und wurde darüber unruhig. Sie sah, daß sie beobachtet wurde, daß ein männliches Auge bis tief in ihr Innerstes zu dringen suchte. Es war ihr, als wäre sie einer Prüfung ausgesetzt, und zum ersten Male ahnte sie etwas von dem Zittern, eine Prüfung nicht bestehen zu können. Noch nie hatte sie so empfunden, was Einsamkeit ist. Noch nie hatte sie gewußt, wie schaurigsüß es ist, die Einsamkeit mit einem Herzen, das man beinahe klopfen hörte, zu theilen. Wenn sich der kleine Kahn von den übrigen entfernte, bangte es ihr, und wenn er sich wieder näherte, hätte sie ihn entfernen mögen. Dazu peinigte sie dies starre Schweigen des Fremden. Es war ihr, als könnte einmal für ihre so kalten, schneidend grausamen Wie's Vergeltung geübt werden. Ihr Stolz sprang ihr zwar bei und sagte ihr: Nenne dies Schweigen eine Unart! Aber kaum hatte sie sich das gesagt, so fiel ihr Blick wieder auf den Ruderer, der im Mondenlichte einen malerischen Anblick darbot. Ein junger, aber leidend blasser Mann. Ein leichter schwarzer Mantel, die ebenmäßigsten Formen umflatternd. Um den Mund ein Zug, der zwischen leisem Spott, Lächeln und Schmerz eine nicht zu schildernde Mitte hielt. Idaline fühlte sich so gedrückt, so beengt, daß sie, um nur eine Bewegung zu machen, einen ihrer langen Handschuhe auszog und froh war, von einer in die Nähe kommenden Gondel den Ruf zu vernehmen: Was macht die Barke des Dogen?

Indem waren unsere beiden einsamen Schiffer wieder allein. Idaline sah auf ihre beringten weißen Finger und in diesem Augenblicke hatte neben ihr Jemand mit einem weichen melodischen, männlich schönen Organ gesagt: Will die Dogaresse sich mit dem See vermählen? Sie hob das

Haupt empor, wie sie sonst gewohnt war. Verwundert blickte sie den Sprecher an, der über ihre Ringe zu spotten schien. Ruhig und mit einem unendlich tiefen Seelenausdruck erwiderte er ihren strengen Blick. Und diese Ruhe entwaffnete, diese Tiefe verwirrte sie. Mechanisch, ohne Besinnung, in einem jener ihr eigenthümlichen bizarren Einfälle zog sie einen ihrer Ringe vom Finger und warf ihn in das blaue feuchte Element. Wie sie das that, das thun konnte, was sie damit sagen wollte, wußte sie nicht. Es war ihr aber so leicht, so unendlich leicht, sie athmete so frei, so triumphirend auf, daß sie mit dem alten Stolz wieder um sich blicken und einen Augenblick glauben konnte, diesem Fremden imponirt zu haben! Dieser eitle Gedanke durchrieselte sie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja sie hätte lachen können und lachte auch innerlich. Der Fremde sagte nach einer Weile:

„So weiß ich doch nun, wenn ich des Abends einsam um den See spazieren gehe, woher die Nixen ihre goldenen Krönlein haben.“

Sie antwortete nichts.

„Oder, wenn sich ein garstiger Molch mit dem Ringe schmückte!“ fuhr er fort.

Idaline ließ ihn reden.

„Es waltet ein eignes Leben da unten in der Tiefe. Wer weiß, was wir erblicken, wenn einst alle Gewässer abgelaufen, alle Meere verdunstet, alle Brunnen versiegt sind!“

Vergebens! Idaline war wieder die schöne, reiche, vornehme, stolze und kalte Idaline! Die Gondeln hatten sich wieder zusammengefunden. Der Landungsplatz war erreicht. Die Bedienten standen am Ufer. Die Wagen harrten der Ankommenden. Eins stieg nach dem Andern aus. Der Fremde bot Idalinen die Hand, um ihr beim Aus-

steigen zu helfen. Sie nahm die Hand ihres Jägers, hüpfte mit behenden Schritten an den geöffneten Schlag ihres Wagens, sprang hinein und fuhr rasselnd über die frisch gekieselte Landstraße der noch bewegten und geräuschvollen Hauptstadt zu.

2.

Am folgenden Morgen schrieb Theobald an seinen Freund Georg:

„Mein guter Georg!

Die Angelegenheiten Deines armen Freundes rücken sehr langsam vorwärts. Noch immer das Mistrauen nicht beseitigt und so lange die, welche uns straften, am Ruder stehen, wird es auch wol nicht schwinden. Ein Trost für mich ist das Gefühl, daß ich für eine gute Sache leide, und ich gestehe Dir, noch ein größerer der, daß ich in meinen Leiden Gefährten habe. Das ist die Macht des geselligen Triebes, die sich ja selbst bei Verworfenen nicht verleugnet und mich in Gerichtsstuben oft an Verbrechern gerührt hat.

Heut vor fünf Jahren, guter Georg, fielen rasselnd die Thore der Festung N. hinter uns zu. Wir waren nicht so unglücklich, als wir der freien Welt erscheinen mochten. Mit Gefühlen ungeheuchelter Theilnahme sahen die Garnison-Offiziere auf einige junge Männer herab, deren einzige Schuld vielleicht nur eine zu glühende Vaterlandsliebe war. Sie beeiferten sich, uns den trüben Entgelt, den wir für unsre Träume von der wirklichen Welt empfingen, aufzuheitern. Es überraschte sie, uns so froh hinter den Wällen wandeln, auf alten Kanonenläufen und aufgeschütteten Kugeln so gemächlich ruhen zu sehen. Brachten wir

doch in unser trauriges Loos einen innern Trost mit, die in uns lebende Welt des Alterthums, den Durst nach Wahrheit im Reiche der Wissenschaft, die tiefste Anregung unseres innersten Menschen. Nun hatten wir schon so jung die Ruhe eines Einsiedlers. Wir durften uns sehen, sprechen, unsere Meinungen austauschen. Du wecktest Deinen innern Dichter auf und strömtest Dein edles Herz in Liedern aus, denen grade das Gefühl der Beengung und Begrenzung jenen hinreißenden Ausdruck gab, den man jetzt an Dir so bewundert. Ich freilich fand nicht so schnell wie Du den harmonischen Trost, der für den Dichter schon in der äußern Harmonie seiner Reime liegen muß. Ich grub mich in den Boden der Speculation ein, trieb sogar die Schatzgräberei des Mysticismus, formte noch lange aus Brotrinde Staaten und marterte mich, zu entdecken, was wol jenseits jener goldnen Abendwolken läge, die die Sonne zurückließ, wenn wir, wandelnd auf den Festungswällen, sie scheiden sahen. Fünf Jahre dauerte das! Was sind wir reif geworden!

Guter Georg, wir sind für unsre Jugendträume amnestirt, aber es ist doch, als wenn uns ein Kainszeichen eingebrannt wäre! Mir zumal, der ich, was man so nennt, von guter Familie bin, tritt überall ein finsteres Mistrauen entgegen. Und kann ich es den Staatslenkern verargen? So verächtlich ihnen jener Eifer sein muß, den einige der durch das Unglück raschbekehrten Träumer allzudienstwillig an den Tag legten, ebenso ängstlich muß ihnen ein so trübes Auge sein wie das meinige, ebenso verdächtig dies still in mir glimmende Feuer, mein Ernst, meine Wehmuth, die ich noch immer nicht verbergen kann, wie damals, Georg, als wir zum ersten Male uns wieder frei nennen konnten und unser Auge über den Wiederanblick der unscheinbarsten, bisher vermißten Dinge

sich mit Thränen füllte. So schleich' ich denn hier in der Residenz umher, am hellen Tage wie ein Nachtwandelnder. Ich finde Alles so verändert, Alles so sonderbar umgestaltet. Was sich früher suchte, flieht sich jetzt. Die Menschen ordnen sich mehr als je den Dingen unter. Sie haben denselben politischen Glauben, der uns zum Verbrechen angerechnet wurde, aber sie bekennen ihn nüchterner. Die Freiheit ist bei ihnen eine Verstandessache geworden, eine Erwägung der Umstände, eine Berechnung ihrer bessern und besonders staatsökonomischen Vortheile. Aber auch die Herrscher find' ich gereifter, ja einige unter ihnen idealischer gestimmt als die Masse. Es ist ein großes Chaos, Georg. Du bist glücklich in Deinen Liedern. Wer Einzelnes sucht, wer sich begnügt, dem Leben ein Atom abzugewinnen, der konnte zu keiner glücklicheren Zeit geboren werden als der jetzigen.

Ich habe einen glänzenden alten Namen, der mich drückt, weil ich arm bin. Ich werde in den Kreisen, in die ich eintrat, mit Achtung behandelt. Aber diese Achtung zollt man nicht meinem Menschen, sondern meiner Visitenkarte. Ich bin recht unglücklich, überall Höflichkeit, aber keine Theilnahme zu erblicken. Ich sehne mich nach mehr als Freundschaft, ich sehne mich nach Liebe und muß mir wieder die grausame Ueberzeugung eingestehen, daß ich auf Liebe keine andern Ansprüche habe als die, welche in dem werthlosesten Papiere liegen, mit dem man nur in die Gesellschaft eintreten kann, in dem Freibriefe — Mensch zu sein! Ach, wie mich das alles untergräbt und entmuthigt! Die größte Strafe empfindet der Eingekerkerte vielleicht erst dann, wenn er befreit wird. Er sieht, daß während der Zeit seiner Leiden die Welt nicht stille gestanden, sondern auch ohne ihn weiter gegangen ist, er

fühlt, daß er zurückgeblieben, und die Kraft versagt ihm, sie wieder einzuholen.

Dennoch muß ich in all dieser Betrübniß zuweilen lächeln. Ich sehe einige unsrer alten Genossen, ja selbst einige der Leidensgefährten um jeden Preis nach einer Unterkunft sich abmühen. Hundertmal da und dort abgewiesen, gleichen sie Stehaufmännchen, die immer wieder auf das dicke Ende fallen, wenn man sie auch hundertmal auf den Kopf stellte. Einige haben Bräute, die zu verblühen drohen, wenn nicht bald eine Anstellung und die Ehe das Wasserglas wird, in welche sie der arme Stellenjäger setzen kann. Andere suchen wieder eben durch Bräute zu diesem Unterkommen zu gelangen. Die größten Aesthetiker sind gegen die Häßlichkeit nachgiebig geworden. Ich erlebe die drolligsten Combinationen und muß oft lachen, was nicht alles die Liebe für Formen annehmen kann. Auch mir hat man Umwege angerathen, um zu einer Anstellung, deren ich wol bedarf, zu kommen. Man hat mir die Schwächen einflußreicher Männer verrathen und mir die Mittel genannt, um auf diese Schwächen zu wirken. Wie kann ich das, Georg! Ich erröthete, als ich mir bei dem Justizpräsidenten, dem Grafen Eberhard, die Schwäche beikommen ließ und ein sehr mittelmäßiges Gemälde, das er für einen echten Rubens ausgibt, wenigstens für eine gute Rubens'sche Copie erklärte. Ich genügte ihm nicht, weil eine Reihe von stellesuchenden Candidaten ihm das Bild schon zu einem echten Rubens geschmeichelt hatte, und genügte mir nicht, weil ich eine Schülerarbeit für die Arbeit eines Meisters, wenn auch nur in der Copie, hatte gelten lassen.

Wie ich über die Liebe empfinde, Georg, weißt Du! Seit dem Tode meiner unvergeßlichen Schwester hat mich kein weibliches Wesen mehr befriedigen können. Ich ver-

mißte überall, was meine Sophie mir war, etwas Ewiges, etwas Jenseitiges. Drum ging sie ja auch hinüber — — — In der fünfjährigen Einsamkeit, die grade den pulsirendsten Theil der Jugend traf, mag sich auch die idealische Vorstellung vom Wesen der Weiblichkeit zu hoch gespannt haben. Und wo man lieben könnte, darf man dort immer die Blicke hinrichten? Wie steht das Alles so fern von uns, wie schwebt das so über uns her! Wir Armen, die wir nichts haben, am wenigsten Glück! Oft ergreift mich eine bittere Misanthropie! Und grade da am meisten, wo sich Andere zerstreuen und von Misanthropie heilen, im Theater, auf öffentlichen Spaziergängen, in Gesellschaften, auf Bällen. Welche Jugend, welche Schönheit, welcher Reichthum! Aber nichts für uns! Kalte Herzen in flammenentzündenden Formen! In diesen höhern Cirkeln gibt es Weiber, die mich verstehen lehrten, wie man um ihren Besitz seine Seligkeit opfern könnte. Du siehst sie umflattert von Schooskindern des Glückes. Du empfindest jenes grausame Seitwärtsstehen, jenen unauslöschlichen Neid des Brakenburg, den Goethe im Egmont um so treffender zu schildern wußte, als Goethe selbst mit seiner triumphirenden Egmontnatur der überall Bevorzugte und Glückliche war. Ach, Georg, und dann neckt Dich der humoristische Zufall und gönnt Dir nur einen Augenblick so an einer majestätischen Alleinherrscherin im Reich der Schönheit und des irdischen Glückes nur wie von ungefähr einmal vorbeizustreifen. Du ruderst mit ihr auf einem Kahne. Du gleitest in einer zauberhaften Mondnacht mit ihr über einen stillen See, die Hängeweiden an den Ufern blicken so melancholisch in die Tiefe, die Wasserlilien ragen so träumerisch aus dem grünen Geblätter des Grundes hervor, aber kein Mondenstrahl, kein poetischer Hauch dringt in ihr Herz. Ein Schiffer bist Du ihr und Dir —

ist sie vornehm. Diese Kälte, dieser Blick! Georg, da fröre der Ton in Deiner Leier an, wenn auch ihre Schönheit Dich zu einem Liede hinrisse! Sie ist bizarr, sie kann von ihren Ringen, wenn Du es scherzend verlangst, einen in die Tiefe werfen, einer Lilie in den Kelch, einem Frosch in den Mund oder auch — sie zeigt Dir, daß sie reich ist, wie man sonst zerriebene Perlen in den Wein schüttete, nicht um ihn feuriger, sondern um ihn theurer, banquiermäßig kostspieliger zu machen — ach, Georg, das ist eine traurige Welt. Das Mädchen heißt Idaline. Und dies kalte Herz, staune und belächle mich, könnt' ich lieben, wenn es nicht schon einem Andern gehörte. So ists hier mit Allem. Frage nach, wo Du willst; was Dir gefällt, ist sicher immer schon vergeben. Armer Georg, auch die Stelle, um die ich mich für Dich bemühen sollte. Graf Eberhard vermag viel und der Vater jener Idaline noch mehr. Ein solches Wesen brauchte nur zwei Zeilen auf ein Zettelchen zu schreiben, es ihrem Papagey zwischen den Schnabel zu stecken, den Papagey durch ihren Bedienten in die Zimmer des guten Papa zu spielen, Excellenz würden lächeln und die Bitte ist erhört. Ich muß aufhören, damit wir nicht noch einmal fünf Jahre bekommen. Ich scheine Dir gewiß heiter, und doch bin ich betrübt. Leb wohl, Georg!"

Während Theobald in einem Zimmer dritten Stockes diese Zeilen an seinen Freund schrieb, waltete Idaline schon in gewohnter Weise in ihren reizend gelegenen Zimmern, von denen eins nach dem großen Platze, an welchem das Palais ihres Vaters lag, das andere auf den anstoßenden, mit Orangerien übersäeten Garten hinausging. Man konnte nicht sagen, daß Idaline von jenem Misgeschick geplagt wurde, welches man gewöhnlich mit großen Reichthümern verbunden glaubt, von der Langenweile. Ohne daß irgend etwas Gemeines, irgend eine häusliche Anfoderung in

ihren Kreis drang, hatte sie doch mit hundert Dingen, die ihre nächsten Verhältnisse berührten, vollauf zu thun. Da galt es Einladungen machen, Besuche annehmen, Billete beantworten, Modezeitungen durchblättern, Conferenzen mit Modistinnen, die übliche Ausfahrt, den Besuch irgend einer grade an der Tagesordnung stehenden Merkwürdigkeit, kurz man irrt sich, wenn man glaubt, daß der Müßiggang ohne Beschäftigung ist.

Zu diesen mühevollen Anstrengungen kamen jetzt noch die Vorbereitungen zu der Vermählung. Idaline war nicht ohne praktisches Geschick. Sie lachte nicht wie eine selige Braut und scherzte über ihre Mutter, als diese sie heute in einen Saal führte, wo auf lang ausgespannten Eßtischen die ganze Aussteuer an weißem Zeuge ausgebreitet war. Diese Hunderte von Tüchern, Servietten, diese dutzendweis geordneten Wälle glänzend gebleichter Leinwand durchmusterte sie nicht etwa mit flüchtigem Blick und drehte sich dann, in die Hände klatschend, auf dem Absatz herum, um ihr Mütterchen zu umarmen; sondern mit jener Hoheit, die sie nie verließ, schritt sie auch hier durch die aufgethürmten Gänge, nahm sorgfältig die Verzeichnisse entgegen, prüfte die gesteppten Säume an der feineren Wäsche, die Dauer der Nähte an der gröbern, tadelte hier und da die mislungenen rothen Zeichen, den Buchstaben I, der mehr einem J ähnele, die allzuplumpe adelige Krone, kurz jene ihr eigne Humorlosigkeit würde sich auch nicht beim prüfenden Anschauen der Küchengeräthschaften verleugnet haben, wenn nicht diese Musterung bereits vor einigen Tagen vorgenommen gewesen wäre.

Im Gegentheil war ihre Art heute noch ernster als gewöhnlich. Ein eignes, mehr als je nach innen gewandtes Nachdenken gab ihr sogar etwas Feierliches und Verklärtes. Die Mutter schob die Schuld dieser Stimmung,

die sie aber Verstimmung nannte, auf die nächtliche Wasserfahrt, die sie ihrem Bruder, dem Grafen recht nachdrücklich vorzuwerfen gedachte.

Wollen wir nicht lieber die Gesellschaft heut Abend absagen lassen? fragte die besorgte Frau.

Ich sehe keinen Grund, antwortete Idaline und beschloß, da es fünf Uhr geschlagen und die Mittagszeit heranrückte, ihre Toilette zu machen. Sie ging in ihr zierliches Boudoir. Willenloser als je gab sie sich der Phantasie ihres Kammermädchens hin, die sie schmückte. Es war sechs. Mehre Wagen rollten schon an und brachten die Gäste, die heute bei ihnen speisten. Idalinens Toilette war beendet. Es fehlten nur noch Armband und Ringe. Das Armband ließ sie sich anlegen. Als aber ihr Mädchen ihr eine kleine zierliche Pyramide hinhielt, an welcher sie die seltne Auswahl ihrer Ringe aufzuhängen pflegte, wies sie mit einiger Heftigkeit für heute diesen Schmuck zurück. Es war ihr seltsam, als sie zu Tische ging.

Wie oft sah sie an der Tafel ihres Vaters Männer, die sie nicht kannte. Unwillkürlich fuhr sie über die im vorderen Salon versammelte Gesellschaft und nahm von Andern Notiz, was ihr nie begegnet war. Bei Tisch standen einige Sessel leer. Sie konnte sich nicht der Träumerei erwehren, es müßte die Thür aufgehen und sonst noch Jemand zu den schon Geladenen sich gesellen. Sie fragte, wer noch fehle? Alles das war ihr nie geschehen und fiel auch auf bei Denen, die sie kannten. Nach der Tafel war Spiel und Gesellschaft, zu der die Gäste sich mehrten. Ihre Mutter redete ihr zu, sich zurückzuziehen. Sie gestand ein, daß ihr nicht wohl wäre, und doch blieb sie. Sie wußte nicht, was sie fesselte, was sie heute zog, ihr Auge über den Saal hinschweifen zu lassen, ihre Blicke unverwandt auf die Eingangsthüren zu richten. Nie hatte sie

dem laut anmeldenden Bedienten ein Ohr gegönnt. Heute verglich sie jeden ausgerufenen Namen mit dem Eintretenden, der ihn führte. Dann als man anfing, eher zu gehen, als zu kommen, als sie gewiß war, daß die Eindrücke, die sie für diesen Tag erwarten durfte, vorüber waren, da fühlte sie eine Leere, eine Nichtbefriedigung, die sie früher nicht gekannt hatte. Still entfernte sie sich. Langsam schritt sie ihren Zimmern zu. Der Bediente leuchtete ihr voran. Der Mond schien klar und groß auf den grünen Fußteppich. Auf dem Schreibtisch lag ein Brief. Mit einer Hast, die sie nie gekannt hatte, griff sie darnach. Er war von ihrem Verlobten. Da ließ sie ihn wieder fallen. Der Bediente ging. Er hatte noch die Vorhänge des Fensters schließen wollen. Sie hatte es nicht gewollt und so saß sie mit gestütztem Haupt am Fenster und blickte in den sanften Frieden des Himmels.

Nun erst trat das, was sie den Tag über von sich fern gehalten hatte, lebensgroß vor ihr Auge. Sie war im Geist auf dem See. Sie gehüllt in ihren Shawl. Der Fremde rudernd. Sein prüfendes Schweigen. Das schwere erdrückende Uebergewicht eines Geistes, der ihr zu trotzen schien. Das sanfte Hingleiten über den Wasserspiegel. Die lautlose Ruhe, unterbrochen nur von dem Knirschen des Kieselbodens, wenn das Ruder hineinfuhr oder an den sumpfigen Stellen von dem Geschilf, an das der gleitende Kahn streifte. Des Ringes gedachte sie noch nicht. Sie lebte nur der Erinnerung an die Situation und an den, der ihr so neu und von den andern Männern so abweichend erschienen war. Zum ersten Male fühlte sie etwas von dem unendlichen Glück, gehorsam zu sein denen, die man liebt. Es wurde ihr wohl und wehe; niederknien hätte sie mögen, sich schmiegen vor einer ihr fremden, unbekannten Macht. Gehorchen, dulden, regiert werden, es war ihr eine neue Empfin-

dung, eine so süße, bestrickende, daß sie die Sterne hätte herabziehen, den Zephyr an ihre Brust drücken mögen. Eine Wolke legte sich vor den Mond. Da dachte sie endlich an den Schlummer. Sie entkleidete sich selbst. Flüchtig öffnete sie den Brief, der auf ihrem Tische lag. Ihr Verlobter kündigte auf morgen seine Rückkehr an. Ihre Stirne wurde trüber. Sie wollte ihr Licht auslöschen. Noch einmal lehnte sie sich in einen Sessel, schlaff hingen die Arme herunter, die Hände hielten den zerknitterten Brief. Wie sie so zum letzten Male sann und sich in träumende Erinnerung verlor, fällt ihr der Ring ein. Welchen mag ich wol von mir geworfen haben? fragt sie sich mit einer plötzlichen Ahnung. Sie sieht nach der kleinen Pyramide. Sie waren alle da, nur einer fehlte. Der fehlende war ihr Verlobungsring.

3.

Graf Waldemar hatte zur bevorstehenden Vermählung auf seinen Gütern mancherlei Vorkehrungen zu treffen. Als sie beendet waren, kehrte er zurück, mit dem sehnlichsten Verlangen, Idalinen, seine Braut, jetzt in der kürzesten Zeit die Seine zu nennen. Von Seiten der Eltern stand dieser Eile nichts im Wege. Und auch Idaline war gerne gewillt gewesen, dem bisherigen Brautstande, der immer etwas Halbes und Beengendes an sich hat, schnell ein Ende zu machen.

Graf Waldemar war seiner Braut in vielen Aeußerlichkeiten ähnlich. Erbe eines bedeutenden Vermögens, erlaubten ihm seine Umstände, eine vortheilhafte Figur ins glänzendste Licht zu stellen. In der Staatsverwaltung nahm er bereits einen nicht unwichtigen Platz ein und hatte die Aussicht, die höchsten Stellen einst noch um so mehr

zu bekleiden, als der Regent es liebte, die Träger alter berühmter Namen in seine nächste Umgebung zu ziehen. Die Auszeichnungen, deren Waldemar sich schon in so jugendlichem Mannesalter rühmen durfte, verdiente er. Sein Geist war mannichfach gebildet. Er begann keine Arbeit, zu der er nicht weislich sich vorbereitet hatte. Er nahm Belehrung an, war nachgiebig gegen Unterrichtete und zeigte Ernst in der Ausführung dessen, was ihm nützlich und weise schien. An seinem Gemüth hatte Niemand Ursache zu zweifeln. Er war gefällig, wohlthätig, ja, in einem gewissen Grade auch leutselig. Daß er schroffer schien, als er es meinte, war die Folge seiner schönen, wahrhaft erhabenen Gestalt, die ihn verhinderte, sich allzu lebhaft zu bewegen und ihn zwang, jene Geschmeidigkeit, die seinen imponirenden Formen nicht würde schön gestanden haben, zu vermeiden.

Graf Waldemar war der Erste, der um Idalinens Hand anhielt. Sie sagte: Ich wüßte nicht, warum ich sie ihm verweigern sollte! Ihre Mutter fügte hinzu: Er ist ein schöner Mann, bei seinem kaum vollendeten dreißigsten Jahre ein junger Mann, er ist reich, liebenswürdig in seinem Wesen, er spielt gut Boston, wodurch die Schwiegermutter doch auch etwas von ihrem Schwiegersohn hat, seine Zukunft wird die glänzendste sein, seine Hand ist gesucht — Du hörst es ja, hatte sie Idaline unterbrochen, ich schlage sie nicht aus. Und alle Welt kam darin überein, daß dieser Bund so sein müsse und sich von selbst verstünde.

Innerlich waren freilich beide Naturen darin verschieden, daß Waldemar nicht so gedankenlos vegetirte wie Idaline. Sein Gemüth athmete Wohlwollen. Zwar lag es ihm fern, über irgend etwas recht heiter zu lachen, eine gewisse Steifheit der Erziehung und Trockenheit des

Temperaments verleugnete sich in keinem seiner Worte, aber fern war ihm Stolz, fern das Bewußtsein seiner Vorzüge. Seine Liebe zu Idalinen, an der man nicht zweifeln konnte, seine Bewerbung um ihre Gunst, seine Zärtlichkeit als Verlobter hatten den Charakter einer conventionellen Artigkeit, einer freiesten zwar, aber doch nach der Regel geübten Etikette. Wer sie beobachtete, die beiden Verlobten, wer in der Gesellschaft ihnen einen tieferen Blick widmete oder sie verfolgte, wenn sich Idaline an seinen Arm hängte, der mußte es schön finden, wie zwei Liebende im Genuß ihres Glückes sich so mäßig zeigen und auf die Zukunft noch so viel Vertraulichkeit zurücklegen und aufsparen konnten. Es war keine Frage, daß diese Ehe eine in jeder Beziehung glückliche werden würde.

Und in Idalinen selbst herrschte darüber kaum ein Zweifel. Die Ehe war für sie ein Stand, dem sie nicht ausweichen konnte. Sie dachte sich wenig Unterschied darin, ob sie nun in den Cirkeln ihres Vaters oder ihres Gatten die Königin der Gesellschaft sein würde. Auf eine Beglückwünschung über die mannichfachen Veränderungen, die ihr bevorständen, hatte sie gesagt: „Veränderungen? Mein Wagen wird künftig ein anderes Wappen führen.“ Sie empfand für Waldemar ein herzliches Wohlwollen. Sie hielt dies Wohlwollen für Liebe. Es machte sie glücklich, daß an Waldemar sie nichts beleidigte. Wie vielerlei stieß sie an den Andern ab! Wie lächerlich erschien ihr die Mehrzahl der Männer! Es that ihr wohl, daß ihrem Verlobten jedes Wort, jede Handlung so angemessen stand, daß ihn eine Harmonie umgab, die Willen und That, Anfang und Ende, Plan und Ausführung stets in das anmuthigste Gleichgewicht brachte. Das war es, was ihr diesen Mann so über alle emporhob! Seine edle Zurückhaltung, sein Vermeiden jeder aufdringlichen und un-

zeitigen Vertraulichkeit, die befangene Art seiner kleinen Zärtlichkeiten setzten sie oft in Verlegenheit. Sie fühlte, daß er mehr fodern durfte, als er verlangte. Sie mußte sich sagen, daß es etwas in ihr gäbe, worauf er Anspruch machen dürfte, und dieses Selbstgeständniß machte ihr Empfindungen, in denen sie sich edel und bräutlich vorkam. Dabei wurde ihr nicht zugemuthet, in ihrem bisherigen Dasein irgend etwas zu verändern. Keine ihrer Ansichten wurde bestritten, keine Maxime verworfen. An ihrem Selbstgefühl rüttelte nicht der leiseste Zweifel. Sie zog mit klingendem Spiel aus dem einen Stand in den andern. Warum sollte sie Veranlassung nehmen, über diesen Tausch so ernsthaft nachzudenken oder dem Wort Liebe, das ihr nicht fremd war, ein tieferes Nachforschen, ein ernsteres Belauschen der innersten Sprache ihres Herzens zu widmen?

Nach dem Abende auf dem See, nach der Entdeckung mit dem verlorenen Ringe war nun freilich Alles anders geworden. Sie fühlte in sich ein so unendliches Bedürfniß des Gehorchens und Unterordnens, daß sie erschrak, als sie entdeckte, daß ihr das Gehorchen und Unterordnen unter Waldemar diese Seligkeit nicht geben könnte, die sie schon einst wirklich und dann in der Erinnerung empfunden hatte. Waldemar war zurückgekehrt. Er hatte Idalinen mit größerer Innigkeit als je an sein Herz gedrückt. Er hatte den, wie es hieß, zufällig verlorenen Ring scherzend durch einen neuen ersetzt und die Hochzeit noch früher anberaumt, als sie vor seiner Reise in Aussicht stand. Idaline heftete in unbewachten Momenten ihren Blick auf ihn. Minutenlang konnte sie ihn prüfend belauschen und sich in Gedankenreihen verlieren, für die es keinen möglichen Ausweg, keine in den Verhältnissen begründete Lösung gab. Immer klangen die Worte: Die Dogaresse sollte sich dem See ver-

mählen! an ihrem Ohr; sie sog die Melodie eines Organes ein, in dem für sie etwas so Zaubervolles und Rührendes lag. Sie gedachte des Ringes und dieser lustdurchzitterten Genugthuung, in schalkhaftem Gehorsam gethan zu haben, was man kaum verlangte — Das war in ihr wie ein mystischer Vorhang, vor dem das Kind im Theater sitzt und sich ausmalt: Welche Welt waltet dahinter! Nun regte sie noch vollends Waldemar selbst auf, als er scherzend des Abends erwähnte und mit harmloser Absicht sagte: Herr von Theobald hat Sie ja gefahren? Es durchzuckte sie wie ein Schlag, als sie nun für all ihre Unruhe und Pein wenigstens einen Namen hatte.

Einige Tage darauf schrieb Theobald wieder an seinen Freund Georg:

„Mein guter Georg!

Dein armer Freund muß Dich glücklich preisen. Dich, den Lehrer der Religion, nimmt versöhnend die Religion wieder auf. Da hat sich nichts verändert, seit tausend Jahren der gleiche Brauch, der gleiche Wahn, der gleiche Glaube. Dein kleines Dorf seh' ich im Sonnenlichte schimmern. Es lehnt sich friedlich mit seinen blinkenden kleinen Fenstern an die Wand des Gebirges, die es vor dem Ostwinde schützt. Die Glocke ruft zum Dienst des Herrn und Du verrichtest ihn, im schwarzen feierlichen Kleide, mit Würde und durchdrungener Ueberzeugung. Erhalte Dir der Himmel diesen Frieden, auf den Du Dich mit bescheidener Beschränkung vorbereitetest! Deine Worte dürfen Zeugniß für Dich ablegen. Niemand verlangt von Dir andere Thaten als die üblichen Hülfsleistungen des Seelsorgers. Du hast in in Dir selbst einen Sprecher, der am beredtsten für Dich spricht. Und wer könnte den Grund Deiner Begeisterung bezweifeln, wenn er sieht, daß eine

Gemeinde durch Dich im sittlichen Ernste wächst und der Same aufgeht, den Deine segnende Hand gestreut?

Mit mir ist das nun Alles anders. Ich fühle recht, wie wol für immer der Grund verdorben ist. Das Vertrauen stellt sich so leicht nicht wieder her. Die erste Anlage meines Lebens ist verfehlt. Was mir auch begegnen mag, immer wird ein trüber Nebel bleiben, der meine Vergangenheit bedeckt. Ich kann das nicht ändern. Ich entschuldige auch diese mistrauischen Menschen, wenn sie vor mir die Augen niederschlagen und mich vermeiden. Nur das kann mich empören, wenn man für die Möglichkeit, mich wieder in den Gang der gegebenen Verhältnisse einzureihen, grell aufgetragene Beweise von mir verlangt. Diese lasterhafte Umkehr einiger unserer Freunde, dieses gewissenlose Hinüberstürzen in das Gegentheil der früheren Ueberzeugungen werd' ich nie über mich vermögen und von einem Staate, der diesen jähen Schritt von mir verlangte, lieber auf ewig Abschied nehmen.

Ich spreche das so hin, wie's mir in der Seele lebt. Es ist ein Theil der Zweifel, die mich bestürmen. Ach, Georg, dies neue blendende Licht der Freiheit thut meinem Auge weh. Ich sehne mich nach Deinem kleinen friedlichen Dorfe, wo alle diese Strahlen sich schön milder brechen. Hier gehen zu viel Wunden auf. Es ist eine Welt, die uns nichts Fertiges, nichts Beruhigendes gibt. Deine blühenden Bäume, Deine weidenden Heerden, Deine grünen Matten sind, was sie sind, sie preisen Gottes Herrlichkeit. Aber was man hier erlebt, was man hier vom Dasein hinnehmen muß, das kommt nie so einfach, wie es sich zu geben scheint. Nicht enden wollen diese Aufregungen, diese Bedrängnisse der innersten Gedanken, diese ewigen Herausfoderungen unseres freien, gesunden Urtheiles. Kein Abend, wo ich mich nicht erschöpft auf mein Lager würfe, keine Gesell-

schaft, aus der mich nicht ein überwältigendes Gefühl von Nichtbefriedigung hinaustriebe, die Einsamkeit zu suchen. Und wo fändest Du hier Einsamkeit? Wir haben Gärten und Felder, wie Du am paradiesischen Fuße Deines Berges, aber Du begegnest Glücklichen, ich begegne nur Zweifelnden und Schmerzbewegten, die wie ich dies Bedürfniß des Alleinseins haben. In großen Städten ist die Natur ein Krankenhaus.

Du wirst glücklich sein an der Seite Deiner Emma. Und wenn Dich nichts an sie bände, als die Treue, die sie Dir fünf Jahre bewahrte, ich meine, so etwas müßte für das ganze Leben ausdauern, das müßte sich mildernd auf jeden Sturm, versöhnend in jeden kleinen Hader legen. Mir wird nun auch dieses Glück versagt bleiben. In dieser Zeit heißt es: Ohne Heerd keine Liebe. Und wer weiß, wozu es so besser ist! Wo fänd' ich eine Hand, die sich unerschrocken durch die Strudel meines Gemüthes hindurchruderte, wo fänd' ich ein Herz, das nicht erschräke vor dem Krampf, den ich gezwungen bin, Leben zu nennen! Mir ein Wesen auf meine geistigen Bedürfnisse abzurichten, was so viele Frauen — lieben und so viele Männer geliebt werden nennen, das würde mich ermüden und um alle schöne Täuschung bringen.

Du warnst mich wegen Idalinen. Du fürchtest meinen stürmischen Sinn, den grade die Schwierigkeiten zu Eroberungen reizen. Du legst einen Nachdruck darauf, daß sie verlobt wäre. Wo denkst Du hin, Georg! Einmal mußt Du wissen, daß ich der Sphäre, in welcher sich jene wunderbare Schönheit bewegt, nicht angehöre, ja auch in der ungefähren Entfernung, in welcher ich wol hoffen dürfte, ihr einmal zu begegnen, nur ein Geduldeter bin. Wenn ich Dir sage, daß der Verlobte Idalinens Graf Waldemar, dieser zukunftreiche, junge Staatsmann ist, dann wirst Du mir glauben, daß

es Wahnsinn wäre, hier nur an die Möglichkeit irgend einer Berücksichtigung, geschweige einer Neigung zu denken.

Das muß ich Dir aber doch erzählen, daß ich sie in diesen Tagen wieder einmal flüchtig gesehen habe. Es ist mit dem beginnenden Herbst jetzt die Kunstausstellung eröffnet. Man kann hier gewiß sein, vor den Gemälden Menschen zu sehen, denen es Belehrung und Genuß gewährt, die Schönheiten eines Kunstwerkes wissenschaftlich zu zergliedern oder auch nur durch Instinkt als Laie zu empfinden, aber unendlich größer ist die Zahl jener Besucher, die als wandelnde lebende Bilder nur sich betrachten lassen wollen. Die Kunstausstellung ist das Stelldichein der schönen Welt. Ich sah Idalinen am Arm ihres Oheims. Sie hatte mich nicht bemerkt, und das war mir lieb, denn das Blut schoß mir auf die Wangen. Welche Thorheit! wirst Du sagen und doch konnt' ich meiner Bewegung nicht Meister werden. Der eingebildete Gemäldekenner, Graf Eberhard, tadelte jedes Bild. Alles war ihm verzeichnet, hier etwas zu kurz, da etwas zu lang. Keine Beleuchtung wollte ihm genügen, überall schienen ihm Licht und Schatten unrichtig vertheilt. Und dieses Gerede, weil es von einem besternten Herrn kam, nahmen die Anwesenden für Orakelsprüche. Zu jedem Bilde, das hier verfehlt war, hatte der Graf in seiner Galerie einen Pendant, wo man das Richtige treffen würde. Idaline löste sich von seinem Arm und betrachtete durch ein Lorgnon mit ruhiger Gelassenheit die Bilder, die sie wenig zu interessiren schienen. Jene gedankenlose Zerstreuung, die mir schon früher an ihr aufgefallen war, schien sich ihrer heute mehr als je bemächtigt zu haben. Eine leichte Blässe hob ihre Schönheit nur noch reiner hervor. Sie schien es nicht zu bemerken, daß gruppenweise das anwesende Publicum ihr nachwallte, stehen blieb, wo sie stand, und jeden Blick auffing, der un-

ter dem kleinen seidenen Hute nur zu erhaschen war. Einer dieser Blicke fiel auch auf mich. Ob sie wol noch den nächtlichen Ruderer kannte, den ihr Stolz so kühl angelassen hatte? Wie sie mich sah, sah sie fort. Entweder kannte sie mich nicht, oder es mochte ihr unangenehm sein, mir wieder zu begegnen. Dafür hielt mich Graf Eberhard fest: „Sie haben meinen Rubens bezweifelt, Herr von Theobald, und nun frag' ich Sie, kann sich ein einziges dieser neuern Gemälde im Lichteffekt mit der Perle meiner Sammlung vergleichen? Ich will Ihnen nachweisen, daß jede der hier und da hervortretenden Schönheiten an diesen neuern Malern irgend einem alten Vorbilde entnommen ist, ein Nachweis, den ich selbst mit meiner kleinen Sammlung durchführen kann — drüben jener Fischerknabe ist gut gemalt, aber die Füße sind viel zu braun. Fischer stehen so oft im Wasser, daß man ihre Füße nicht sauber und rein genug malen kann. Besuchen Sie mich, ich zeige Ihnen einen Petri Fischfang, der unzweifelhaft ein Caracci ist. Sie sollen über das Incarnat der Fischerfüße erstaunen. Und so vermiß ich durchgängig das Charakteristische. Wie gehts Ihnen, Herr von Theobald?" Damit ließ er mich stehen und ging mit der großen großen grünen blechernen Gemäldebrille weiter. Dieses Wie gehts Ihnen? ohne eine Antwort abzuwarten!' Georg, dies ist so ein Charakterzug aus dieser civilisirten Welt.

Natürlich hatte auch Idaline nichts für mich, kein Wort, keinen Gruß, nicht die Spur einer Erinnerung an einen Abend, der ihr wie tausend andere war, an dem ich armer, freudenarmer Mann noch wie an einem Almosen zehrte. Jetzt warf ich ihn auch überdrüssig hin. Und wie nun gar mit eilendem Schritt die hohe Gestalt des Grafen Waldemar durch die Säle schritt, am Ende der ölduftenden Räume seine Braut erreichte, zärtlich begrüßte, sie an

den Arm nahm und Beide ein Herz und eine Seele schienen, da hätte es mich unwiderstehlich fortgezogen, wenn ich nicht noch einmal das Opfer der kunstgeschichtlichen Kritik des Grafen Eberhard hätte werden müssen. Er ließ mich nicht los. Er behauptete, das Resultat auch dieser Kunstausstellung wäre wieder ein so leeres, daß es ihn um so mehr schmerze, unter den vielen Bewunderern seines Rubens nur mich zu vermissen. Ich muß Ihnen dieses Bild noch einmal zeigen, sagte er — Idaline stand mit ihrem Verlobten dicht in der Nähe — besuchen Sie mich morgen früh um eilf Uhr in meiner Villa, ich häng' Ihnen das Bild so, daß Sie eine bessere Beleuchtung haben als neulich, und ich bin überzeugt, Sie bitten mir Ihre Blasphemie freundlich ab. Werden Sie kommen?

Um eilf, Herr Graf! sagt' ich lächelnd und entfernte mich.

Verurtheile mich nicht, lieber Freund, wenn ich Dir gestehe, daß es meine Absicht war, dem wunderlichen Mann abzuschreiben. Wir beklagen uns, daß es so viel Thorheiten in der Welt gibt, und bietet sich uns einmal eine Gelegenheit dazu, eine Thorheit gründlich zu bekämpfen, so sind wir zu schwach dazu. Freilich wirst Du mich der Schroffheit anklagen, Du wirst mir sagen, daß man es jenen Männern, die den Rubens für echt erklärten, nicht verdenken kann, weil sie dadurch in ihrer Laufbahn befördert worden sind, aber ich gestehe Dir, so viel Mitleiden ich mit solchen Wesen habe, die durch eine fixe Idee geisteskrank geworden sind, so sehr haſſ' ich diese fixen Ideen bei Geistesgesunden. Sind es nicht Alles fixe Ideen, die sich gegenwärtig in die Herrschaft der Welt theilen und es dem Lichte so schwer machen, sich durch die Finsterniß Bahn zu brechen?

Dennoch bin ich gegangen, aber wer weiß, ob Du

mich nicht noch mehr tadelst, wenn ich Dir den Grund sage, warum ich mich überwand. Nenne mich schwach, nenne mich eitel: ich ging um Idalinen. Wie, sagte eine Stimme in mir, wenn sie einen Morgenbesuch im Garten des Onkels machte, wenn sie doch ein Wort, ein Etwas, ein — leises, freundliches Lächeln nur für Dich hätte, und — lächle nicht, Georg, ich ging noch weiter. Als der Onkel so genau die Stunde bestimmte, wo ich ihn treffen würde, da war es mir, als wenn plötzlich in Idalinen eine Bewegung vorging. Ihre Lippen öffneten sich wie von einem leisen Schreck, ihr Auge nahm eine Glut an, die ich sonst in ihm nicht bemerkt hatte, es durchzuckte mich wie in einem überirdischen Einverständnisse mit einem Wesen höherer Art, ich konnte nicht schlafen, ich malte mir die Gedanken aus, daß sie wie von ungefähr beim Grafen erschiene, daß sich ein unterirdischer Weg zwischen uns Beiden hinzöge, ein Weg unter dem Strom des Lebens hindurch, ich malte mir aus, daß sie mich liebte, ging und — täuschte mich!

Der Oheim im Schlafrock, feierlich die Galerie aufschließend, hinschleichend über die grünen Fußteppiche, der falsche Rubens — keine Idaline!

Ich war geknickt und gab dem Alten Alles zu. Die Thränen standen mir in den Augen. Die Phantasie hatte ihr Spiel mit mir getrieben. Vergib mir.

Ermiß nach diesen Schilderungen meine Stimmungen und rüste Dich, mich den Winter bei Dir aufzunehmen. Ich will Dir Deine Gedichte abschreiben."

4.

Theobald's Auge oder sein Herz hatte sich nicht getäuscht. Alle die Gedanken, die er nur als möglich ge-

träumt hatte, waren wirklich in Idalinen aufgegangen. Stundenlang hatten Pflicht und Liebe, Ueberlegung und Leidenschaft in ihr gekämpft. Wäre sie gegangen, vielleicht hätte sie dadurch ihre Aufregung geheilt. Da sie aber blieb, bleiben zu müssen glaubte, so nahm die Sehnsucht, das Gefühl der Nichtbefriedigung nur um so heftiger und verlangender zu.

Wie sie zitterte, als sie unter den Gemälden plötzlich des Gegenstandes ihrer Träume ansichtig wurde! Theobald behauptete, nicht eine Miene ihres Antlitzes hätte gezuckt. Kurzsichtige Verblendung des sich selbst Mistrauenden oder ungeheure Herrschaft der Bildung über sich selbst! Ist es möglich, daß zwei Wesen sich begegnen, von denen das eine vor Seligkeit zerschmilzt, das andere kaum in ihm eine Ahnung der leisesten Regung entdecken kann! Verdanken wir diese eisige Selbstbeherrschung unserer Bildung? Oder ist es die natürliche Mitgift des weiblichen Charakters? Oder ist es nur Idaline in ihrem trotzigen Sinne, ihrem starren Blick, ihrer marmorkalten Oberfläche?

Theobald hatte keine Ahnung von der elektrischen Umwandlung in Idalinens Brust. Er sprach, ohne zu wissen, wo sich das Echo seiner Worte siebenfach wiederholte. Heut erst konnte sie das klare Bild des Fremden in seine einzelnen Züge zerlegen. Theobald war kleiner als Waldemar, heller sein Haar, zarter sein Wuchs und Wesen. Waldemar's Auge war feuriger als Theobald's. Das überraschte sie, da doch Theobald geistig über Waldemar stand. Sie hatte ihn lange erblickt, ehe er ihrer ansichtig wurde. Sein Auge hat etwas Mattes, etwas Verschleiertes, man sah keinen Gedanken transparent herausschimmern. Es ruhte, die Gedankenwelt in ihm schlummerte. Plötzlich aber, als er ihrer ansichtig wurde, entzündete sich der Blick. Es war nun ein Anderer, sie fühlte dies wohl,

sie sah wohl die leise Röthe, die seine bleiche Wange überflog. Jeden Augenblick versuchte sie, ihn anzureden, aber kein Satz wollte sich formen, keiner so weihevoll klingen, wie sie ihn, ohne sich zu verrathen, hätte aussprechen mögen. O wie nüchtern sich das Alles machte, was sie dem Fremden für seine an jenem Abend bewiesene Gefälligkeit hätte sagen können! Sie sagte nichts aus Liebe, Theobald hielt sie für stumm aus Stolz.

Um eilf Uhr beim Onkel! War es nicht wie ein Stelldichein, das ein unsichtbarer Genius ansagte? Waldemar fühlte ihren Arm zittern: Sind Sie unwohl? fragte er seine Braut. Der frische Oelgeruch, sagte sie und stieg in ihren Wagen. Sie hatte Theobald schon vorher gehen sehen.

Am folgenden Morgen gab sie Befehl, anzuspannen, in aller Frühe, schon um halb eilf Uhr. Sie wollte fort. Wohin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, es sich zu gestehen. Sie war in voller Toilette. Die Brust wollte ihr zerspringen vor fremdartigster Aufregung. Sie eilte in den Garten, sie brach Blumen, die sie zerknitterte. Sie sprach mit dem Gärtner, sie zeigte Antheil an Dingen, die ihr sonst entschieden fremd waren. Da schlug es dreiviertel auf eilf! Der Wagen fuhr eben aus dem Hofe vor das Portal des Hauses. Um sein Rollen nicht zu hören, trat sie in die Treibhäuser ein und suchte Zerstreuung. Da waren jene wunderbaren Orchideen, jene südamerikanischen Schlingpflanzen, die ohne Erde, in der Luft wachsen, ihre Wurzeln hinlegen, wo sie einen festen Gegenstand finden und in ihren Verschlingungen und Verrankungen fast ein animalisches Leben zu verrathen scheinen. Diesen Orchideen verglich sie ihre Liebe. Sie hatte keine Erde, auf der sie einwurzelte, eine Luftpflanze hängend in phantastischer Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbestimmte, Schwebende. Sie brach eine der Blüten ab und erschrak,

draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch zehn, noch fünf Minuten! Sie malte sich die Scene jenes scheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, zum ersten Male dich ihm wie ein Wesen von Gefühl, ja nur wie wie ein Wesen, das mit Sprache begabt ist, zeigen. Da schlug es eilf. Sie winkte dem Jäger zu folgen. Sie durchschritt entschlossen die Boskette und Alleen, hatte schon die Thür des Gartensalons in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauses, wo der Wagen harrte, führte — da verließ sie wieder der Muth, sie blieb stehen, raffte sich zu dem Entschlusse zusammen, den Wagen abzusagen, und sank, als der Jäger ging, auf einen der Divans, die rings an den Wänden des Gartensalons standen, mit weinendem Auge nieder.

Den Tag über blieb Idaline zurückgezogen. Am Abend ließ sie sich einen Augenblick sehen. Wie absorbirt du bist! sagte die Mutter. Absorbirt! Idaline trug zwar nicht den Tod im Herzen, aber doch war eine erschütternde Umwälzung in ihr vorgegangen. Die Gesellschaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen sollte die Vermählung sein. Es war ungefähr drei Tage vor dieser feierlichen Handlung, daß bei Tafel der Graf Eberhard sich folgendermaßen zu äußern beliebte:

Ich fange an, wieder zu unserer Jugend Vertrauen zu gewinnen. Der frühere hartnäckige Widerspruchsgeist verläßt sie. Der Grund, lieber Schwager (er wandte sich an Idalinens Vater), warum ich dir den Herrn von Theobald zur Beförderung vorschlug, ist die wirkliche Ueberzeugung, daß dieser einst so misleitete junge Mann sich ernstlich gebessert hat. In einer fünfjährigen gezwungenen Einsamkeit kühlen sich die Phantasien ab. Konnt' ich ihn wol

früher bewegen, mir die Echtheit meines Rubens einzuräumen? Vor einiger Zeit war er bei mir, ich führte ihn alle Beweise für den unverfälschten Ursprung meiner vorzüglichsten Bilder an, er widersprach nicht mehr. Er sah bald auf mich, bald auf das Bild, bald auf die Thür, bald auf den See und war so verlegen, mir seine frühere Unart einzugestehen, daß ich mich aufrichtig mit ihm versöhnt habe und nun auch glaube, daß man ihm wol eine Stellung geben könnte, die der geachtete Name seiner Familie verdient. War er bei dir?

Gestern, sagte Idalinens Vater, während sie nach der Glut, die erst ihre Wangen übergoß, sich jetzt plötzlich entfärbte.

Man aß Fische. Der Vater hatte Gelegenheit, nach seinem „Gestern" eine gravitätische Pause zu machen.

Wie fandst du ihn? fragte der Schwager.

Unbrauchbar! war die Antwort. Idaline mußte nach Etwas fassen, so zornig wallte es in ihr auf.

Was kann, fuhr der Vater fort, was kann die Verwaltung mit Männern beginnen, die selbst das Unglück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat so viel Aerger verursacht hat, deiner Empfehlung wegen wie ein Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, so nahm ich ihn an der Hand und sagte: Herr von Theobald, kommen Sie hinunter in den Garten. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm einige Gemälde, unter andern die Portraits der Familie. Er fand sie sehr gelungen, mich sogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was sich hören läßt. Vor deinem Bilde, Idaline, verweilte er mir zu lange —

Der Vater kam ins Husten und die Mutter bat ihn, sich vor Gräten in Acht zu nehmen. Idalinen war zu

Muth, als sollte sie entschweben. Er in ihrer Nähe, vor ihrem Bilde! Sie kam sich wie ein Luftwesen vor.

Die Excellenz fuhr fort: Von der offenstehenden Thür des Gartensalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, ihn über jedes Bild zu befragen. Herr von Theobald, begann ich im Garten, es wird zu meinen ersten Verdiensten, die ich mir um den Staat erworben habe, gerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem alten bewährten Patrimonialstaate von Ideen drohte, zu welchen auch Sie sich mit einer Leidenschaft bekannten, die eines Adligen doppelt unwürdig war. Jacob, der mit dem Brunnen folgte, schenkte mir das erste Glas. Was bekam ich zur Antwort: „Ich bin nicht freisinniger als Friedrich der Große, und Friedrich war ein König!“ Ich gestehe, lieber Schwager, daß ich einen solchen lächerlichen Widerspruch, schon so früh Morgens, während ich den Brunnen trinke, nur um deinetwillen ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte seinen Blick auf die Fenster des Hauses zurück. Eben wurden bei dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Kur und zwang mich zur Ruhe und Nachsicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unsrige verglich, schenkte mir Jacob das zweite Glas ein. Sie wünschen angestellt zu sein, fuhr ich fort; im Postfach ist ein hübsches Aemtchen erledigt. Ums Himmels willen, fiel er mir ins Wort, so lange unsere Postbeamten Uniformen wie Bediente tragen, nimmermehr! Ich war außer mir. Die Wirkung meiner Kur schien für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit stummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Ich bedurfte eines Sessels, um mich zu erholen. Jacob wollte mir das dritte Glas einschenken, ich mußte es aber noch refusiren, weil ich erst

einer etwas freiern Stimmung bedurfte. Um mich zu zerstreuen, sagt' ich: Die Ausschmückung dieses kleinen Pavillons ist das Werk meiner Tochter. Die Glasmalerei an den Fenstern schenkte der Sohn des Finanzministers, Graf Waldemar, ihr Verlobter. Es sind wirklich echte Malereien aus den secularisirten Klöstern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unsern vortrefflichen Chausseebauten verwandt wurde. Kennen Sie Graf Waldemar? Ein schöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Dose hin, auf deren Deckel mein Schwiegersohn so unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden ist. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigstens dem Grafen seine Verdienste ließ. Ich schlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in seinem Bureau vor, sagt' ich. Er schüttelte den Kopf. Ich lasse Ihnen eine vorläufige Summe anweisen, bis Sie irgendwo eingeschoben werden können? Er hörte kaum. Sein Auge streifte gedankenlos in dem Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläser des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich stand auf, er strich wie mechanisch die Haare seines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachsicht mit einem Manne, der in der Blüte seiner Jugend die eisige Hand des Schicksals — Ideale — verfehlte Anknüpfung an's Leben — Er rührte mich, ich gab ihm mit Wohlwollen die Hand und nahm mir vor, nächstens über ihn mit dem Fürsten zu sprechen. Da bekam ich heute von ihm einen Brief. Um dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn dir vorlesen. Jacob! die Lichter! Lies du ihn, Idaline!

Eine grausamere Wendung konnte wol diese Erzählung nicht nehmen. Hatte Idaline Mühe gehabt, schon während ihres Verlaufes die innere Aufregung zu verber-

gen, so brach ihre Fassung vollends zusammen, schon da sich die Schlußpointe der Erzählung auf sie richtete. Ich? entfuhr es ihr mit einem sichtlichen Erschrecken. Sie hätte die Vorlesung zurückweisen können, da man ihre befehlenden Launen gewohnt war; aber nun hatte sie selbst ein Verlangen, die Züge dieser Hand zu sehen, den Duft eines Gegenstandes einzuathmen, der seinem äußern und innern Menschen so nahe gewesen war. Zitternd nahm sie das Papier, entfaltete es, betrachtete mit einem Gemisch von Wehmuth und überwältigender Wonne die überaus kleinen zierlichen Buchstaben und las mit Weglassung der Anrede:

„Ew. Excellenz werden einem zwar in vielen Dingen schon abgestorbenen, in manchen aber doch noch jugendlichen Sinne einräumen, daß seine Entschlüsse noch in schneller Aufeinanderfolge abwechseln, seine Plane voll herber Einschnitte, seine Bahnen voll schroffer Abstürze sind. Ich habe mich auf einem Irrthum entdeckt. Ich hielt früher den Staat für das Gliederwerk, den anatomischen Organismus, den Knochenbau und das Muskelgewebe eines Volkes und glaubte mich dem Staate so verwandt wie meinem Volke. Jetzt aber ist es mir klar geworden, daß der Staat ein für sich bestehender Körper ist, die Verwaltung ein Bund gleichartiger Verbrüderung, in welchen nur Diejenigen eintreten dürfen, welche das mystische Zeichen, das Siegel einer vollkommenen Uebereinstimmung haben. Ich dachte mir früher den Staat weiter und muß es nun sogar billigen, daß er eng ist und seine Glieder zusammenhält. Ist es mir nun bei meiner, von dem Glauben dieses engen Staates vielfach abweichenden Gesinnung unmöglich, mich in diese Gliederung mit reinem Gewissen einzufügen, so entsage ich gern dem Gedanken einer Wirksamkeit für das Allgemeine, bitte, mich von der Liste der Expectanten, aber nicht aus Ihrem wohlwollenden Gedächtniß auszulöschen,

und erlaube mir, indem ich aus dieser für mich fremden Welt, aus den Kreisen der Residenz ausscheide, in der Ferne — — —"

Idaline schwieg. Weiter reichte die Kraft ihrer Stimme, die Fassung ihres Herzens nicht. Sie raffte die letzten Hülfsmittel der Verstellung zusammen, schützte ein plötzliches heftiges Kopfweh vor, erhob sich und ging auf ihr Zimmer, um sich ungehindert und frei Empfindungen zu überlassen, die früher ihrem Herzen so fremd waren wie Thränen ihrem Auge.

Das Wetter hatte sich umgeworfen. Früh brach der Herbst herein. Der Regen schlug in heftigen Strömen an die hohen Fenster, von denen herab der Blick in den vom Wind durchfegten und aufgewühlten Garten nur ein erkältendes Schauspiel bot. Fröstelnd drückte sich Idaline in eine Ecke ihres Sophas. Ihr Blick fiel auf die Uhr über dem Kamin, der bald seine winterliche Bestimmung erfüllen sollte. Die Uhr von Alabaster zeigte frei den hin und her schwingenden Pendel. Noch nie hatte sie dies ernste Spiel der Stunde so erschüttert, dieses Hin und Her der ablaufenden Zeit so geängstigt. Mit jeder Schwingung ging ein unwiederbringlicher Moment des Lebens verloren. Mit jedem Pulsschlage der Uhr zählte sie einen Pulsschlag ihres Herzens weniger. Sie hüllte sich ein in den erwärmenden Shawl und sah mit starrem Auge in eine dunkle Ecke des Zimmers. Und warum? seufzte sie. Warum ein Sklave der Nothwendigkeit, warum nicht frei und selbstbestimmt? Warum folgen der Bahn, die vorgezeichnet wurde vom gedankenlosen Zufall, vom Zufall, der mein Herz nicht fragte? Warum gehorchen, wo ein einziges Wort meines Mundes entscheiden könnte?

Es strömte ihr mit dieser Gedankenreihe eine ganz neue sonderbare Lebenskraft zu. Es waren Geister, deren Dasein sie aus den leidenschaftlichen Dichtungen der Litera-

tur kannte, diese Geister der Freiheit und Selbstbestimmung. Sie hatte an ihrem wirklichen Dasein in der Brust eines tugendhaften Weibes gezweifelt, jetzt fühlte sie mit überwältigendem Feuer, daß es Geister gebe, die uns den Muth einflößen, dem vorgezirkelten Leben Trotz zu bieten. Sie gedachte des nun seit Wochen Erlebten. Sie gedachte der stufenweisen Aufnahme eines ihr so neuen, schmerzlich-seligen Elementes. Der Mann, den sie liebte, stand vor ihr da mit einem so unendlichen Bedürfniß nach Liebe, die Arme ausstreckend nach Liebe, so hingestellt wie ein Räthsel, das seiner Lösung harrt, wie eine verzauberte Erscheinung, deren Bann nur *sie* allein zu zerstören verstünde. Sie bebte vor seinem Schicksal. Sie erröthete für Die, die ihm einst seine Freiheit genommen hatten und die ihr so nahe standen. Sie gedachte einer fünfjährigen Einsamkeit ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Hoffnung. Sie prüfte nicht, ob Theobald für Wahrheiten oder Irrthümer gelitten, sie sah nur sein Leiden, nur die Größe und Reinheit seines Bewußtseins. Und diese Gedanken, geistige Anschauungen dieser Art, wie waren ihr diese früher so fremd gewesen? Wo hatte sie sich je in ein menschliches Herz verloren, vertieft in die Brust eines Andern, versenkt in fremde Schmerzen! Das war ihr nie geschehen. Und nun mußt' es ihr geschehen bei einem Fall, an dem sie so allgewaltig betheiligt war. Theobald war ihr verloren. Wer gibt mir Ersatz für mein Leben! rief es in ihr mit stürmischem Muthe. Wer ist mir das, was mir der Verlorne wäre? Es war ihr, als hätte sie Stunden der befreundetsten Innigkeit mit Dem verlebt, der noch nicht ein Wort von ihren Lippen gehört hatte. Wie an ihr Leben ging es ihr, Etwas aufgeben zu müssen, von dem sie sich gestehen mußte, daß sie es nur in der Einbildung besaß. Und doch hatte sie's so fest, sie wußte, daß sie es auf ewig besitzen

und auf ewig verlieren konnte, und dies Bewußtsein, die felsenfeste Gewißheit, gab ihr eine Fassung, einen Muth, daß sie die Feder ergriff und mit zitternden Händen folgende Worte aufs Papier warf:

„Wo kam die Wolke her, die Dich brachte? Wo geht die Wolke hin, die Dich nimmt? Trägst Du nicht den Ring der Liebe an Deinem Finger? Warum verschwimmst Du, Nebelgestalt, und nimmst die Braut nicht mit in Dein feuchtes Element? Eine Krone trugst Du auf dem Haupte, Du nächtlicher Schiffer, wie konnt' ich zu Dir aufblicken? Das Siegel der Weisheit brannte an Deiner Hand, wie konnt' ich sie küssen? In den feuchten Widerschein des gestirnten Himmels blickt' ich, nieder sah ich auf die stillflutende Woge, die Dein Bild mit zitternder Bewegung auffing, und hinunter in den kühlen See reicht' ich Dir den Ring, der vom Finger glitt, als zögen ihn Dämonen und holdselige Engel der Liebe."

„Dein war ich, Dein bin ich. Stumm hab ich's Dir gesagt und lebend kann ich's nicht redender sagen. Fühltest Du nichts von der Glut, die mich durchloderte, als ich Dich wiedersah? Konnte kein Blick des Auges, der auf Dich fiel, Dein Innres zünden und Dich glauben lehren an meine Liebe? Und war ich auch Dir die marmorne Idaline, die ich nicht mehr bin, das kalte Eisgebild, das Du geschmolzen hast?"

„Ich denke der Zeit, da ich Dich nicht kannte. Nur einmal schwand seitdem der Mond und es ist mir, als wären Jahre verronnen. Bewußtlos schlummert' ich im Glück. Das Leben war mir ein ewiger Frühling mit buntfarbigen, aber duftlosen Blumen. So steil schwebte die Sonne in ewiger Unbeweglichkeit über mir, daß mir die Erde keinen Schatten warf. Mein Herz war nicht böse, aber auch nicht gut. Mein Herz war eine Knospe, verschlossen, von

rauhen, gestachelten Blättern geschützt. Die Welt war für mich voller Freuden, von denen mich wenige überraschten, keine befriedigte. Mein größtes Glück war jene satte Trägheit, die die Welt Stolz nannte. Wär das Stolz gewesen! Stolz ist doch Leidenschaft. Aber die Leidenschaft war mir fremd, fremd wie die Liebe."

„Geliebter! was ist Liebe? Liebe ist Gehorsam, Demuth, Vernichtung. Nichts sein in sich, Alles im Andern. Durch ihn leben, durch ihn empfinden, für ihn leben, für ihn empfinden. Fodere von mir! Verlange! Verlange! Verlange ein Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küsse meine Ketten! Lehre mich beten in Deinem Glauben! Verzagten will ich wie Du, zweifeln wie Du, leben und sterben wie Du!"

„Der Name ist das Echo des Charakters. Theobald! Es klingt wie ein sanft verrollendes Gewitter, wie der schmerzliche Nachhall der Ergebung, wenn eine edle That gescheitert. Ich weiß, wie Du gerungen, ich weiß, was Du verloren! Und so vor den Trauernden hintreten zu können, ihm zu sagen: „Richte Dein Haupt auf, sieh, ich theile Deine Schmerzen, ich weine Deine Thränen —" o daß ich es dürfte! Daß ich, die kühne That des Weibes entschuldigend, Dir zurufen könnte: Den wahrhaft heilenden Trost sucht man nicht: man findet ihn."

„Und darf ich mich nicht in den Weg werfen, daß Du mich findest? Darf ich mein Schweigen, diese Sprache der Engel, nicht übertragen in die Sprache der Menschen und Dir sagen: Du wirst geliebt? Ein Wesen greift in die Speichen Deines Rads. Darf es Dir nicht zurufen: Halt, zerschmettre mich nicht! Wo ist es mir denn wohl, als im Gedanken an Dich? Wo leb' ich denn, als im Geist an Deiner Hand? Wer lehrt mich denn die Welt verstehen, die Erde genießen, den Himmel erwarten, als

Du? Du mein Herr und Meister, Du mein Gewissen, und Dir nicht wahr? Hierbleiben in dieser Welt der Lüge und Dich hingehen lassen, Dich scheiden, sorglos, unwissend, nicht ahnend Dein Eigenthum? Nein, ihr Pulse, strömt aus in Wahrheit! Herz, sprenge Deine Riegel, sei Liebe, Liebe und gib Dich liebend Deinem König, anbetend Deinem Gotte!"

Als Idaline diesen Hymnus geschrieben hatte, warf sie sich auf ihr Lager und entschlief. Am Morgen erwachte sie spät. Sie nahm den Brief aus ihrem Portefeuille, las ihn noch einmal mit lächelndem Schmerz, mit thränendem Auge. Ihre Mutter kam und sprach von der Vermählung. Sie schauderte. Sie wollte reden, aber Alles erstarb ihr auf den Lippen. Schon wogten die lärmenden Vorbereitungen des morgenden Tages um sie her, Gäste kamen und gingen, Glückwünsche flatterten in hundert Formen an sie heran, sie hatte keine Zeit mehr, einen klaren Willen in sich auszubilden. Wol ward der Brief zusammengefaltet, aber ein Versteck ihres Schreibtisches barg ihn. Der Tag der Vermählung war da. Mechanisch gab sie sich den geschäftigen Händen hin, die sie ausschmückten. Mitten in diesen Zurüstungen schrie sie einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtisch, wollte klingeln und Alles unmöglich machen, was heute mit ihr vorgehen sollte — eine Stunde darauf war Idaline Gräfin Waldemar.

5.

Das Residenzleben eines größern Staates ist nicht ohne mannichfache Abwechselung. Eine Anekdote verdrängt die andre. Früher sehr lebhafte Gruppen verstummen plötzlich, gesuchte und gefeierte Persönlichkeiten treten in den

Hintergrund. Selten daß sich eine Erscheinung auf die Länge zu behaupten weiß. Die Gräfin Waldemar gehörte zu denen, welche vielleicht Ursache gehabt hätten, sich über die flüchtige Gunst des Augenblickes zu beklagen. Gewiß hätte sie es gethan, wenn sie wäre verdrängt worden. Aber sie wurde nicht verdrängt, sie stellte sich nur selbst in den Schatten. Noch immer beschäftigte sie die Welt, wenn auch in andrer Art als früher.

Welchen Umständen, fragte man in einer Gesellschaft, soll man die merkwürdige Umwandlung dieser Frau zuschreiben?

Welche Umwandlung? hieß es. Ist sie nicht schön wie früher?

Sie mag noch schöner sein als früher. Ich ziehe diese Blässe, diese Verklärung vor. Idaline war eine Schönheit, die auffiel, weil sie nicht wußte, daß sie schön war. Die Gräfin Waldemar weiß es, daß sie schön ist, und zieht sich zurück.

Es müssen Familienverhältnisse sein, die ihr diese Veränderung des Charakters zugezogen haben.

Das glaub' ich nicht. Warum Familienverhältnisse? Ich behaupte, daß diese Frau als Mädchen keinen Charakter gehabt hat.

Sie setzen es also auf Rechnung der Ehe, wenn eine Frau erst durch sie über sich ins Klare kommt?

Die Ehe? Möglich. Doch muß die Ehe in diesem Fall mit besondern Umständen verknüpft sein. Ich vermisse diese an der Ehe des Grafen Waldemar.

Sie ist glücklich.

Man darf es wenigstens glauben, wenn man die Gräfin an seinem Arme sieht —

Und wenn man erwägt, daß die Welt dieser Ehe nichts nachzureden hat —

Auch das! Nun, eine glückliche Ehe macht diese Umwandlung nicht. In einer sogenannten glücklichen Ehe setzt die Frau nur den Charakter und die Ansprüche des Mädchens fort. Hier aber ist eine große Veränderung vorgegangen.

Eine Dame mischte sich in das Gespräch und sagte: Daß die Welt sich doch über das Natürliche immer mehr wundert als über das Unnatürliche! Eine Erscheinung nach der Regel befremdet Euch mehr als die Ausnahme. Idaline stand mir nahe genug, um sie als Gräfin Waldemar ganz zu begreifen. Man nannte sie einst kalt und herzlos. Ob mit Recht, hab' ich freilich nicht ganz ergründen können, ebenso wenig, ob sie verdient, jetzt von diesen Vorwürfen freigesprochen zu werden. Vor allen Dingen ist sie Frau geworden, Trägerin eines bedeutenden Namens, Vorstand eines verzweigten, auf größten Fuß angelegten Hauswesens. Ihr Männer besucht Bälle und Gesellschaften, aber Ihr wißt nicht, welche Vorbereitungen dazu gehören, Euch das Geständniß abzuzwingen: Wir haben uns amusirt! Mag ein solches Haus auch noch so gegliedert, die Mechanik der Dienstboten noch so kunstvoll sein, es bedarf einer nie ermüdenden Sorgfalt, einer unablässigen Anspannung, um mit ruhigem Gewissen des Abends die Kerzen anzünden und die Flügelthüren öffnen zu können. Wenn Ihr anfangt zu genießen, dann sinkt die Frau vom Hause erschöpft in den Sessel. Kein Wunder, wenn sie den Eintretenden leidender scheint und Eure faden Begrüßungen nicht immer mit witzigen Pointen beantwortet.

Die Sprecherin erntete ein einstimmiges Bravo, Bravissimo! Die Herren verfehlten nicht, für das erhaltene Compliment so viel Ironie in diesen Beifall zu legen, als

sie nur aufbringen konnten, um nicht zu verrathen, daß sie sich ernstlich getroffen fühlten.

Indem wir dahingestellt sein lassen, ob diese verschiedenen Wege, um Idalinens Herz zu ergründen, zum wahren Ziele führten, darüber konnte kein Zweifel herrschen, daß die einst so stolze, unzugängliche und im Allgemeinen unbeliebte Tochter des Ministers in der Ehe kaum wiederzuerkennen war. Ohne grade an Zuvorkommenheit und Freundlichkeit gewonnen zu haben, hatte sie doch ganz jene eisige Sprödigkeit von früher verlassen. Auffallend, wie früher, hatte ihre Schönheit doch einen andern Ausdruck angenommen. Man staunte sie nicht mehr so an, dafür bezauberte sie mehr. Eine ihr ganz fremd gewesene Anmuth war über ihr Wesen hingehaucht, eine Anmuth, die nicht blos in der Oberfläche lag, sondern ins Herz zu dringen schien und ihrem gesellschaftlichen Benehmen einen eignen Ausdruck von Wohlwollen gab. Dem Menschenkenner hätte nicht entgehen können, daß dies Wohlwollen gegen Andere aus der Ergebenheit in sich selbst entsprang. Nur Dem öffnet sich das Ohr für die Welt, der mit sich selbst abgeschlossen hat.

Idaline gehörte nach wie vor den höchsten Kreisen der Gesellschaft an. Zwar war ihr Vater das Opfer einer friedlichen und dennoch sehr tief greifenden Veränderung im politischen System geworden. Man hatte für gut befunden, gewisse Namen, die zu lange den Wünschen und Bedürfnissen einer jungen Zeit Widerstand geleistet hatten, jetzt, da diese Wünsche immer lauter, die Bedürfnisse immer dringender wurden, zu entfernen. Vater und Oheim lebten in einer ehrenvollen Zurückgezogenheit. Dafür war aber eine neue Generation den Geschäften näher getreten. Nicht etwa jene, welcher Theobald und sein Freund, der dichtende Landpfarrer, angehörten, sondern ein junger

Adelsnachwuchs, der sich, wenn auch zum überwiegenden Vortheil des Bestehenden, doch nach einem zeitgemäßen Schnitte gebildet hatte. An der Spitze dieser Richtung stand Graf Waldemar. Er erhielt das Portefeuille, das sein Schwiegervater niederlegte.

Von Geschäften überhäuft, blieb ihm allerdings wenig Zeit, sich seiner Gattin zu widmen. Doch jede Minute, die er sich abdarben konnte, gehörte ihr. Sie erschrak oft, sich gestehen zu müssen, daß sie in Waldemar einen Mann genommen hatte, der ihr vor der Ehe völlig fremd war. Sie empfand ein eignes ängstliches Gefühl, wenn sich ihr die Ueberzeugung aufdrängte, daß Waldemar der Liebe eines Weibes im höchsten Grade würdig war. Er war eine edle, sittliche, aufopfernde Natur, die sich mit einer Natürlichkeit gab, die sie an ihm bewundern mußte. Es ist ein großer Trost für die Menschheit, daß sie überwiegend gut ist, aber die Mehrzahl macht von ihrer Güte auch viel Lärm. Die Edeln wollen auch stets als edel erkannt sein und drängen uns ihre Tugenden mit einer Zuversichtlichkeit auf, die ihren Tugenden wenn auch nicht den völligen Werth, doch den geselligen Reiz benimmt. Waldemar war ein so im ruhigen Gleichgewicht schwebender Charakter, der es Jedermann frei stellte, ihn zu beurtheilen, wie es ihm beliebte. Auch vor Idalinen riß er sich nie die Brust auf, fingerzeigte nie auf seinen anerkannten Werth, sondern sie war es selbst, die sich nach und nach die Züge des moralischen Lichtbildes ihres Gatten auffangen mußte. Sie glaubte nicht, daß an ihm Alles gut war, aber sie bezweifelte es auch nicht, sie entdeckte seine Güte erst durch Zufall. Es lag ein starkes Band in dieser Entdeckung: das Band des Gehorsams, der beschämten Bewunderung. Ob dieser Gehorsam jener Gehorsam war, den sie früher Liebe genannt hatte? Hier mögen wol die Räthsel in Ida-

linens Brust beginnen, Räthsel für uns und Räthsel für sie selbst.

Idaline hatte sich keineswegs so verändert, wie es der Welt scheinen wollte. Mit einer musikalischen Bezeichnung möchte man sagen, das Thema ihres Wesens war dasselbe geblieben, nur mit dem Unterschied, daß es früher in Dur, jetzt in Moll gesetzt war. Zeigte sie früher den Indifferentismus des Stolzes und des Glückes, der seinen wahren Grund in einer nicht geweckten Innerlichkeit, in einem schlummernden, trägen Bewußtsein hatte, so zeigte sie jetzt den Indifferentismus der Demuth und Ergebung, der freilich aus dem andern Grunde entstand, keine Innerlichkeit, kein sich Rede stehendes Bewußtsein haben zu wollen. Sie floh die Einsamkeit, sie floh das Nachdenken. Sie wies jede tiefere Erörterung von Fragen ab, die sie auf einen unsichern Grund und Boden führen konnten. Sie fuhr mit gesenktem Haupte wie in einem steuerlosen Kahne über die Wellen des Lebens hin, unbekümmert, wohin sie das Fahrzeug bringen würde. Es war ein Zustand der Flucht vor sich selbst. Sie lebte in den Andern, weil sie erschrak, in sich selbst zu leben. Und das machte sie weich, gut, nachgiebig, leutselig und erwarb ihr Herzen, ohne daß sie wußte, was sie mit diesen Herzen, mit dieser fremden Liebe beginnen sollte.

Waldemar betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Es war ihm nicht fremd, welch eine seltsame Veränderung hier vorgegangen. Es machte ihm nachdenkliche Augenblicke, über den Grund dieser Erscheinung ins Reine zu kommen. Er wußte, wie wenig er in Idalinen geheirathet hatte, er erstaunte, was er jetzt in ihr fand. Steigerte diese Ueberraschung seine Liebe, erhöhte sie ihm das Glück eines solchen Besitzes, so reizte es doch seine Neugier, sich in Idalinens Herz zu vertiefen, sie auszukundschaften, sie von

sich, ihm gegenüber, reden zu machen. Sie wich seinen Fragen aus. Sie bat ihn, sie so zu nehmen, wie sie jetzt wäre, und je kleinlicher ihr diese Erklärungen zu sein schienen, desto mehr reizte es ihn, sie um die Geschichte ihres Herzens zu bitten.

Unbekümmert hätte sie ihm sagen können: Als ich am Altare stand, glaubt' ich, Himmel und Erde müßten untergehen. Ich liebte dich nicht. Das Ja! war als gesprochen angenommen, auch ohne daß ich mehr gethan, als nur leise die Lippen bewegen. Nach diesem Ja! geführt an den neuen häuslichen Herd, angewiesen auf ein urplötzlich neues Leben, wird eine Frau so sehr dem starken Willen des Mannes unterthan, daß ihr die Wurzeln der eignen Kraft locker werden und sie in einen dämmernden Zustand geräth, der sich zuletzt aufklärt und lichtet und wol das sein mag, was Ihr Männer Liebe nennt!

Auch sagte sie das einst und Waldemar nahm es hin, um lange darüber nachzudenken. Es verging wol ein Jahr, daß er sich mit diesem Geständniß vollkommen beruhigte, dann fiel ihm wieder ein dichter Schleier auf die Augen. Sie duldete seine Zärtlichkeiten, aber sie erwiderte sie nicht. Die Rücksicht auf seine Familie gebot ihm, einem Gedanken nachzuhängen, für dessen Verwirklichung sich keine Aussichten boten. Er hätte gern einen Erben seines altberühmten Namens gehabt, ja die Vorstellung, einen solchen vielleicht nie haben zu sollen, beunruhigte und verstimmte ihn. Er glaubte, daß Luftveränderungen und Reisen belebend auf Idalinen wirken würden. Sie griff diese Vorschläge zwar nicht mit Lebhaftigkeit, aber doch mit zufriedener Uebereinstimmung auf. Reisen wir! sagte sie. Waldemar befreite sich auf längere Zeit von der Last seines ernsten Berufes. Sie reisten. Nichts führt inniger zusammen als der gemeinschaftliche Anblick fremder Gegen-

den. In den hundert kleinen Sorgen, die auf Reisen den Muth des Mannes, seinen praktischen Eifer und Schutz in Anspruch nehmen, liegt ein großer Zauber für die Frau. So manche Ehe befestigte sich erst durch eine Reise. Und die Gewohnheit, gleich nach der Hochzeit eine Reise anzutreten, wäre aus diesem Grunde gewiß immer zu billigen, wenn nicht auf eine solche Ueberflitterung der Flitterwochen nothwendig eine Abspannung folgen müßte, ein Verlangen, die flüchtigen Reize und Abwechselungen des Reiselebens in der Ehe für immer und auch am häuslichen Herde haben zu wollen.

Auch für Idaline schien der Erfolg ein günstiger zu sein. Waldemar konnte auf und nach der Reise Augenblicke erleben, wo ihm seine Gattin sagte: Welch ein Glück, wenn ein Anderer für uns einsteht und wir nicht nöthig haben, uns selber anzugehören! Wie nervig fassest du die Zügel des Lebens! Während du die wilden Rosse bändigst, sitz ich dir zur Seite und ducke mich schüchtern unter deine Schultern! Dein Mantel birgt mich und ich denke mir: Macht' er mich doch unsichtbar und trüge mich, wie das Kleid eines Zauberers, über Länder und Meere!

Und Meere? sagte Waldemar scherzend. Ich wünschte wol, mein Mantel hätte die Kraft, dir die Furcht vor dem Wasser zu nehmen. Den Rhein siehst du von den Ufern an und England wirst du unter diesen Umständen nie kennen lernen. Seit wann schreckt dich das Wasser so?

Idaline erblaßte. Vor einem Jahre noch würde sie auf diese Frage erglüht sein.

Idiosynkrasie! sagte sie kaum hörbar.

Du hattest sie aber früher nicht, fuhr Waldemar fort. Wann fuhrst du zum letzten Mal auf dem Wasser? Ich entsinne mich, nach einem Abend beim Onkel, dem ich nicht

beiwohnen konnte. Ein Herr von Theobald führte deinen Nachen.

Fast wär ihr die Frage von den Lippen geglitten: Wo ist er? Wo weilt er jetzt?

Waldemar ging scherzend. Sie aber blieb, mit ihrem Dorn im Herzen zurück. Ob dieser Dorn ewig bleiben wird? fragte sie sich. Ob ich es mir, ob ich es dem edelsten Gatten nicht schuldig bin, ihm zu sagen, was zwischen ihm und mir gelegen? Ob die innere Unruhe, diese still nagenden Qualen nicht schwinden werden, wenn ich jetzt wahrer bin, als ich es früher war? Ob ich ewig diese Flucht vor mir selbst ertragen werde und nicht vielleicht genese, wenn ich mich ihm entdecke?

Das waren Gedankenreihen, die oft in ihr sich anspannen, die aber durch nichts kettenähnlicher in ihr werden konnten, als durch das harmlose Erwähnen Theobald's im Munde ihres Gatten. Es war eine Last, eine drückende Beängstigung des Gewissens, und sie hätte viel darum gegeben, hätte Waldemar aus ihr erpreßt, was sie ihm freiwillig zu gestehen keinen Muth hatte.

6.

Noch ging ein Jahr in diesen Nebeln hin. Da trat eines Tages der Graf in Idalinens Zimmer und sagte: die Aerzte rühmen den Einfluß, den die Bergluft auf die Gesundheit hat. Noch bin ich dir die Bekanntschaft mit meinen Gütern schuldig. Ich scheute mich, sie dir früher zu zeigen, weil ich sie in einem Zustand antrat, der mir eine zweijährige, auf Bauten, Bewässerungen und Feld- und Gartencultur verwandte Mühe zur Pflicht machte. Jetzt glaub' ich, sind diese theils heitern, theils pittoresken Ge-

genden so weit, daß sie sich vor ihrer Besitzerin dürfen sehen lassen. Ich schlage dir einen Sommeraufenthalt auf meinen Gütern vor.

Idaline nahm den Vorschlag an, fuhr aber fort: Warum nennst du mich krank?

Vergib, sagte Waldemar erröthend, ich vergaß, ich wollte sagen, daß ich es bin.

Mit diesen Worten wollte er gehen. Doch kehrte er noch einmal zurück und blieb mit Rührung vor seiner Gattin stehen. Idaline, sagte er mit unsichrer Stimme, vergib, daß ich immer auf eine Saite zurückkomme, die für uns Beide gleich schmerzlich ist. Die Zweifel, denen ich mich einmal ergeben habe, gehören zu jenen nagenden Zuständen, welchen keine Macht des Willens zu widerstehen vermag. Man glaubt, man vertraut und ist dennoch ihr Opfer. Würd' ich dich weniger lieben, als ich dich liebe, wo sollt' ich dann die Ursachen hernehmen, mich zu beklagen? Du bist hingebend und gut. Dem Kurzsichtigen würde dieser Schein der Liebe genügen. Ich sage, Schein! Wie hart, wie ungerecht von mir! Vergib, ich hatte keinen andern Ausdruck für einen Zustand, der bei dir absichtslos ist, mir aber, ob du nun wahr bist gegen mich oder nicht, die gleiche Wirkung macht. Lächerlich mag es scheinen, daß ich in einer Sphäre wie der unsrigen, mitten unter Verhältnissen, die die Convenienz geschlossen hat, mit so vieler Empfindlichkeit ein Bedürfniß zur Schau trage, das nicht in dem Gefühl begründet ist, wie ich von dir zu wenig empfange, sondern in dem, daß ich dir selbst nicht genug geben kann.

Die Thränen standen ihm in den Augen. Idaline konnte auch die ihren nicht zurückhalten. Sie reichte ihm die Hand und sagte langsam, ihn auf den Sommer vertröstend: Unter den Bergen! Waldemar ergriff die dar-

gebotene zitternde Rechte mit Heftigkeit, ermannte sich, die Worte auszustoßen: Idaline, ich erleichtre dir dein Geständniß: Du hast geliebt! und ging.

Du hast geliebt! Idaline sank auf die Knie, barg ihr Haupt in den Kissen des Divans und wiederholte es mit allen Quellen ihres Lebens, mit Allem, was im Menschen nur Thräne ist und die Stelle des Wortes vertritt: Du hast geliebt! Es war ein Sturm, dem Friede folgte. Hätte Waldemar gesagt: Du liebst! sie würde nicht widersprochen haben, aber in sich zusammengeknickt sein. Du hast geliebt! Diese Grabschrift auf etwas Vergangenes, dieser Denkstein auf entschwundene Träume, diese Freisprechung der Gegenwart, die nur die Erinnerung anklagte — darin lag für sie ein Trost, ein so beruhigender Balsam für ihr wundes Herz, daß sie sich von einem neuen Geist, einem Geist des Muthes und der Erhebung, getragen fühlte. Es rauschte um sie wie eine Musik. Es belaubte sich um sie her mit neuen Hoffnungen und neuen Wünschen.

Waldemar war überrascht, daß die einzige Antwort auf seinen gewagten Ausspruch nur in Idalinens verändertem Wesen lag. Er hatte ein Ja, ein Nein, er hatte eine Reihe der erregtesten Erörterungen erwartet. Statt dessen erhielt er von Idalinen eine erheiterte Stirn, ein reineres Auge, eine anschmiegendere Vertraulichkeit. Der Hollunder blüht, sagte sie ihm. Mach, daß wir deine Berge sehen. Kommt der Frühling in ihnen später, so haben wir ihn in diesem Jahre zweimal. Waldemar sah sie prüfend und lächelnd an. Sein Blick verrieth, daß er beruhigt war, aber auch daß er ein Recht hatte, von ihr diese Beruhigung ausdrücklich zu verlangen. Du hast mir Unterhaltungsstoff für die Reise gegeben, sagte sie scherzend. Auch werden Regentage kommen, fuhr sie fort, wo wir in den gewiß recht hohen und schaurigen Sälen deines al-

ten Schlosses im Kamine heizen und uns durch Erzählungen die Gespensterfurcht verscheuchen können.

Waldemar verstand und athmete zu neuem Leben auf.

Einige Tage darauf fuhren sie im großen sechsspännigen Reise-Landau, von einem zweiten Wagen für die Dienerschaft begleitet, auf der Landstraße den Gütern des Grafen zu. Es war ein Frühling, würdig seines Namens. Selten ein Jahr, in dem der Mai so duftende und sonnige Ansprüche auf den Namen des Wonnemonats geltend machte. Ein anhaltender Regen hatte vorher die Natur auf lange Zeit erquickt. Gärten und Alleen blühten. Auf grünen Wiesenteppichen streckten sich behaglich die Heerden. Knaben haschten jubelnd nach den flatternden Faltern. In Dörfern, Höfen, auf dem Felde blickten die Arbeiter und Mägde so munter und stolz von ihrer Thätigkeit auf, als wollten sie den vorüberfliegenden Reisenden sagen: Seht, das haben wir euch den Winter über aufgespart, das sah traurig aus im Winter und nun ist der Sommer doch wieder unser und ihr beneidet uns!

Die großen grünen Flächen der Ebene verengten sich. Die blauen Höhenränder des Gebirges kamen immer näher. Die Fahrt ging bergauf und immer langsamer. Der Hemmschuh ging ab und zu. Die Beleuchtungen wurden malerischer. Die Natur nahm einen geschlosseneren, einen männlicheren Charakter an. Links und rechts glänzte an den Bergwänden noch in einer Felsenspalte oder auf Tannenwipfeln der ungeschmolzene Schnee. Große Vögel mit schweren, breiten Flügeln schwebten über die Thäler oder schossen in die Tiefe hinunter, die sich seitab vom Wege bis zu einem unten rieselnden Gebirgsbache öffnete. Nichts ist unmerklicher als der Uebergang in Gebirgsnatur. Da und dort hielten kleine hochbeladene Karren, von schellenbehangenen plumpfüßigen Pferden gezogen, am Wege still,

um die herrschaftlichen Carossen mit den übermüthigen Postillonen vorüberzulassen. Neugierig blickten die Fuhrleute im blauen Kittel in den geöffneten Schlag. Dann mußten die Reisenden wieder mitten im Wege halten, denn sie geriethen in eine Heerde Ziegen, die sich mit ihren philosophischen Bärten neugierig um den Wagen aufstellten, auf Chausseesteine sprangen und in den Wagen gafften. Es war ein Mangel an Waldemar, daß ihm Humor fehlte. Er verstand es nicht, so ganz natürlich wie die Natur zu werden. Seine Gedanken, meist auf ernste Lebensfragen gerichtet, entnahmen aus allen diesen Begegnissen immer einen andern Stoff, als der Idalinen beschäftigen konnte. Während sie die Erscheinungen gern so heiter genossen hätte, wie sie sich gaben, benutzte Waldemar sie nur, um seine administrativen Kenntnisse zu bereichern oder sich über Gegenstände, die ihn im Ganzen und Großen täglich beschäftigten, hier im Detail und recht an der Quelle zu unterrichten. So interessirten ihn denn die Chausseebauten, die schadhaften Brücken, die verfallenen Wegweiser mehr als die unnennbar wonnigen Athemzüge der Freiheit, die für den gefesselten Menschengeist in diesem Einsaugen der reinen Natur liegt. Idaline hätte so recht eines Dolmetschers dieser himmlischen Sprache bedurft, in der die Natur zu kranken Herzen redet. Doch fühlte sie es nicht, daß ihr dieser fehlte. Sie sah erwartungsvoll den Gütern ihres Gatten, dem Reich ihrer eignen Herrschaft entgegen.

Endlich kündigten sich die Spuren einer vornehmeren Cultur der Gegend an. Hier und dort der Zierath einiger Pappeln. Die Gärten eingeschlossen von frischgekalkten Mauern. An den Bergabhängen zwischen dem Grün ein kleines Häuschen oder hoch oben eine Warte für die Fernsichten. Die Brücken mit eisernen Geländern. Noch eine Biegung und die Kuppel des alterthümlichen Schlosses wurde

sichtbar. Eine ganz neue Gegend eröffnete sich. Das Gebirg schien schon im Rücken zu liegen. Der Blick streifte hinaus in eine freie, abschüssige Ebene, die in einen neuen Landstrich zu führen schien. Links eine letzte hohe Felswand, an welche sich das Schloß lehnte — und dann hinunter — Alles Feld, Wiese, Garten mit einer Fernsicht, die sich in blaue sonnige Nebel verlor. Idaline hatte nach dem vorangegangenen Gebirgscharakter diese anmuthige Lage nicht erwartet und Waldemar's Lächeln verrieth sichtlich, daß ihm diese unvermuthete Ueberraschung schmeichelte. Das Schloß war im Rococogeschmack. Ein Viereck, von rothem Gebirgsstein aufgebaut, mit vier schiefergedeckten unförmlich geschweiften Thürmen. Die Fenster groß und auf der Fronte bis zur Erde gehend, sodaß sie auch als Thüren geöffnet werden konnten. Einige Orangenbäume in großen hölzernen Kübeln, die den mit Kies bestreuten Vorplatz zierten, waren ohne Zweifel erst vor wenig Tagen hier eingeführt. Sie standen in grellem Contrast zu dem Schnee auf der linken hohen, düstern Felswand. Rechnet man noch einen hinter dem Schloß gelegenen großen See zu dem Ensemble der Gegend hinzu, so hätte man sich wol in jenen steinigten nördlichen Theil des Gardasees versetzt glauben können, wo auch die frostige Abdachung der Alpen in einem seltsamen Contraste zu den Terrassen künstlich gezogener Südfrüchte an seinem, wenn man von Torbole kommt, rechten Ufer steht. Mit dem vorrückenden Sommer mußte freilich sich das Ganze noch mehr beleben, die Farbe noch sanfter in einander malen.

Auf den ersten Blick sah man, daß Kunst, Liebe und Ehrgefühl hier außerordentlich viel Vorbereitungen getroffen hatten. Sogar die größere Belebung des Landsitzes durch Ansiedlung schien von neuem Datum. Ein kleines Dorf schien improvisirt. Manche Nebengebäude waren wol kaum

ausgetrocknet. Doch hinderte dies Alles nicht, dem Ganzen nun einen wohnlichen Charakter zu sichern. Im Innern des Schlosses war von dem alten barocken Geschmack so viel beibehalten, als sich mit der Mode des Tages verschmelzen ließ. Hier und da sogar war das Altmodische wieder ganz neumodisch geworden. Von den Fenstern eines Altans herab sah man auch, daß dies Schloß eigentlich die Krone eines gesegneten, zu seinen Füßen liegenden Thales war. Ein Blick durch das Fernglas zeigte Kirchthurm an Kirchthurm und der Gedanke einer etwas schauerlichen Einsamkeit, der Idalinen bei der ersten Begrüßung des Schlosses angefröstelt hatte, verließ sie wieder.

Nach der ersten hier zugebrachten Nacht zeigte auch die aufgehende Sonne Alles in einem andern Lichte. Die Vormittagssonne gibt eine ungemein erfrischende und belebende Beleuchtung. Es überraschte Idalinen, so viel Leben um sich her zu erblicken. Eine Abwechselung verdrängte die andere. Neue Dienstboten gesellten sich den mitgebrachten alten bei. Bei vielen Gegenständen, die sie ungern vermißt haben würde, erstaunte sie, daß sie schon vor ihrer Abreise hierher gebracht waren. In einer Woche war sie heimisch.

Auch an Nachbarn und Bekanntschaften fehlte es nicht. Aus allen Ecken und Orten gukte Menschenleben hervor. Wo sie es kaum ahnte, hinter Hecken und Bergen, hatten sich menschliche Existenzen, ganz breit und behaglich, bürgerliche und adlige, hingelagert. Doch sprach sie davon vorerst noch wenig an. Sie fühlte zu sehr die Verpflichtung, die sie Waldemar gegenüber stillschweigend übernommen. Sie hatte sich entschlossen, ihm ganz zu gehören, sie hatte ihm wenigstens das Anrecht auf diese Voraussetzung gegeben. Er war unerschöpflich in Aufmerksamkeiten. Sie hätte deren weniger gewünscht. Sie hatte in diesem Sinne doch

nicht ganz so abhängig zu werden geglaubt. Das Geben ist ist doch schöner als das Nehmen, sagte sie sich im Stillen, und wenn Waldemar so prüfend und erwartungsvoll an ihrem Auge hing, so kam ihr all seine Zuvorkommenheit so absichtlich, so berechnet vor. Sie sagte sich: Es liegt ja doch ein anderer Gedanke dahinter! und immer beklommener ward es ihr, daß sie nun endlich ihrem Gatten die Aufklärung geben sollte, die er von ihr erwarten durfte.

Es liegt ein großer Fluch auf dem verpaßten Moment. Die vorübergegangene Gelegenheit schwört keine Macht wieder herauf und der redlichste Wille erlahmt, wenn ihn die Umstände im Stiche lassen. Je mehr Idaline suchte, da wieder anzuknüpfen, wo sie vor der Reise in ihrem Verhältniß zu Waldemar stehen geblieben war, desto weiter entfernte sie sich von ihrem Vorhaben. Die Zügel waren aus der Hand und Waldemar, der immer trüber und nachdenklicher wurde, schien am wenigsten geneigt, sie ihr wieder zurückzugeben. Sein Stolz war beleidigt, seine Ruhe war unterwühlt. Er fühlte, daß er Idalinen nicht mehr zu geben hatte, daß das Maß von Freundschaft und Liebe, das er für sie hatte, ein zwar immer gleiches, aber auch das innerlichst höchste war. Er kannte kein Mittel mehr, ihr zu beweisen, was sie ihm galt. Und über diese Verstimmung gingen Wochen hin, Wochen, in denen sich Idaline nicht entschließen konnte, zu antworten, und Waldemar nicht, zum zweiten Male zu fragen.

Da traf plötzlich in einer Nacht ein Courier ein. Eine wichtige Staatsangelegenheit rief Waldemar augenblicklich in die Residenz. Er hätte auf der Stelle abreisen sollen, aber er bezwang seinen Geschäftseifer, er brachte seinem Ehrgeiz das Opfer, er theilte Idalinen, die zurückbleiben mußte, die Nachricht mit und beschloß, ihr noch einen Tag zu widmen und erst am folgenden Morgen in aller Frühe

abzureisen. Es war dies ein peinlicher Tag, ein fürchterlicher für Beide. Beklommen saßen sie sich an der Tafel gegenüber. Das Gespräch stockte oder bewegte sich nur um Gegenstände geringfügiger Bedeutung. Pausen traten ein von erdrückender Länge. Der Tag neigte sich. Waldemar schlug einen Abendspaziergang in dem schönen Park vor. Idaline ging schweigend neben ihm her. Sie wußte, was sie sollte, aber sie hatte nicht mehr den Muth dafür und Waldemar war zu stolz, ihr diesen Muth zu geben. Von einem kleinen Pavillon aus erstreckte sich der See in glänzender Fläche. Der Grund war düster und die Farbe des Wassers schwärzlich. Eine Felswand von grauem Schiefer, die sich am jenseitigen Ufer in ihm spiegelte, machte den Eindruck des Elements noch melancholischer. Idaline hing mit zitternder Spannung an dem Gedanken, Waldemar würde vielleicht Veranlassung nehmen, ihr den Uebergang zu dem Geständnisse, das er erwartete, zu erleichtern. Aber wußte er etwas von Theobald? Die Zeit verstrich. Es fing an kühl zu werden. Sie gingen hinauf in ihre Zimmer.

Willst du nicht den Thee bei mir trinken? sagte sie beklommen.

Ich will früh zur Ruhe gehen, da ich noch vor Tagesanbruch im Reisewagen sein muß.

Komm nur, komm, Waldemar! Sie zog ihn sanft in ihr Zimmer, wohin sie schon die siedende Maschine zu stellen befohlen hatte. Der Bediente brachte Leuchter. Es war eine trauliche Stunde, eine Stunde, verlockend, anschmiegsam und doch überwältigte sie die beiden unglücklichen Menschen nicht. Die Zurüstungen des Thees waren vorüber. Das lästige Ein- und Ausgehen der Bedienten hörte auf. Es trat keine Pause ein; im Gegentheil bemühte sich Idaline durch vieles Sprechen, Erörtern, Fragen ihrer Aufregung Herr zu werden. Sie rüstete sich, den besten Theil

des Sommers hier allein zu bleiben und ließ sich über Alles unterrichten, was sie wissen mußte, um über die ihr dann zustehende Alleinherrschaft auf der weitläuftigen Besitzung in keine Verlegenheit zu kommen.

Endlich schlug eine kleine Wanduhr zehn. Die Schloßuhr antwortete und aus der Ferne fiel in traurigen Schlägen eine Kirchthurmuhr ein. Waldemar stand auf, ergriff einen Handleuchter und sagte Idalinen mit zitternder, aber seinen Schmerz überwältigender Stimme: Gute Nacht! Idaline wandte sich ab. Ihr Auge stand voll Thränen. Waldemar ergriff die Hand, die sie ihm mit abgewandtem Blicke reichte, hielt sie eine Weile harrend in seiner Rechten, küßte sie mit Innigkeit und fragte, indem er sie sanft entgleiten ließ: Hast du mir noch etwas zu sagen? Idaline schwieg. Sie hätte auch nicht reden können, da ihre Stimme in einem Thränenstrome erstickt wäre. Waldemar harrte noch einen Augenblick, sammelte sich, noch einmal zu sagen: Nun denn, gute Nacht! und machte eine Bewegung, sich der Thüre zuzuwenden. Idaline riß sich auf und stürzte an seine Brust, sie umfangend, um ihre Thränen zu verbergen. Waldemar, der seinen Stolz nicht verleugnen konnte, dem dieser Abschied eine furchtbare Bestätigung seiner Ahnungen war, ließ es geschehen, harrte, bis Idaline ihm beruhigt schien, und machte sich dann sanft von ihren Armen los, um zu gehen. Schon hatte er die Thür in der Hand, als ihm Idaline mit Leidenschaft nachstürzte und verzweifelnd, aber entschlossen ausrief: Bleib, Waldemar!

Was ist, Idaline?

Du hast, begann sie mit zitternder und doch gefaßter Stimme — Du hast ein Recht, von mir ein anderes Lebewohl zu verlangen als diese Thränen, die dich nicht rühren. Ich bin dir schuldig, dein Vertrauen zu ehren,

und ich will mich selber ehren. Du glaubst, ich liebe, du glaubst, ich hätte geliebt. Unfähig bin ich, dir den Zustand meines Innern zu malen, wie er war und ist. Ich schwöre dir, kein männliches Wesen hat Ansprüche auf mich. Ja, es ist wahr, ein männlicher Schatte steht zwischen mir und dir, aber nur ein Schatte. Nie hab' ich zu ihm geredet, nie wußte er, daß meine Phantasie von ihm erfüllt war. Entsinnst du dich des Schiffers in jener Nacht auf dem See vor der Villa des Onkels?

Theobald? fragte Waldemar mit staunender Ueberraschung.

Sprich Du den Namen aus, es erleichtert mich, fiel Idaline schnell ein. Ich bin dein, Waldemar, aber daß ich es zu sein verdiene, daß ich deiner würdig wurde, verdank ich einer Liebe, die mein Geheimniß war und deren letzter Vorwurf mich verlassen wird, wenn ich das Geheimniß auch zu dem deinigen mache. Noch eine Stunde vor dem Augenblick, wo ich mit dir vor dem Altar trat, war ich entschlossen, unsern Bund vor aller Welt zu zerbrechen und dem Manne, den ich liebte —

Sie stockte. Waldemar hing sprachlos an ihrem Munde. Wie ein Blitz fuhr sie an ihren Schreibtisch, riß eine Schatulle auf, wühlte einen Augenblick unter Papieren und reichte ihrem Gatten einen zierlich zusammengefalteten Brief. Lies, sagte sie, und verurtheile mich! Es ist ein Selbstgespräch, es ist eine Beichte, die ich einst nur in den Busen Gottes schüttete. Daß ich fähig war, diesen Brief nur zu denken und dennoch die deine zu werden, hat meinen Stolz untergraben und mich so tief gedemüthigt, daß ich erst durch dich mich wieder erheben konnte. Nimm mich, wie ich bin und wie ich war. Jetzt da kein Geheimniß mehr zwischen uns waltet, jetzt, da ich dir auch die Asche des Gewesenen in diesem Briefe opfere, jetzt, Waldemar, fühl' ich mich

leicht und ergebe mich in Demuth, was du auch über mich beschließen mögest.

Waldemar war überrascht, gerührt. Er stellte den Leuchter hin, wollte das ihm dargereichte Papier unschlüssig eröffnen, aber Idaline sagte: Nein, laß es, Freund! Raube dir nicht die Erquickung dieser Nacht! Schlummere und träume Gutes von mir! Was ich dir sagte, was ich dir gebe, ist gewesen, ist abgethan. Lies dies Papier, wenn du dich in mein Geständniß hineingefühlt hast, und dann schreibe mir, was du denkst.

Idaline, sagte Waldemar, indem er sie mit Leidenschaft umfing, meine Liebe zu dir konnte nur dann noch zunehmen, wenn sie mit der eines Andern hätte wetteifern müssen. Da ich aber auch diese nicht zu fürchten habe, wie du mir sagst, was könnte uns trennen? Ich verspreche dir, den Brief erst zu lesen, wenn ich mich in dein Geständniß hineingelebt habe. Auf der Reise will ich nachsinnen, dir von Hause schreiben und Alles aufbieten, dich bald wieder in meine Arme zu drücken. Treu verbunden und unzertrennlich! Dank! Dank! Und nun leb wohl!

Er bedeckte sie mit seinen Küssen. Sie lächelte und ließ es froh geschehen, da ihr Herz so selig erleichtert war. Noch lang sah sie ihm über den Gang nach. Er blickte nach jedem Schritt wieder um sich. Ja, er kehrte noch einmal zurück, um sie mit übervoller Gewalt des Herzens an sich zu drücken. Nie hatte sie sich in seinen Armen so geistig hingebend aufgelöst. Sie schieden in dem sichern Gefühl, daß erst von dieser Stunde an ihr Bund treu und wahrhaft geschlossen war.

Nach einer Nacht so voll erquickenden Schlafes, wie sie sich dessen lange nicht zu erfreuen gehabt hatte, erwachte Idaline. Die Sonne schien schon mit heißen Strahlen durch

ihr Fenster. Der Graf, hieß es, wäre schon vor vier Stunden abgereist. Da sie den Weg kannte, konnte sie sich nun zu jeder Stunde die Gegend vorstellen, wo er grade jetzt schon sein würde. Sie rechnete ihm die Stationen nach, sie malte sich den Augenblick aus, wo er wieder an der oder jener Stelle sein würde, wo ihr etwas aufgefallen oder merkwürdig erschienen war. Und dabei tummelte sie sich in ihren Zimmern mit einer so erleichterten Stimmung, wie sie diese nie gekannt hatte. Sie öffnete ihr Piano, nahm ihre alten Noten vor, fand, daß sie Alles verlernt hätte, und gelobte sich, auf die Musik, die sie seit ihrer Verheirathung hatte liegen lassen, mit verdoppeltem Eifer zurückzukehren. Ihre Bibliothek wurde gemustert. Sie bemerkte Lücken. Sie war hinter der fortschreitenden Literatur zurückgeblieben. Sie besann sich, daß sie hatte Namen nennen hören, von denen sie die Werke nicht kannte. Sie schrieb sich eine lange Liste von literarischen Bedürfnissen auf, die sie mit nächster Gelegenheit in die Residenz zu schicken gedachte. Auch ihre alten Farbenkästen sah sie wieder an, ihre angefangenen Zeichnungen. Sie gelobte sich die malerischen Punkte der Umgegend aufzunehmen und sah sich schon im Geist mit dem Skizzenbuche und der Staffelei auf diesem und jenem gefährlichen Felsvorsprunge, der sie nicht mehr schrecken sollte.

Diese Vorsätze wurden nicht nur genommen, sondern in den nächsten Tagen theilweise auch ausgeführt. Der Uebermüdung und des sich bräunenden Teints achtete sie nicht. Besuch war ihr stets willkommen, doch lieber noch, wenn er ging. Am liebsten streifte sie allein, von einigen Dienern begleitet, in der Gegend umher, abwechselnd zu Fuß oder dem sichern Tritt der Esel sich vertrauend. Ein großer breiträndiger Strohhut beschattete den schönen Kopf, dem eine natürliche und aller Mode entsagende Frisur des

Haares nur um so reizender stand. Zu den Zerstreuungen, die sie sich verschaffte, gesellten sich auch manche unfreiwillige. Bei einem so großen Hauswesen fehlte es nicht an Anlässen, wo die überlieferte Gewohnheit einmal auch aus dem Gleise der Ordnung trat. Idaline ließ hier keine Gelegenheit, um Muth und praktische Umsicht zu zeigen, vorübergehen. Ein recht bedauerlicher Zufall trat gleich zwei Tage nach der Abreise des Grafen ein. Man meldete ihr, daß ein Mann im Gebirge einen unglücklichen Fall gethan. Ausgeglitten auf einer der höchsten Felsenkanten, wär' er in die Tiefe zwar nicht gestürzt, aber doch so hinuntergeglitten, daß er sich einige Hundert Fuß nicht hätte halten können und nur mit bedeutenden Verletzungen auf festem Boden angekommen wäre. Die Gräfin gab Befehl, ihn im Schlosse sorgfältig zu pflegen und den Arzt der Gegend, der tiefer in einem Oertchen der Ebene wohnte, schnell herbeizurufen. So war fast jeder Tag durch einen eigenthümlichen Vorfall bezeichnet, der oft, ohne sie selbst persönlich zu berühren, doch ihre volle Sorgfalt in Anspruch nahm.

Inzwischen kam auch ein Brief von Waldemar. Er schrieb ihr, daß er glücklich wieder in seinem Wirkungskreise angekommen wäre und einen Berg von Geschäften vorgefunden hätte, den er sobald nicht würde abschütteln können. In Betreff des Geständnisses, das sie ihm mit auf die Reise gegeben, war er wortkarger, als sie es wünschte. Nicht daß sie Ursache gehabt hätte, aus seinem Briefe irgend eine Verstimmung herauszulesen. Im Gegentheil er verrieth eine größere Beruhigung, als sie erwartet hatte. Den verhängnißvollen Brief hatte er noch nicht gelesen. Er schrieb ihr, daß er eine einsame Stunde abwarte, um auch dieses Element in sein Lebensblut, das ewig nur für sie fließen würde, aufzunehmen. Er wäre

überzeugt, daß sie ihm gehöre, und müsse sich selbst die größten Vorwürfe machen, damals so wenig auf ihre Phantasie gewirkt zu haben. Ich war ein nüchterner Liebhaber! gestand er offen und schloß seinen Brief mit einer Nachschrift, worin er sagte: Ich liebte als junger Mensch eine Frau, der ich jetzt täglich begegne und die mich lachen macht, wenn ich an meine alte Narrheit zurückdenke. Theobald ist übrigens seit zwei Jahren nicht mehr in Deutschland. Sein unruhiger Sinn hat ihn in fremde Länder gejagt. Bei aller Anziehungskraft, die er vielleicht für Frauen haben kann, würde er sich nie für die Ehe geeignet haben.

Sonderbar, sagte Idaline, als sie den Brief zusammenlegte, für die Ehe! Als wenn ich ihn nur hätte heirathen wollen! Im Allgemeinen erfreute sie aber doch dieser Brief. Er zeigte ein gutes Herz, das sich nicht so leicht verstimmen ließ, er zeigte noch mehr, eine hingebende, feste, fast schwärmerische Liebe, die ihr wohlthat, da sie bei Ehemännern selten ist, oder wenn sie da ist, doch nicht mehr in diese fast verliebten Formen sich kleidet. Dazu kam, daß der Fremde, den sie in ihr Haus aufgenommen, wie sie hörte, sichtbar in der Besserung begriffen war und sie auch von dieser Seite aus ihrer nächsten Nähe bald alle störenden Elemente verbannt hoffen durfte.

Große Freude machte Idalinen die Entdeckung, daß die Gegend mit dem fortrückenden Sommer auch jede Spur ihres frühern etwas rauhen Charakters verlor. Die Orangerie auf dem steinigen Vorplatz des Schlosses nahm sich unter den drückenden Sonnenstrahlen so einheimisch aus, ihre goldgelb reifenden Früchte erinnerten sie so lebhaft an die Schönheit des mit Waldemar durchstreiften Italiens, daß sie in ihrer Einsamkeit sich immer glücklicher fühlte. Freilich raubte die übergroße Hitze dem Geiste jede Elasti-

cität. Hinter dichten Vorhängen mußte man stundenlang zubringen, weil die Luft draußen nicht einzuathmen war, und auch diese gezwungene Sieste hatte etwas Erschöpfendes. Nur am Abend, in der Kühle des Parkes, in der Nähe des sich ihr doch freundlicher anlassenden Sees war es möglich, ins Freie zu treten. Dorthinaus nahm Idaline auch wol weibliche Arbeiten mit oder Bücher, oder die Briefe Waldemar's, die fleißig einliefen und die sie gern zweimal las. Sie suchte in diesen Briefen etwas, das sie nicht fand. Sie suchte eine Unruhe, eine Besorgniß in ihnen, die sie nicht entdecken konnte. „Den Brief", schrieb Waldemar, „werd' ich nicht lesen, weil es unnöthig ist. Hab' ich auf die Zeit, in der Du ihn schriebst, gerechte Ansprüche? Diese Träume liegen hinter uns. Was sind Träume! Du schwärmtest Dich in die Seele eines Dir fremden Mannes hinein, Du gabst dieser Schwärmerei im Unbedacht des Herzens eine Sprache, deren Glut ich mir ausmalen kann. Dein Vertrauen, Idaline, war zu edel: Dein Herz fühlt zu gewissenhaft: ich will diesen Adel Deiner Gefühle nicht misbrauchen. Ich schicke Dir den Brief zurück. Es ist ja vorüber damit."

Dieses Zurückschicken hatte sie sich aber streng verbeten. Woll' er ihn nicht lesen, hatte sie ihm geschrieben, so soll' er den Brief vernichten. Darauf wartete sie eine Antwort ab. Sie konnte sich nicht verschweigen, daß sie sich über die Folgen ihrer Aufrichtigkeit doch eine andere Vorstellung gemacht hatte. Es that ihr weh, ein Geständniß, das ihr so viel Schmerzen gekostet hatte, wol gar in ihr Herz wieder zurücknehmen zu müssen. Sie hatte sich im Stillen gesagt gehabt: Es muß nun in meinem Dasein ein neues Drittes entstehen, ein Zustand, ganz verschieden von frühern Zuständen. Und das kam nicht, das

traf nicht ein. Sie fand auch nicht mehr so große Freude an ihrer Einsamkeit und wünschte sehnsüchtig, Waldemar käme zurück, wenn auch nicht, um sie abzuholen, doch um bei ihr zu bleiben.

Einige Tage darauf, es war am Morgen, als der Bediente das Frühstück abräumte — Idaline hatte ein Buch ergriffen, um hingestreckt auf dem Sopha, ihre Langeweile zu vertreiben — sagte dieser beim Hinausgehen: Der fremde junge Mann ist so weit genesen, daß er aufstehen und gehen kann. Er läßt bitten, ob die Herrschaft ihm wol gestattet, sich in den Park führen zu lassen und auf den Bänken auszuruhen.

Warum nicht? sagte Idaline mit einem Tone, in dem unverkennbare Theilnahme, zu gleicher Zeit aber doch ein gewisses Unbehagen lag, noch ferner durch diesen ihr völlig unbekannten fremden Gast gestört zu werden.

Der Tag war wieder so heiß wie die vorangegangenen. Bei Tafel fragte sie: Wie befindet sich der Fremde? War er im Park?

Die Bedienten sagten: Es wäre den Tag über eine so drückende Luft gewesen, daß der Fremde erst gegen Abend von der ihm geschenkten gnädigen Erlaubniß Gebrauch machen wolle.

Ich finde es doch lästig, sagte sie in einem Anfall jener Launen, die Gebietende so schwer zu unterdrücken lernen. Doch, setzte sie hinzu, man hindre ihn nicht!

Mit Sonnenuntergang pflegte die Post anzukommen. Sie brachte einen Brief von Waldemar. Beigeschlossen war das verhängnißvolle Geständniß. „Idaline", schrieb Waldemar, „es kann mich nichts von Deinem Herzen trennen. Ich habe gelesen, was Du wünschtest, und bin ruhiger, vertrauensvoller denn je. Oder wär' es nicht verzeihlich, wenn Dein liebebedürftiges Herz ein Wolkenbild statt meiner um-

armte, wenn die Schwärmerei einer jugendlichen Phantasie sich in ihrem Fluge auch einmal verirrte? Nein, es war kein menschliches Wesen, dem Du eine so grenzenlose Hingebung, ein solches Gebet der Inbrunst auf dem Papiere widmen konntest, es war die Liebe selbst. Es war eine göttliche Idee, die Dich gefangen hielt und der Du nachlebtest, weil sich der Reiz des Abenteuerlichen, Fremden, Wunderbaren, ja der Reiz des Unglücks hinzugesellte. Denkst Du, Idaline, daß wir Männer darauf rechnen, stets die Knospen eures erwachenden Seelenlebens zu brechen? Weißt Du nicht, daß wir bei jedem keimenden Mädchengefühl ein schweifendes Suchen, Prüfen und Beurtheilen der Männerwelt voraussetzen müssen? Die Liebe ist im Weibe etwas Uranfängliches, ein End- und ein Anfangloses. Das junge Mädchenherz würde lieben, auch wenn es keinen Gegenstand hätte. Du fandest einen Gegenstand, aber war er Dir mehr als jenes Gerüst, an welchem man Häuser baut und das man nachher wieder abreißt; mehr als das Gängelband Deines Seelenlebens, das zum ersten Male lernte, gleichsam auf freien Füßen stehen? So seh' ich die Vergangenheit an, so will ich sie ansehen. Gebe nur der Himmel, daß ich bald erlöst bin, zu Dir fliegen und Dich in meine Arme schließen kann!"

So war denn eine Episode ihres Lebens, vor der Idaline so viel Grauen empfunden hatte, vorüber, eine Frage schien gelöst, eine Begebenheit abgethan. Sie saß in dem Pavillon, der die Aussicht auf den See bot. Die Sonne war untergegangen. Dunkelheit umfing die hohen Bäume, deren Laub statt am Regen an der Nachtkühle sich erfrischen mußte. Der Mond stand noch hinter dem dunkeln Felsen. Jetzt schimmerte er durch die Tannen, die seinen Gipfel bedeckten, hindurch, goldgelb, magisch, übervoll, wie er in schönen Sommernächten scheint, wo es uns oft ist,

als sollt' er uns an sich ziehen, wo wir begreifen lernen, was wol das Geheimniß des krankhaften Nachtwandelns sein möge. Idaline fürchtete sich vor den Erinnerungen, die der Anblick solcher Naturscenen in ihr weckte. Sie brach auf, um in's Schloß zurückzukehren. Indem rauschte es am niedern Heckengesträuch in ihrer Nähe. Sie hörte eine männliche Stimme, die sich näherte, einen langsamen, matten Ton, den sie schon einst freudiger und lebenvoller vernommen hatte. Sie fragte mit zitternder Ahnung den Diener, der sie begleitete, wessen die Stimme wäre? Der genesene Fremde! sagte dieser mit einem Tone, als erwartete er Vorwürfe über diese Begegnung. Idaline wußte nicht, was sie wie mit tausend Armen hinwegzog und sie ebenso gewaltsam an die Stelle bannte. Die fieberhafte Angst verwirrte ihre Sinne. Sie riß sich von der Stelle, wo sie eingewurzelt schien, fort, trat besinnungslos einige Schritte vor und stand vor einer männlichen Gestalt, die im schwarzen Kleide gespenstisch sich gegen den monderhellten Hintergrund abzeichnete. Der Fremde richtete einen wehmüthigen Blick auf Idalinen. Ein sanftes leidendes Lächeln lag in seinen blassen Zügen. Sie prüfte, sie erstarrte. Es war Theobald.

7.

Die Schloßuhr summte zwölf Uhr Mitternacht. Aus dem fernen Thale läutete ein Glöcklein herauf, das um diese Stunde, weil es die Wachsamkeit der Wächter bestätigte, nie schweigen durfte. Todtenstille herrschte im Schlosse. Nur in immer gleichem Rauschen ließ sich nichts vernehmen als eine Felsenquelle, die in nicht unbeträchtlicher Fülle in den See stürzte. Im Schlafzimmer Idalinens

brannte eine einzige Kerze. Sonst Alles in Nacht gehüllt; denn auch der Mond verschleierte sich und seine Lichter wurden bläßer.

Idaline hatte sich erst langsam aus einer Betäubung zum Bewußtsein wieder erholt. Dieses Wiedersehen! Dieser dämonische Gruß aus dem Geisterreiche! Ein Schmerzens- und Ueberraschungslaut war ihr auf den Lippen erstorben. Sie wandte sich, wankte an den Sträuchen, das Laub bestreifend, halb bewußtlos dem Schlosse zu und fühlte erst in dem Augenblick, als sie auf das Sopha ihres Schlafzimmers fiel, wie ihre Sinne schwanden und Alles um sie her sich in graue Farben verwandelte. Vorher hatte sie die ungeheure Gewalt der Selbstbeherrschung, die die Frauen für ihre höchste Lebenskunst halten, noch vor diesem Aeußersten bewahrt; jetzt sank sie zusammen, obgleich Niemand von ihren dienenden Geistern bemerkte, was mit ihr vorging.

So hatte sie drei Stunden hintereinander geruht. Die wirre Betäubung ihrer Sinne verhinderte jede klare Gedankenbildung. Endlich gingen die Kammern und Schleusen des Bewußtseins auf und ihr erster Gedanke war: Er litt, er war dem Tode nahe unter deinem Dache, er hätte sterben können, während du auf dem Claviere Weber's Auffoderung zum Tanze spieltest, er wußte, wer ihn aufnahm, und wie nahm ich ihn auf; wie karg mein Mitleid, wie arm meine Hülfe, wie lieblos mein Unmuth, ihm die erquickende Kühle des Blätterdaches gönnen zu müssen! In diesem Gefühl, in dieser reuigen Anklage war sie nun ganz Weib und so hingebend, gerührt und weich, wie sie es früher nie über ihr kaltes Herz vermocht hätte. Sie wußte nicht, wie sie sich im Laufe dieser trüben Jahre zum Edeln durchgerungen hatte; aber es hauchte sie doch geister-

haft süß an, daß ihre ersten Gedanken nach diesem Schrekken so reine, so schuldlose und verzeihliche waren.

Da aber ergreift sie plötzlich die Vorstellung: Du hast den Brief im Park fallen lassen: er nahm ihn auf und du bist verloren! Sie sah sich um, der Brief war nicht da. In fiebernder Hast irrten die Augen auf dem Tische, auf dem Boden des Zimmers umher. Die Vorstellung, Theobald hätte den einst an ihn gerichtet gewesenen Brief gefunden, faßte sie mit einer Vernichtung, die dem Tode gleich kam. Sie sah im Geist einen Absturz von unergründlicher Tiefe vor sich und einen Engel mit dem Schwert hinter sich, der sie zwang, hinunterzuspringen — in dem Augenblick fühlte sie es knittern in ihrer Hand. Sie hatte ein Papier krampfhaft in ihrer Linken. Jetzt fühlte sie es erst, sie öffnete das zerknitterte Papier — es war ihr Brief. Ach, das gab ihr einen tiefen Athemzug, das strömte ihr Lebensluft zu, wie es dem Erstickenden sein muß, dem es gelingt, ein Fenster aufzureißen. Es war Erquickung und Erschöpfung, wie immer, wenn auf einen äußersten Zustand von Angst und Schmerzen Hülfe und Erlösung folgt. Sie sank, halb entkleidet, auf ihr Lager und entschlief.

Dieser Schlaf, der eher einer Ohnmacht glich, dauerte nicht lange. Sie erwachte mit der aufgehenden Sonne. Es wär' ihr unmöglich gewesen, die Vorhänge herabzuziehen und sich jetzt erst völlig zu entkleiden. Sie war in jenem wunderbar ekstatischen Zustande, der uns am Vorabend großer Plane, in der Unruhe einer Reise und ähnlichen den ganzen Menschen in Anspruch nehmenden Aufregungen befällt. Obgleich sie sich sagte, daß sie irgend einen großen Entschluß fassen müßte, so hatte sie doch eine Ruhe in ihren Bewegungen, eine Freude an diesem so sichtbar

heraufkommenden Sonnenlicht und dem allmäligen Lebendigwerden ihrer Umgebungen, daß ihr Eines nach dem Andern, was sie vornahm, leicht von Statten ging. Sie war nahe daran, sich zu sagen, daß das Peinliche ihrer frühern Erinnerungen jetzt bei dem plötzlichen Anblick des verwirrenden Gegenstandes sich zu heben scheine und die Gefahr wol auch nur in ihr, in ihrer Vorstellung gelegen hätte, nicht in dem Zauber eines unsichtbaren Bezuges selbst, der nun ganz natürlich sich legen würde. Sie wurde ruhig, ja muthig.

Gegen eilf Uhr ließ sich Theobald der Herrin des Schlosses anmelden. Sie hatte diesen Besuch vorausgesehen, sich im Stillen sogar darauf vorbereitet, und nun, da sie zum ersten Male mit dem Manne reden sollte, der, ohne es zu wissen, einen so entscheidenden Einfluß auf ihr Dasein ausgeübt hatte, nun fühlte sie es doch, als stritten Himmel und Erde um sie, als gingen alle Fesseln ihres geistigen Menschen auseinander. Erblassend, halb leblos, hielt sie sich an den neben ihr aufgehäuften Polstern des Sopha fest und, Dank der Etikette, sie hatte nicht nöthig, bei Theobald's Eintritt mehr zu thun, als mit einer leisen Bewegung der Hand auf einen Sessel zu zeigen. Theobald, blaß und merklich gealtert, ergriff ihn mit sichtlicher Befangenheit. Nach dem stummen, unbewußten Drama, das seit Jahren der Poet unsrer Schicksale mit diesen beiden Menschen gedichtet hatte, jetzt erst die ersten gewechselten Worte!

Ich komme, begann Theobald, der gnädigen Frau Gräfin für die mir geschenkte freundliche Aufnahme meinen Dank zu sagen.

Wie ceremoniel das anfing! Idaline war es lieb, denn während einer leichten Verneigung konnte sie sich sammeln.

Ich bedaure nur, fuhr Theobald fort, Ihnen so lange zur Last gewesen zu sein.

Diese höflichen Wendungen! Idaline wollte sagen: Vergebung, daß ich Sie mir nicht genug zur Last gemacht habe, daß ich Sie ohne die Sorge und Pflege ließ, die mir die Kenntniß Ihres Namens würde zur Pflicht gemacht haben! Aber von Alledem kam nur sehr wenig hervor, ja vielleicht das Gegentheil dessen, was sie sagen wollte, indem sie bemerkte: Die Mittel, die auf dem Lande zu Gebote stehen, sind beschränkt.

Das war denn der erste an Theobald gerichtete Laut aus diesem Munde. Er erröthete leicht und schwieg. Idaline fuhr jetzt fort: Wie ist Ihnen nur jene unglückliche Katastrophe begegnet?

Theobald erzählte, er hätte, von einer längern Reise zurückgekehrt, einen tiefer unten im Gebirge wohnenden Freund besuchen wollen. Seine Neigungen hätten sich in letzter Zeit der Naturkunde zugewandt. Bei einem Versuch, sich auf seiner Fußwanderung nach einem seltnen Steine zu bemühen, wäre er verunglückt. Ich war betäubt, fuhr er fort, und kam erst mehre Tage, nachdem ich mich schon in Ihrem Schlosse befand, zu klarem Bewußtsein. Ich hätte mich gern zu meinem Freunde, der nicht volle zwanzig Stunden von hier Pfarrer ist, bringen lassen, aber der Arzt hielt diese Reise für unmöglich. Als ich vollends den Namen der Besitzerin des Schlosses erfuhr —

Erfuhren Sie ihn?

Ich stellte mir wol vor, wer die Gräfin Waldemar sein müsse. Vielleicht wär' ich gegangen, hätten meine Kräfte ausgereicht —

Hätt' ich den Namen des Herrn von Theobald erfahren —

Idaline stockte und setzte dann schnell gefaßt hinzu: Sie danken für die gute Pflege. Ich muß aber deshalb sehr unzufrieden mit mir sein. Ich wär' Ihnen eine größere Aufmerksamkeit schuldig gewesen.

Meinem Namen oder mir? fragte Theobald.

Der Name eines Menschen ist ja wol nichts als die Erinnerung an ihn. In diesem Falle Ihrem Namen.

Sollten Sie, fragte Theobald überrascht, sollten Sie im Gewühl der Eindrücke, die Sie umrauschen und seit den letzten Jahren ohne Zweifel in ewigem Wechsel auf Sie eingedrungen sind, einen Namen behalten haben, der einmal das Glück einer, wenn auch nur flüchtigen Begegnung mit Ihnen hatte?

Mein Gedächtniß ist treu für Personen, weniger zuverlässig aber für Sachen.

Ein Beweis, daß Ihre lebhafteste Geistesthätigkeit die Phantasie ist.

Fühlen Sie sich jetzt gänzlich genesen?

Ich denke morgen weiter zu wandern.

Behüte! Sie würden mich mit dem Vorwurf zurücklassen, daß ich für Sie nichts gethan habe.

Gnädige Frau!

Ich meine einen Vorwurf, den ich mir selbst machen würde und fast auch schon machen muß. Sie werden eines bequemeren Zimmers bedürfen? Doch wie Sie wünschen!

Ich wünsche nichts, da schon in dem Ton, mit dem Sie diese gütige Bereitwilligkeit aussprechen, für mich eine so reiche Bescheerung liegt.

Die Rollen zwischen diesen beiden Menschen schienen umgetauscht zu sein. Theobald war von Allem, was er sah und hörte, überrascht. Willenlos hing er am Blicke Idalinens, der fest und sicher auf dem bleichen Antlitz des

ihr geistig und auch persönlich so nahe gerückten Mannes ruhte.

Sie waren in Frankreich und England? fragte sie.

Nein, in der Schweiz und Italien.

Ich hätte glauben mögen, Ihr politisches Glaubensbekenntniß würde Sie eher nach Paris und London geführt haben.

Ich vermied diese Städte, grade um in meinem Bekenntniß nicht irre zu werden.

Können Sie jene Freiheit schön finden, die in den schweizerischen Waldkantonen herrscht, wo das Volk vor dem Priester kniet?

Am Vierwaldstättersee ist die Natur so erhaben, daß man darüber die Menschen vergißt. Uebrigens wer spricht von Freiheit? Man streitet nur über diejenigen Staatsformen, die dem Bildungsgrade der Nationen angemessen sind.

Vielleicht ist auch, sagte Idaline nach einigem Nachdenken, der Gehorsam, den man Priestern schenkt, keine Demüthigung vor Menschen, sondern eine vor Gott.

Mit diesen und ähnlichen Wendungen entspann sich ein sehr lebhaftes anregendes Gespräch. Bald widersprechend, bald beistimmend, verrieth Idaline, daß sie nicht nur die geistige Entwickelungsgeschichte Theobald's nach seinem Rufe kannte, sondern sich auch grade jetzt durch eigne Untersuchung gründlicher mit ihr bekannt machen wollte. Theobald's Erstaunen, in ihr ein Wesen zu finden, das alle frühern Vorstellungen von ihr, alle Erkundigungen und Tagesgerüchte Lügen strafte, konnte nicht größer sein, als ihr eignes über sich selbst, über die Geläufigkeit ihrer Rede, über den freien Verkehr auf ihr sonst so fremden Gebieten. Das Ueberraschendste war ihr aber eine unaussprechliche Heiterkeit, die ihre ganze Seele erfüllte. Als Theobald

ging, als sie ihm in unbefangenster Weise die Mittel des Schlosses so lange zur Verfügung stellte, als er von ihnen Gebrauch zu machen wünschte, als dies ganze verhängnißvolle Zusammentreffen vorüber war, begriff sie nicht, wie sie je davor hatte zittern können. Sie war so befriedigt, daß sie sich fast fröhlich hätte nennen können. Hätte sie an die Zukunft gedacht, diese würde sie vielleicht nicht mehr geschreckt haben. Diese räthselhafte Liebe hatte ohne Zweifel aufgehört. Das Geheimniß war entschleiert. Ihr Herz stand ihr offen Rede und sie hätte ordentlich suchen müssen, um einen Vorwurf zu finden. Hätte Waldemar sie unsichtbar beobachten können, er würde ausgerufen haben: Der Zauber ist gelöst: Der Anblick dessen, was sie liebte, hat sie geheilt: sie ist wieder mein und wird es bleiben!

8.

Und in der That in Idalinen war der heiterste Friede eingezogen. Nichts peinigte, nichts ängstigte sie mehr. Hätte sie sich geprüft, sie hätte sich vielleicht sagen dürfen: Es ist vorüber. Unglücklicher waren Theobald's Stimmungen. Am Tage nach dem ersten Wiedersehen schrieb er an seinen Freund:

„Georg, ich muß fort von hinnen. Vergib, ich habe sie gesehen, ich habe gefehlt gegen Dein Gebot — o Georg, ich muß fort. Das ist furchtbar, was dieser Anblick in mir aufwühlte, und mehr als der Anblick, ich habe den Ton ihrer Stimme wieder gehört, und diese Stimme sprach zu mir und das dauerte eine Stunde, eine Stunde, die mir wie ein Traum verronnen ist. Ich muß fort.

Das Versprechen, das ich Dir gab, bisher hatt' ich es redlich gehalten. Ich verschwieg meinen Namen. Ich ver-

barg mich. Ich besuchte den dunkeln trauten Blätterhain hinter dem Schlosse mit Anbruch der Nacht. Aber warum sind diese Nächte so hell? Warum diese Boskette und Gänge so labyrinthisch verschlungen? Ich stand vor ihr wie vor einer der marmornen Göttinnen des Gartens, geisterhaft beschienen vom Mondlicht. Aber es war kein Marmorbild, es war eine athmende Brust, die zu zerspringen drohte wie die meine. Ich sahe die Ueberraschung dieser unerwarteten Begegnung. Es fehlte nichts, als daß ich von ihren Lippen meinen Namen gehört hätte. Durft' ich nun gehen und nicht wenigstens das Eine sagen: Dank!?

Ich sah sie wieder, Georg, und es ist mir, als wäre sie noch schöner geworden. Noch schöner? Male Dir's aus mit Dichterphantasie. Nimm Deine hellsten Farben, Deine leuchtendsten Bilder, schmelze die Göttinnen Deines ganzen Parnasses zusammen und Du hast die Idaline von früher. Und nun die, die ich wiedersah! Sie mag Einiges verloren haben von dem Schmelz, der wie Frühthau auf der ersten frischen Jugendblüte liegt, aber diese Ehe hat der vollen erblühten Schönheit etwas hinzugelegt, einen Hauch über diese Gestalt gestreift, der unbeschreibbar ist. Wie sie so mehr lag als saß auf dem gelben Sopha im himmelblauen Kleide, die Vorhänge der Fenster roth und weiß — nein, ich schäme mich dieser Schilderung; denn sie kann wie Sinnentaumel klingen und ist es vielleicht, drum fort! fort!

Ich fand sie auch geistig ganz verändert. Nicht die Spur mehr jenes herben Beigeschmacks, der all die Süße ihres Wesens früher verdarb. Der Ton hat einen andern Accent; ich möchte sagen, ihre Sprache ist trochäischer geworden: nicht mehr so jambisch anstürmend wie früher. In Trochäen dichten die Spanier ihre Romanzen. Georg, zittre nicht für meinen Verstand! Morgen reis' ich."

Einen Tag später.

„Ich bin doch noch einen Tag geblieben, weil ich fahren will und sich die Gelegenheit nicht recht machen wollte. Auch hatte ich gestern Abend wieder einen Fieberanfall, der den Arzt mehr Wunder nahm als mich. Ich hatte den Nerven auf Einmal zu viel geboten. Das Wetter hat sich geändert. Es ist Regen eingetreten, der die Natur erfrischt, mich aber auf dem Zimmer hält. Meine jetzige Wohnung ist viel belebender als die frühere. Meine lebhafteste Unterhaltung ist der freie Blick auf die freilich fast den ganzen Tag verhängten Fenster der Gräfin. Die Rückkehr des Grafen soll noch Anstand haben. Wissen mußt Du doch, wie schwer es mir auch wird, es niederzuschreiben, daß sich diese beiden Menschen, wenn man anders ihn neben ihr nennen darf, mehr als menschlich lieben sollen. Du siehst, es wird nun wieder Alles recht kahl, ruhig und mitten im Sommer schon herbstlich für mich.

Seit man mich kennt, werd' ich allerdings mit rücksichtsvollerer Aufmerksamkeit behandelt. Ich lege mir das, was vielleicht nur Höflichkeit ist, als weibliche Gutmüthigkeit aus. Vor mir steht eine zierliche Krystallschale, ausgelegt mit frischen Weinlaubblättern und überhäuft mit den frischesten Gartenerdbeeren. Zerstör mir diese Einbildung *nicht*, wenn ich Dir gestehe, daß ich etwas von einer ordnenden zarten weiblichen Hand in meiner Nähe fühle, ein Walten freundlicher Besorgniß, wie diese Tugend so tief in der weiblichen Natur begründet ist und einen Zauber verbreiten kann, der oft das Geheimniß mancher an sich kaum glücklichen Ehe ist. Es sind aber nur die edelsten Frauen, die diese Abwechselung zwischen männlichem Muth und männlicher Schwäche sinnig zu benutzen wissen.

Seit zwei Tagen bin ich nun Idalinen nicht wieder begegnet. Ihre Fenster liegen mir gerade gegenüber. Zuweilen weht es geheimnißvoll an den Vorhängen, aber ich erblicke nichts. Nur mein Ohr saugt ihre Nähe ein. Sie ist eine Meisterin im Clavierspiel. Ich begreife nicht, wie wunderlich sich dies Wesen einst zur Welt stellen konnte, wie auffallend die Welt sie misverstand. Ich kenne die Mehrzahl dieser Schubert'schen Lieder, die sie spielt, aber nie hab' ich diesen Vortrag gehört. Selbst berühmte Virtuosen müssen in der eigenthümlichen Behandlung der Uebergänge aus dem sanften in das stärkere Colorit vor ihr zurücktreten. Sie haucht diese Bilder hin wie Wellenschlag. Es tönt in ihnen eine Melancholie, der man das gleichmäßige heftige Pulsiren der beengten Brust anhört. Man fühlt dieses Auf- und Abwogen, dieses Ab- und Zulassen des Tones, dieses rhythmische Schaukeln des musikalischen Gedankens — es ist Sprache, höchste Beredtsamkeit, Poesie. Georg, ich bin sehr glücklich, wenn ich diese wortlosen Lieder höre, und sehr unglücklich, wenn sie verstummen. Ich reise. Eine Gelegenheit bot sich heut von selbst dar."

Den 3ten.

„Ich bin immer noch hier und werde wol noch einige Tage bleiben, da das Wetter sich nicht halten will. Heut Nachmittag gegen 5 Uhr schien Hoffnung zu dauerndem Sonnenschein. Die Natur ist so übermäßig getränkt worden und bei einem einzigen Sonnenblick scheint es, als hätte diese Erquickung nur ein leichter Morgenthau bewirkt. Die Terrasse vor dem Schlosse ist mit feinem Kiese bestreut. Im Nu war sie trocken und die Orangenbäume mit dem glänzenden Grün ihrer Blätter thaten sich

wieder wohl an der Sonne. Ein blau und weiß gestreiftes großes Segeltuch wurde von den Bedienten niedergelassen. Man machte Anstalten zum Thee oder Kaffee, den man im Freien nehmen zu wollen schien. Während eine Kammerfrau die Tassen ordnete, trat Idaline groß und hehr aus dem Schlosse. Sie hatte ein Körbchen mit weiblichen Arbeiten in der Hand und setzte sich unter dem Segeltuche nieder. Ich hielt mich nicht. Ich mußte hinaus. Scheinbar harmlos vorüberschreitend, begrüß' ich die Gräfin. Sie winkt mir. Ich steige die wenigen Stufen, die zum Plateau führen, hinauf und trinke Thee oder Kaffee, ich weiß es nicht mehr, auf einem kleinen Feldstuhl ihr gegenübersitzend. Das zweite Mal, daß sie mit mir redet, und wie bekannt wir schon sind! Wie ich mich nur nehmen mag, ich weiß es nicht. Sie kennt meine Lebensgeschichte und verräth eine gutmüthige Neugier, sich Alles auszumalen, was ich innerlich und äußerlich schon gelitten habe. Es ist eine Sphäre, die ich gern vermeide, weil ich nicht lange in ihr verweilen kann, ohne leidenschaftlich zu werden. Mitten im lebhaftesten Gespräch, stockte sie plötzlich. Ich besann mich, worüber, und fühlte in diesem Augenblick die Glut meiner Mienen, das tolle Feuer der Augen, all den Zorn, der mich in diesen Mittheilungen überkommt. Ich blickte beschämt nieder und weiß nicht, ob ihr diese Heftigkeit gefiel oder unheimlich schien. Ihre Bildung zeigte sich aber auch hier im schönsten Lichte. Ich nenne es höchste Bildung, so sehr Virtuos zu sein in der Unterhaltung, daß man wie ein guter Componist jede Dissonanz, jeden grellen Effekt mit spielender Grazie in eine sanfte neue Tonart aufzulösen versteht. Sie beherrschte das Gespräch mit einer Sicherheit, daß ich, als ich nach länger denn zwei Stunden mich erhob, mir sagen mußte: Bei aller Reife und Abgeschliffenheit durch das

Leben hab' ich etwas Kindisches behalten! Als ich ging und meiner Aufregung allmälig mächtig wurde, war ich ganz unzufrieden mit mir. Ich habe mich so kahl ausgesprochen, daß mir mein Gespräch wie eine große Betise vorkommt. Ich kann nicht eher fort, eh' ich diese Scharte nicht ausgewetzt, diesen Fehler nicht verbessert habe."

Den 5ten.

„Vielleicht war das neuliche Gefühl der Unzufriedenheit mit mir selbst nur jene Eitelkeit, die mit dem Wesen der Liebe sehr eng verschwistert sein soll. Woraus entsteht Liebe? Woraus saugt sie ihre Nahrung? Aus dem erkannten wechselseitigen Werthe. Man scheint der Welt so wenig und Einem bedeuten wir so viel? Doch was verirrt sich die Liebe hierher!"

Den 6ten.

„Ich sehe nun Idalinen sehr oft. Sie ist ein Luftkind, das nicht lange in den Zimmern aushält. Es ist ihre Natur, unter ihren Blumen, unter den Akazien des Parkes zu weilen, und ich sehe darin ein großes Glück, ihr so oft zu begegnen, aber auch nur Glück, nur Zufall, kein Geschenk. Ich begleite sie, wenn sie irgend einen landschaftlichen Punkt aufnehmen will. Sie ist keine kunstvollendete Malerin, aber sie skizzirt gewandt und hat einen feinen Blick im Entdecken malerischer Prospekte. Die vom Park aus sich bildenden sind alle zu regelrecht und bringen nur jene mehr fashionabeln, als wirklich pittoresken Verschiebungen und Gruppen landschaftlicher Gesichtspunkte hervor. Wir werden tiefer ins Gebirge müssen, was mich

glücklich macht, sollt' ich dabei auch nichts thun, als den Esel führen, auf den sie reiten will."

Den 7ten.

„Ach, Georg, dieser Brief nimmt den Charakter eines Tagebuches an. Ich schick' ihn nicht mehr ab. Was wirst Du dem saumseligen Freunde zürnen? Ich fürcht' auch, ich zeige Dir nie diese Zeilen, die niederzuschreiben für meinen Zustand Bedürfniß wird. Wir waren mitten in der wildesten Gebirgspartie. In weiter Ferne, ganz im Blau verschwimmend die Schneekoppe. Ein schneckenförmig geschlängelter Weg führt tief in einen Bergkessel hinein, aus dem ein Kirchthurm mit grauem Schieferdach mitten aus Wald und Wiese hervorlugt. Es war schwer, dieser Vogelperspective malerisch beizukommen. Der Tag ging fast darauf hin, und als wir den Punkt hatten, der uns ein Bild bringen konnte, war die Beleuchtung verdüstert. Es regnete leise. Die Bedienten waren mit dem Gepäck etwas weit zurückgeblieben. Um uns zu schützen, mußten wir schnell in eine kleine Kapelle eilen, die am Wege stand. Der Raum von der offenen Thür bis zu dem Gitter, hinter welchem eine bunt geputzte Mutter Gottes stand, war so eng, daß kaum zwei Feldstühle Platz hatten. Es war eine süßpeinliche Situation. Idaline schien beklommen und ich weidete mich daran. Welch ein Unterschied in den magnetischen Rapporten — draußen und drinnen. Draußen gehört Idaline dem Ganzen. Sie vertheilt sich an Raum und Berg; sie ist ein Theil im All und verschwimmt in Luft und Duft. Drinnen, in so enger Begrenzung, ist sie ein Ganzes, nur sich gehörend, nur auf sich selbst bezogen. Ich glaube, es macht sich auch mehr Liebe im Zimmer als in freier Luft. — Endlich kamen

die Bedienten mit Mänteln und Regenschirmen, und obgleich das Wetter sich noch nicht aufgeklärt hatte und sie in der Kapelle noch hätte ausharren können, so trieb sie doch eine unverkennbare Angst von dannen. Wir dürfen, sagte sie, als ich ihr zu bleiben zuredete, wir dürfen den Frommen nicht den Weg zu ihrem Heile versperren."

Den 10ten.

„Wie diese Tage schwinden! Sie kommen und gehen und mein Gefühl ist, als schwebt' ich über ihnen, als lägen Raum und Zeit tief unter mir. Meine Hand zittert, indem sie die Frage niederschreibt: Könnt' ich Idalinen Bedürfniß werden? Könnte sie mich entbehren? Die Abreise ist weiter hinausgerückt als je. Ich nehme Theil an Allem, was sie selbst beschäftigt. Es ist soviel, das uns trennte, geebnet, wir stehen auf so gleicher horizontaler Erde, daß ich oft versucht bin, ihre Hand zu ergreifen und vor ihr niederzustürzen. Und doch brächten mich nicht tausend verlockende Geister dazu — —

Heut ist das Kirchweihfest im Dorfe. Sie wird hinuntergehen und sich unter die Freuden der Bevölkerung mischen. Man liebt sie. Idaline, die sonst Alles abstieß, ist für die Herzen ein Magnet geworden. Sie hat mir die rührendsten Aufschlüsse über ihren Bildungsgang gegeben. Ihre Stimme zittert, wenn sie die Anklage gegen sich selbst beendet hat und sie jener geheimnißvollen, mir räthselhaften Zeit sich nähert, wo mit ihr muß eine gewaltsame Veränderung vorgegangen sein. Noch gestern — doch die Glocke tönt aus dem Thale herauf und ruft zu dem ländlichen Feste. Ich eile, diese Freuden und die Königin aus der Ferne zu beobachten."

Später.

„Ich war bei dem Feste und bin außer mir vor Zorn. Georg, ich komme! Diese Zeilen sind kein Tagebuch, sondern ein Brief, der Dir gehört, wie mein unglückliches Herz. Denke Dir, ich komme hinunter in das festlich geschmückte, von der jubelnden Menge bunt belebte Dorf. Schon hat sich ein festlicher Zug in Bewegung gesetzt. Die jungen Landleute mit Bändern an den Hüten, die Mädchen mit Blumensträußen, voran eine Dorfmusik, die später zum Tanze aufspielen sollte. Unter einigen Bäumen sah ich die herrschaftliche Equipage stehen. Die Gräfin war ausgestiegen und hatte sich mit einer Leutseligkeit, deren sie früher nie fähig gewesen und die ihr jetzt wie der natürliche Ausdruck eines guten Herzens stand, unter die fröhlichen Menschen begeben. Wie diese meiner ansichtig werden, öffnen sie ihre Reihen, bewillkommnen mich, da ich mir bei meinen Wanderungen unter ihnen Freunde erworben hatte, wie einen Einheimischen, der zum Feste gehöre, und wenden mir die gleiche Huldigung wie Idalinen zu. Die Scene wurde peinlich. Der Welt gegenüber so mit ihr vereint, so ohne Ueberlegung von den Menschen mit ihr zusammengestellt — ich fühle, es war ein gefahrvoller Augenblick. Sie wurde abwechselnd blaß und glühend und als ich unschlüssig zauderte, sagte sie mit einer Entschlossenheit, die mir wehe that und doch vielleicht der Ausdruck der höchsten Vertraulichkeit sein konnte: Entfernen Sie sich doch! Ich riß mich los und wußte, daß ich es nun für immer muß!“

Später.

„Sie hat mich für heut Abend zum Thee entboten. Ich werde sie zum ersten Male wieder auf ihrem Zimmer sehen, aber es wird, es kann nur sein, um Abschied zu nehmen, auf ewig!"

Den 11ten.

„Es gibt keine Worte für meinen Zustand. Wenn ein Schiff auf weiter Meeresfahrt an einer einsamen menschenleeren Insel landet, die Mannschaft steigt aus, das Signal zur Rückkehr ertönt, Alles eilt, wieder ans Ufer zu kommen, nur Einer verspätet sich, Einer ist unter einem Baume entschlummert, Niemand weckt ihn, er erwacht endlich, rafft sich auf und sieht sich allein auf der wüsten Insel, das Schiff schon in weiter Ferne, ein nie erreichbarer einziger Punkt!

Ach, auch mein Lebensschiff ist hin und nimmer kann es wiederkehren! Ich weiß, daß Idaline mich lieben könnte, mich vielleicht liebt, wenn auch ewig ihr Mund stumm bleiben, ihr Herz sich nie verrathen wird. Ich weiß es. Wer hat es mir vertraut? Die Luft, die Erde, der Himmel? Ich kann nicht sagen, wer. Aber ich weiß es. Ich weiß es seit jenem Abende, Georg, wo sie mir zum ersten Male die Hand reichte und sagte: Verzeihen Sie mir! Mir schwanden die Sinne, ich wankte, das Blut drang mir empor und preßte mir die Stimme fort. Ich konnte nicht reden. Einer langen, langen Weile bedurft' ich, um mich zu sammeln und aus dieser Betäubung zu erwachen. In ihr ging dasselbe vor, wir sprachen von der Welt und ihrem Glauben, von Freiheit und Selbstbestimmung. Es waren Worte, die weniger verriethen als jene Pause.

Es kann aber, es darf nicht sein und so will ich hinausziehen in die Welt als ein Träumender, der dem Leben nicht mehr angehört, unbekümmert, ob ich, hinwandelnd am Rande der Abgründe, stürze und zerschmettert in die Tiefe sinke."

Längst vorüber war die Zeit, wo Waldemar versprochen hatte, wiederzukehren. Die Geschäfte, die ihn fesselten, zogen sich in die Länge. Der schönste Theil des Sommers schwand und von Verschub zu Verschub blieb zuletzt nichts übrig als die Möglichkeit nur, noch Idalinen selbst abzuholen und auf dem Schlosse, wenn der Herbst sich schön anließe, höchstens noch einige Tage zuzubringen.

Waldemar fand es in seinem wohlwollenden Gemüthe natürlich, daß Idalinens Briefe seltner und kürzer wurden. Er hatte sie anfangs von Woche zu Woche auf seine Rückkehr vertröstet und konnte daher ihre Briefe aufnehmen als kurze Grüße, deren schriftliche Abfassung ihr ja nun bald überflüssig erscheinen müßte. Als er endlich mit der vollen Wahrheit heraustrat, daß seine Rückkehr bis zum Herbst hinausgeschoben werden müsse, da schob er die Schuld ihrer einsylbigen Briefe auf den Mangel anregender Erlebnisse. Wie still ist in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, sagte er sich, der Verlauf des Tages! Wie wiederholen sich in ewigem Einerlei die Erscheinungen! Ein solcher Landaufenthalt, so reich er für den Genuß sein mag, so wenig bietet er der Schilderung. Ja, Waldemar war so gewöhnt, über Alles den Mantel der Entschuldigung zu werfen, daß er sogar den Genuß bezweifelte und sich dachte: Wer weiß, ob sie mir nicht im Stillen zürnt und

diese lange Entfernung wie ein Exil ansieht! Jedenfalls war der Sommer zerrissen und durch seine ewigen Vertröstungen wider Versehen eine Art Flickwerk geworden. Seine Harmlosigkeit ging so weit, es sogar natürlich zu finden, daß zuletzt Idalinens Briefe gänzlich ausblieben. Seine Rückkehr war vor der Thür und er ermangelte nicht, ihr nun diese in den herzlichsten Ausdrücken anzukündigen.

Die Wirkung dieses Briefes war für Idalinen furchtbar. Die heitre Stimmung, die sie den Sommer über beglückt hatte, war hin. Jetzt erst verstand sie diese entsetzliche Ruhe, die sich aller ihrer Gefühle bemächtigt hatte. Die Liebe, die sie sich gedacht hatte auftretend in ganz anderer Gestalt, in der Gestalt von Aufregungen, Wallungen, namenlosen Ueberwältigungen, die Liebe war ihr wie ein spielendes Kind, wie eine schöne Schlange unter Blumen erschienen. Sie hatte die Liebe und mit ihr das Glück der Liebe! Seltene Gabe des Himmels! Seltener Sonnenschein der unscheinbar, still beseligenden Freuden, der ihr leuchtete, der sie erwärmte, ohne daß sie Auf- und Niedergang sah, ohne daß ihr Auge ein einzigmal einen zuckenden Schmerz, ihr Innerstes je eine plötzliche Blendung empfunden hätte. Nun erst fragte sie, wie das Alles? Wodurch? Sie schauderte, als sie sich gestand, durch die Liebe?

Der gnädige Herr kommt in drei Tagen, hieß es im Schlosse. Das war für sie in diesen Sälen und Corridoren ein martervolles Echo. Wie von dunkeln Schatten verfolgt, irrte sie im Schloß umher. Sie war ihrer nicht mehr mächtig, ihres nächsten Willens nicht mehr gewiß. Das schwankte und tanzte Alles um sie her, das hatte keine sichere Formen mehr, das war ein Chaos, in dem sie kaum mehr athmete, ein Gewühl, in dem sie erstickte. Dämonisch faßte sie die dürre Hand des Vorwurfs, ein

Furienhaupt grinzte sie an und spottete: Treulose! Waldemar trat ihr entgegen, wie ein Heiliger, vor dem sie sich winden müsse auf den Knien, wie ein Märtyrer, dem sie die blutigen Wunden küssen müsse, und sie hatte ihm diese Wunden geschlagen, sie, die ihn schon einmal getäuscht hatte und ihn nun zum zweiten Male täuschen mußte!

Und sie hatte eine Scene mit Theobald gehabt, die, an sich rein, nicht mehr zu widerrufen war. Noch halb in jener traumhaften Dämmerung, die diese beiden Menschen wie in einen sorglosen Schlummer eingewiegt hatte, noch nicht geweckt von dem Donnerschlage der Ankündigung, daß Waldemar in drei Tagen auf dem Schlosse sein würde, hatte Theobald jenes Abends erwähnt, wo sich beide zum ersten Male auf dem mondbeschienenen See gesehen hatten. So oft Theobald eine solche Fahrt auf dem Bassin des Parkes vorschlug, hatte Idaline ihn damit abgewiesen. Sie vermied von jenem Abende zu sprechen, und klar, voll, durchempfunden hatte er noch nie wieder vor ihnen gestanden. Heute zum ersten Male floß der Mund von dem über, was das Herz verschweigen mußte. Noch standen sie beide, äußerlich ungefesselt, sich gegenüber. Noch hatte Theobald für Idalinen, Idaline für Theobald keinen unwiderleglichen Beweis. Aber an diesem Abend war mit dem Anfang das Ende gekommen. Der Anfang war die nächtliche Fahrt auf dem See. Sie machten sie im Geiste wieder, sie ruderten im Geiste wieder durch Schilf und Wasserlilien, Theobald stand oben mit dem Ruder, Idaline saß eingehüllt in ihren Shawl und blickte in die Tiefe. Da erwähnte Theobald des Ringes und in dem Augenblick, als Idaline auf die einfachen Fragen: Erinnern Sie sich des Ringes? Wie sah er aus? Haben Sie ihn vermißt? sagen mußte: Es war mein Verlobungsring! in dem Moment dieses Geständnisses hielt die zitternde Stimme, die

quillende Thräne im Auge, das bebende Herz im Busen nicht mehr Stand und Theobald lag zu den Füßen eines Weibes, das durch einen höhern räthselhaften Zauber ihm bestimmt gewesen schien und das er verloren hatte — verloren durch den Stolz, durch den Trotz, nicht wahr sein zu können — verloren durch die Unfähigkeit, sich der Welt zu geben, wie man denkt und wie man fühlt. „Diesen Ring zog das Verhängniß ab und doch —" war Alles, was er stammeln konnte, und aus Idalinens aufgelöster Wehmuth, aus ihren wild hervorstürzenden Thränen hörte man nur das Eine: Theobald! Theobald!

Sie mußten sich aufraffen aus dieser Situation. Sie wurden gestört. Es war schon tief in der Nacht. Sie mußten abbrechen, mitten in diesem Gewitter ihrer Seelen. Theobald stürzte hinaus. Er war seiner nicht mehr mächtig. Es trieb ihn hinaus in den Park, er durchstreifte das Gebirge, er merkte kaum, daß es Nacht war und der Morgen graute.

Am andern Tag erwartete er einen Bescheid. Idaline hielt sich verschlossen. Waldemar hatte geschrieben, seine Ankunft angezeigt. Sie schrieb es ihm in zwei Zeilen. Theobald küßte diese Züge, die von der geliebten und liebenden Hand kamen, sah stumm zu Idalinens Fenstern hinauf, sah sie noch einmal, wie sie an die Scheiben lehnte und an das kalte Glas die heiße Stirne drückte, er bestieg ein Pferd und ritt, mit zerrissenem Herzen Abschied nehmend, unschlüssig über die Zukunft, den Schloßweg hinunter dem Thale und der Gegend zu, wo sein Freund wohnte.

Idalinens Verzweiflung ist nicht zu schildern. Die Stunden bis zur Ankunft Waldemar's waren ein einziges Fieber. Wenn sie auch Alles sah, was um sie vorging, sie lebte nicht mehr. Schaudern ergriff sie, wenn sie dachte,

warum geht Theobald, warum nimmt er mich nicht mit hinweg, hinaus in die Welt, in die Verachtung der Menschen? Sie glaubte ihn zu sehen, wie er ihr winke, sie fühlte, wie er sie mit männerstarkem Arm ergriff, vor sich auf ein muthiges Roß setzte und hinuntersprengte in die Ferne, fort, fort ein Glück der Liebe, das sie anhauchte wie Küsse der Liebe, umspielte wie Kosen der Wellen, sie hinunterzog in die süßesten Wonnen des Besitzes. Mitten in diesen halb bewußten, halb unbewußten Fieberträumen erklang der Huf eines heransprengenden Pferdes. Idaline schrie auf. Es war ein Jokei, der vorausgeeilt war und die Ankunft Waldemar's für die nächste Stunde ansagte.

Herr von Theobald, erzählte der Diener, ist uns ja auf unserm Fuchs begegnet. Er wird ihn doch wol wiederschicken? Wie der Graf den Fuchs sah, erkannte er ihn und fragte, wer ihn ritte. Herr von Theobald, sagten wir. Er wurde ganz blaß vor Erstaunen und fragte: Woher wir Herrn von Theobald kennten? Ei, nahm ich das Wort, er hat den Sommer über auf dem Schloß gewohnt —

Idaline starb in diesem Augenblick; denn das, was sie aufrecht hielt, war nicht Leben mehr. Todtenbleich hing sie an des Dieners Munde und nahm seine Rede mit einer so furchtbaren Spannung auf, daß dieser vor Schreck verstummte. Zögernd fügte er hinzu, der Graf hätte sich darauf abgewandt, die Zügel der Kalesche selbst ergriffen und wild, ganz wild die Peitsche geschwungen —

Indem hörte man den Lärm eines heranrasselnden Wagenzuges dicht in der Nähe. Sie kommen, rief der Diener, eilte hinaus und Idaline —

Idaline horchte auf, sah sich eine Weile im Zimmer um, riß die Thür auf, eilte, wie von Furien gepeitscht, die Stiege hinunter, riß die große Flügelthür des hintern Ein-

gangs zum Schlosse auf, stürzte über die Beete und die gekieselten Wege in den Park, an den See — und verschwand.

Theobald lebt noch in der Schweiz als Mineralog. Seine Wanderungen in die Gletschergegenden, um die Wissenschaft zu bereichern, setzen ihn täglicher Lebensgefahr aus. Er ist düster, lebt einsam, nur im Umgang mit Führern, die ihn auf seinen Excursionen begleiten. Diese behaupten, er suche den Tod.

Waldemar will im Staatsdienst, wie man sagt, den Schmerz betäuben und den Verlust verschmerzen, den er im zweiten Jahre seiner Ehe zu allgemeinem Bedauern der Residenz und dem Beileid des ganzen Landes erlitt. Idaline, Gräfin Waldemar hatte nämlich, wie man erzählt, das Unglück, auf einem der Güter ihres Gemahls an einem gefährlichen tiefen See auszugleiten und rettungslos in einem Augenblicke zu ertrinken, als die Dienerschaft des Hauses beschäftigt war, den eben von einer Reise ankommenden Grafen zu bewillkommnen. Der Graf ist seitdem in eine Melancholie versunken, die auch sein Leben zu bedrohen scheint. Um den See hat man ein Gitter gezogen.

Physiologie der Gesellschaft.

In Briefen eines Vaters an seinen Sohn.

Ein Beitrag zu Knigge's Umgang mit Menschen.

Von

A. von Sternberg.

Man muß oft schlimmer scheinen, als man ist.

La Rochefoucauld.

Erster Brief.

Allgemeine Betrachtungen.

Ich heirathete deine Mutter als eine reiche Erbin und gab sie nach Verlauf von fünf Jahren ihren Ältern wieder zurück ohne einen Pfennig im Vermögen. Die gute Seele hat mir das nicht übel genommen; sie wußte wohl, daß ich nicht anders konnte. Die einzige Frucht dieser Ehe bist du. Es ist nicht mehr als billig, da ich dich um dein Erbe gebracht, daß ich auf andere Weise dich schadlos zu halten suche, und dies geschieht, indem ich dir einige Maximen gebe, die unter Brüdern ihren Thaler werth sind und die dich gut durch die Welt führen werden, wenn du sie richtig befolgst. Glaube dabei nicht, daß ich in diesen Blättern mit dir auf sentimentale Weise über Dinge und Menschen sprechen werde. Diese Auffassung liegt nicht in meiner Natur. Ich werde dir nichts sagen über Unsterblichkeit, über die ewige Ausgleichung von Gerecht und Ungerecht und über den unausbleiblichen Lohn der Tugend. Ich bin ein praktisches Wesen und möchte nicht, daß du in dieser Welt wie ein Lump lebest, um in der künftigen als Krösus zu erstehen. Für eine unverzeihliche Thorheit halte ich es, ein Erbe nicht in Besitz nehmen zu wollen, lediglich weil uns einige Narren einbilden, es sei großmüthig,

darauf zu verzichten. Dieses Erbe ist das Glück, das Jedem von uns bestimmt ist und folglich auch dir. Daß dieses Erbe bei dir etwas mehr verklausulirt ist als bei Andern, thut nichts zur Sache; es ist darum doch da, und du mußt es gewinnen.

Zweiter Brief.

Ueber jugendliche Neigungen.

Sieh diesen lächelnden Mund, roth wie die blühende Rose,
Und dieses Wuchses erhabene Pracht,
Das ist das Mädchen, das mich aus einem Narrn in Prose
Zu einem Narren in Versen gemacht.

Altes deutsches Sinngedicht.

Dieses Gebiet ist unermeßlich, wenn man in die Metaphysik der jugendlichen Schwärmerei eingehen will. Dein eignes Herz sagt dir, daß eine gewisse erste Neigung nicht beschrieben werden kann, und doch hat man ganze Bibliotheken gefüllt, um dich zu belehren, wie du in dieser Epoche deiner Entwickelung dich benimmst. Vergebliche Mühe. Wie die Unschuld nur von Denen ergründet und beschrieben werden kann, die sie längst verloren haben, so die erste Liebe nur von Solchen, die über sie hinaus sind. Die Liebe ist ein Impromptu des Herzens und wie alle genialen Einfälle raubt sie uns für den Augenblick das Bewußtsein und wir sind nichts weniger im Stande, als über uns selbst nach-

zudenken. Du wirst mir jedoch zugeben, daß es keinen gefährlichern Zustand für unser Wohl gibt, als ein solcher, wo die Vernunft die Zügel verliert und wir nicht mehr Herr in unserm eignen Hause sind. Ich weiß nicht, wie es mit deinem Herzen steht, aber ich weiß, wie es mit dem meinigen stand, als ich achtzehn Jahr zählte. Die entsetzliche Verwirrung, in der ich mich damals befand, kann ich dir nicht beschreiben. Meine Leidenschaften sind immerdar heftig gewesen, mein Temperament stürmisch, mein Urtheil über mich selbst feig und überspannt, wie es in diesen Jahren immer zu sein pflegt, das fremde Urtheil dagegen war unzulangend, dabei die Nähe der Geliebten eine teufelsmäßige Aufregung in allen Pulsen, Koketterie von ihrer, Unerfahrenheit von meiner Seite, ein Ueber- und Untereinander, ein Rasen, ein mehr als kindisches Trotzen, ein Lächeln, ein Grimm, ein nichtswürdiges und hoffnungsloses Brüten und über Alles herüber eine unendlich fade Albernheit. In manchem Roman habe ich ziemlich gut die Symptome wiedergefunden, die meine Krankheit damals bezeichneten, und doch glaubte ich damals etwas zu erdulden, was vor mir Niemand erduldet hatte und nach mir Niemand erdulden werde. Ein lächerlicher und schädlicher Irrthum. Der einzige kluge Streich, den ich trotz meiner Tollheit verübte, war, daß ich jenes Mädchen nicht zu deiner Mutter machte.

Pour mériter son coeur, pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre au roi, je l'aurai fait aux Dieux!

sagt Larochefoucauld und er bezeichnet diesen rasenden Zustand ganz vortrefflich. Wie große Thoren sind nun Diejenigen, die behaupten, man müsse den Gegenstand der ersten Liebe zum Gegenstand einer Heirath machen. Das hieße den Staat mit Tollköpfen anfüllen, die alle Augenblicke bereit

wären, für die schönen Augen ihrer Geliebten den Thron und den Altar über den Haufen zu werfen. Nein; die Ehe ist die nüchternste Einrichtung des Staats und um sie würdig zu schließen, muß man alle fünf Sinne bis unter den Gefrierpunkt zurückdrücken.

Ich befinde mich in einer nicht geringen Verlegenheit, die mir die Ueberschrift dieses Briefes einflößt. Ich soll von der jugendlichen Neigung sprechen und fühle, daß dies kein Gegenstand für mich ist; dennoch sollst du mich nicht für eine kalte Eisenstange halten, die die telegraphischen Zeichen der Warnung macht, ohne selbst etwas zu empfinden. Du sollst in mir ein Wesen erkennen, dir gleich in einem Herzen, das der Thorheit fähig ist, das aber, wenn es Thorheiten begeht, diese am rechten Namen nennt. Die erste Liebe ist eine Thorheit; aber ich will offen gestehen, ich bin ein Thor gewesen. Weiter verlange nichts von mir. Ich schreibe keine Geständnisse meiner Schwäche.

Als ich aus dem Taumel der ersten Liebe erwachte, war ich ernstlich froh, so leidlich davongekommen zu sein. Ich zog die himmlische Garderobe aus, faltete sorgfältig die Engelsfittiche zusammen, nahm die goldenen Sandalen von den Füßen und verbrannte ein Päckchen Briefe, dann fuhr ich in einen kaffeebraunen Ueberrock, legte ein schwarz und roth gewürfeltes Halstuch um und ging auf mein Bureau. Niemand wußte oder ahnete etwas, daß ich vor einer Stunde noch närrisch war. Zwei Jahre blieb ich in einem vollkommen nüchternen Zustande, in diesem las ich den Montaigne. Dieser liebenswürdige, himmlische Weise lehrte mich Blicke in mein Inneres thun. Er zeigte mir, wie das Leben unter den Händen des Narren in lauter unfruchtbare Momente zerfällt, wie der Weise dagegen aus seinen Tagen ein Kunstwerk schafft, wo keine Stunde unnütz verfließt, wo immer ein Genuß auf eine Erinnerung

deutet und eine Hoffnung auf eine Erfüllung, immer aber wir selbst die Schöpfer unseres Glückes sind. Es gehört eine maßlose Unklugheit dazu, einen Genuß von sich zu weisen, weil es klug ist, zu genießen. Die rechte Wollust ist nicht allein ein Vergnügen, sie ist auch zugleich die höchste Lebensklugheit. Niemand wird aber in den momentanen Convulsionen des Herzens die wahre Wollust suchen, diese erstreckt sich über das ganze Leben als eine innere Befriedigung, als das Bewußtsein, daß wir zu klug waren, um auch nur eine Stunde während achtzig Jahren unglücklich zu sein.

Gewisse Rathgeber machen sich die Sache leicht. Verschmähte ich nicht durchaus den idealen Standpunkt, so könnte ich jetzt mit geringer Mühe dir zurufen: Ziehe in die Einsamkeit, bebaue deinen Acker, trinke aus der Quelle, nähre dich mit den einfachsten Mitteln, schlafe gut und du wirst auch sagen können, du seist in keiner Stunde deines Lebens unglücklich gewesen; allein fort damit! Hierin liegt keine Kunst. Nein; du sollst unter Menschen leben, du sollst trefflichen Bordeaux trinken, du sollst Austerpasteten essen, auf Polstern ruhen und dennoch sollst du in diesem bunten Durcheinander, wo Tausende zerdrückt werden, wo Hunderttausende an einer Degenspitze oder einem buhlerischen Lächeln verbluten, wo tausendmal Tausend vor Langerweile umsinken, dich kräftig oben erhalten, und wenn du dereinst den Arzt an deinem Krankenbette höflich die Achseln zucken siehst, sollst du sagen können: Ich erhebe mich von der Tafel, sie war gut besetzt und ich habe keine ihrer Schüsseln ungekostet vorübergehen lassen.

Um aber aus unserm Leben ein Kunstwerk zu schaffen, müssen wir mit dem Material umzugehen verstehen, und dieses sind die Menschen. Wir können uns keinen Zustand

in der Luft hängend denken, immerdar wird er scharf begrenzt von den mannichfachsten Interessen, und diese werden von Menschen gelenkt, die stets unsre Feinde sind, wenn wir nicht mit ihnen umzugehn verstehen. Glaube nicht, daß unsre Freunde hiervon ausgeschlossen sind, grade die können unserm Leben die übelste Richtung geben, wenn wir sie ungestört walten lassen.

„Wer sich am meisten liebt, ist der ehrlichste Mann, — oder — der ehrlichste Mann liebt sich selbst am meisten."

Aber ich wollte mit dir über die Liebe sprechen, oder vielmehr über jeden Umgang mit Frauen, der nicht zur Ehe gehört. Es ist unmöglich, ihn zu vermeiden, und wir würden unaussprechlich elend sein, wenn wir es könnten. Die erste Aufwallung gab ich dir, wie schon gesagt, preis; bei der zweiten müssen wir schon den Verstand zwingen, daß er uns das Herz verrathe, das heißt, wir müssen uns mit völligem Bewußtsein unserer zärtlichen Schwäche hingeben. Hier darf kein Impromptu herrschen, nichts muß dem Zufall überlassen bleiben, wir wollen träumen und wir sagen dem Verstande, daß er erst um eine bestimmte Stunde uns wecke, bis dahin aber Acht geben solle, daß Niemand uns stört. Ach, welche Seligkeiten liegen im Bereich dieser Art „gehaltner Leidenschaft!" Die Frauen sind hier am liebenswürdigsten; sie entwickeln alle ihre tausend Reize, und wir sind immer fertig, immer bereit, diese Goldperlen zu sammeln, sie auf eine Schnur zu reihen und mit diesem Anblicke als Erinnerungsschatz noch späte Jahre zu erfreuen. Glaube nicht, daß dies unwürdige Berechnung ist; — es ist Glut, ist Poesie, ist Genuß geistiger und körperlicher Schönheit, aber es fehlt der Rausch, das Übermaß, die tolle Frechheit, die poetische Schamlosigkeit der ersten Liebe. Wir schwärmen nicht mehr in den Vorhöfen des

Tempels, wir sind dem Heiligthum nahe, und deshalb findet man uns auch nicht eines Morgens trunken, mit einem zerrissenen Epheukranz im Haar und mit blutender Lippe auf den Stufen liegend, sondern festen Schrittes verlassen wir den Tempel, umspielt von Morgenschimmer und geküßt von dem Strahl des ewigen Lichts.

Ich sagte, daß die Frauen in diesem Kampfe die größte Fülle von Reizen entwickeln, und dies thun sie auch in der That. Der Wunsch, uns bis zur Trunkenheit zu bringen, ein Triumph, der ihrer Eitelkeit so unendlich süß ist, facht beständig ihren Eifer neu an und treibt sie, alle Waffen gegen uns zu brauchen, und in diesem Kampfe wird die Tugendhafteste zur Kokette. „Zeig dich unempfindlich und du wirst die Frauen um dich kämpfen sehen.“ Ein verschämter Tölpel wird von der Liebe besiegt, ein kluger Mann stellt sich besiegt, um zu siegen. Es ist aber nur erlaubt, einmal im Leben ein verschämter Tölpel zu sein, später müssen wir diese Rolle Andern zutheilen und in der Komödie, welcher der Betrug mit der Leichtgläubigkeit spielt, immer gern die Zuschauer, nie aber den Mitspieler abgeben.

Es liegt nur an uns, aus den Frauen bis auf einen gewissen Grad hin wahre und aufrichtige Wesen zu machen; wir müssen ihnen zeigen, daß wir ihre Falschheiten unschädlich zu machen wissen, alsdann werden wir sie zwingen uns genugsam zu achten, um gegen uns aufrichtig zu sein. Die größte Schmeichelei für die männliche Festigkeit ist die offen an den Tag gelegte Liebe einer Frau; denn hierin liegt die Anerkennung einer gewissen Macht, die dem Weibe imponirt; sie bekennt, von dieser Macht besiegt zu sein, und hierzu wird sich Keine gegen einen Schwächling verstehen; dazu besitzt das Geschlecht, uns gegenüber, zu viel Stolz. Doch müssen wir mit der Sprödigkeit nicht zu

weit gehen, um nicht unserseits die Rolle der Koketterie zu übernehmen. Nichts ist verächtlicher als eine männliche Kokette, und nichts stört den höhern Genuß, den wir im Umgang mit Frauen suchen mehr als ein ewiges Schachspiel der Berechnung. Zum Genuß gehört Hingebung, von der ersten Liebe borge man alle ihre eigenthümlichen Reize, ohne zugleich ihre Schwächen zu adoptiren; rufen wir jedoch beständig die Klugheit am Namen, so kann das Herz nicht träumen. Es ist, als wollte der Poet beim Dichten stets die Regeln des Aristoteles bei der Hand haben; er wird ein kaltes ungenügendes Werk schaffen, er muß sich der Schöpferlust überlassen, er muß, auf den Wogen des schönen Wahnsinns schwimmend, das Bewußtsein nur so weit aufrecht erhalten, daß er nach dem Pharus die Blicke frei behält, nicht aber am Ufer plätschern und sich nach allen Regeln des Schwimmens bewegen, ohne doch zu schwimmen.

Welche Frauen sind nun am geschicktesten, diesen glücklichen Zustand der gehaltenen Leidenschaft uns in seiner ganzen Fülle zu gewähren? Höre hierüber meine Erfahrungen.

Nach dem Vorhergehenden wirst du mich schon verstanden haben, daß ich hier durchaus nicht von jenen momentanen Verbindungen spreche, die von der Sinnlichkeit geknüpft werden und die nach einem Augenblicke nichtssagenden Genusses eine tödtende Langeweile und Leere in unserem Gemüthe zurücklassen. Die gewöhnliche Moral verbietet schon dergleichen, der höhere Lebensepikurismus setzt diese Mittel der Selbsterniedrigung in die Classe der unklugesten und verderblichsten Verschwendung unserer Kräfte. Ich würde dir nie eine Aspasia zuführen, so lange noch eine Corinna zu finden ist, und tausendmal lieber sähe ich zu den Füßen einer achtzigjährigen Ninon dich lä-

cherlich machen, als nur einen Moment glücklich in den Armen einen käuflichen Nymphe; viel lieber ein Anhänger des lächerlichen Plato, als ein misgeleiteter und misverstehender Schüler Epikur's.

In irgend einem Winkel Englands, ich habe den Namen der Dorfschaft in meinem Denkbuche aufgezeichnet, gibt es Familien, in denen die Schwindsucht erblich ist. Dies ist ein höchst beklagenswerther Umstand. Die Mädchen in diesen Familien sind von einer so wundervollen Schönheit, daß man sie „Töchter der Feen" nennt. In der That, sie scheinen Geister zu sein der zartesten Art, gehüllt in Körper, aus Blumenfasern gewebt. Eine Röthe, weit schöner als die der jungen Rose, ist wie ein Hauch über ihre Wangen ergossen, und in dem Auge blitzt ein Feuer, das verzehren würde, wenn es nicht zugleich etwas von der Flamme des Genies an sich hätte, welche erwärmt, aber nie verbrennt. Diese Mädchen bringen es selten über achtzehn Jahr, aber in diesen achtzehn Frühlingen ist aller Zauber einer Mädchenseele zusammengedrängt, die höchste Sinnenreife bei der größten Gefühlstiefe, ein ewiges Keimen und Fluten der Kräfte, die, indem sie der Vernichtung entgegenarbeiten, die berauschendsten und köstlichsten Lebensblüten treiben. Ein mitleidiger Gott entzieht ihnen das langsame Verwelken, das Erstarren, die prosaische Natur des Alters. Ihr ganzes kurzes Frühlingsdasein ist nur eine schöne Illusion; sie sinken mit allen bräutlichen Hoffnungen des Lebens geschmückt ins Grab. Wenn diese Mädchen lieben, und sie lieben fast ihr ganzes Dasein hindurch, so ist diese Liebe die verklärteste Huld, die ein Herz geben und ein Herz empfangen kann. Mit einer solchen Virtuosin des Herzens führte mich mein guter Stern zusammen; ich lernte im Umgang dieser zartverschleierten Psyche alle Geheimnisse des höhern Lebensepikurismus ken-

nen. Wir versenkten uns in die Metaphysik der Leidenschaft, und ehe ich sie, oder sie mich enttäuschte, starb sie. Der Tod ist überall ein poetischer Schluß. Friede ihrem Andenken!

Von Allen, die über den Umgang mit Frauen geschrieben haben, hat Niemand, so viel ich weiß, eine solche Verbindung vorgeschlagen; ich will auch zugeben, daß dieses Bild auf den ersten Anblick etwas Seltsames, Zurückstoßendes hat. Wie, ein Mädchen sich zur Geliebten erwählen, das den Tod im Busen trägt? Gewiß zu sein, Das verlieren zu müssen, was man anbetet? Aber ich spreche nicht von dem Besitz, nicht für das Festhalten für praktische Lebenszwecke, nicht von der Ehe, ich spreche von der Liebe als Ingredienz unseres feinsten Lebensgenusses. Warum den Duft einer Rose verschmähen, blos weil wir wissen, daß sie über Nacht nicht mehr sein wird? Warum deshalb an die derbe geruchlose Tulpe sich halten wollen, weil sie die kühle Nacht überdauert und ihr fester Organismus die Morgennebel nicht zu scheuen hat? Gewöhne dich frühzeitig Das zu verlieren, was dir nur auf kurze Zeit geliehen ist.

Mit diesem, wenn du willst, launenhaften Rathe schließe ich das Capitel über die erste und zweite Liebe; die dritte ist nicht mehr der Rede werth: es ist der Platz, den die niedrigen Seelen für den ersten halten. Ein Mann von Welt hat diese dritte Gattung auf seiner Toilette vorräthig.

Dritter Brief.

Ueber Freundschaft.

Les bons comptes font les bons amis.

Sprüchwort.

Wieder ein sentimentales Thema, über das man im Somnambulismus schreiben muß, um den zärtlichen Seelen zu genügen. Ich bin ein Weltmann, ich schwärme nicht, sondern ich geh' auf Glück aus.

Gibt es Freunde? — Eine Thorheit wäre es, dies zu glauben. Es gibt Bundesgenossen, es gibt Mitreisende, es gibt Mitwissende, Mitstrebende — aber Freunde? Es wäre zu gefährlich, auf die Existenz von Wesen zu zählen, deren Handlungsweise alle Regeln der Klugheit über den Haufen wirft. Wenn wir Jemanden finden, der ohne Eigennutz für uns Opfer bringt, werden wir da nicht auf den schädlichen Irrwahn gelenkt, daß wir auf das Herz des Menschen zählen können? Bewahre! Wo blieben wir da in den verwickelten Händeln der Welt? Unser Freund ist nur, wer uns braucht, auch wir dürfen keine andere Freunde haben, als die uns von Nutzen sind. Die Freundschaft ist ein Institut wie die Ehe, auf praktische Vortheile gegründet; das Vermögen, die Stellung in der Gesellschaft, unser moralischer und materieller Credit sind die Mitgift, die wir dem Freunde zubringen. Aber es ist klug, über diese Grundsätze einen Schleier zu breiten. Man versteht sich, allein man will sich von der Menge nicht verstanden wissen. Deshalb gibt der Weltmann allen seinen Verhältnissen ei-

nen poetischen Schimmer und haucht eine künstliche Wärme der Empfindung in das Calcul der Berechnung. Weshalb auch nicht? Das Unvermeidliche muß in bester Form geschehn. Die Heuchelei erniedrigt, wenn man sie auf Meinungen überträgt, als gesellschaftliche Form ist sie jedoch ein nothwendiges und oft glänzendes Verdienst. Wie unendlich trocken ist die Ehrlichkeit des Herzens! Der Weltmann muß sich vor allen Dingen vor ihr in Acht nehmen, schon als Maske taugt sie nichts, weil sie immer dieselbe bleibt. Wie graziös dagegen ist der leichte fliegende Schritt, mit dem wir durch die geöffneten Thüren unseres Vorsaals eilen, um einen Mann zu empfangen, den wir seit dem Steigen der spanischen Papiere unsern Freund nennen? Wie belebend ist ein gewisses, gutmüthiges, geistreiches Lächeln, mit dem wir unsre Plaudereien begleiten, die wir am Kamin mit einander halten? Wir sind beide zwei gute Schauspieler, wir bewegen uns auf's ungebundenste in den zierlichen Formen, die uns zur Natur geworden, immer aber wird das Hauptinteresse aufrecht erhalten. Hierbei ist kein Desappointement möglich. Gefährlich dagegen ist es, mit Leuten zu thun zu haben, die nicht zu unsrer unsichtbaren Kirche gehören, die Ideen von Aufopferung, erhabener Uneigennützigkeit und wahrem Gefühl bei sich tragen, die die Worte brauchen, um ihre Meinung zu sagen, nicht um sie zu verstecken. Mit diesen handle man ein Capitel aus dem Rousseau oder Sterne ab und lasse sie dann gehn, als unheilbare Kranke. Die Ironie darf nie angewendet werden, denn sie schadet uns immer. Es ist besser, daß uns die Menge für einen Gefühlsnarren hält, als daß sie uns in Verdacht bringt, Andern überlegen sein zu wollen. Nebenbei gesagt, die sind die ungeschicktesten Spieler auf der Weltbühne, die nach den brillanten Rollen haschen. Man klatscht ihnen Beifall, aber man haßt sie. Was

liegt an dem Kitzel eines guten Einfalls? Herzlich wenig. Die größte Klugheit besteht darin, nicht klug zu sein. Wir müssen um jeden Preis Freunde haben und — der Spötter steht allein. Denke an Goethe's Worte:

Als ich noch irrte, hatt' ich viel Genossen,
Da ich dich kenne, steh' ich fast allein.

Nicht zu leugnen ist, es liegt etwas Erhabenes darin, so allein zu stehn, doch taugt die Lehre für den Weltmann? Nein.

Hindern dich aber nun diese Vorschriften der Klugheit, auch in der Freundschaft Genuß zu finden? Gewiß nicht. Du kannst ein Freund sein, wenn nicht in einem idealen, doch in einem edeln Sinne. Wenn du die gehörigen Vorsichtmaßregeln gebraucht, so kannst du dich vollkommen frei hingeben. Es kann die Wissenschaft ihre Reize auf euer Verhältniß ausstreuen, es kann die Philosophie der Lebensfreuden ihre reifsten Früchte euch in den Schoos werfen. Da die strengste Rechtlichkeit im Thun und Wirken euch beide leitet, so werdet ihr, mit allen Schmeicheleien der elegantesten Form, nie versprechen, was ihr nicht halten könnt, und da ihr nur da versprecht, wo euer Vortheil es erheischt, so werdet ihr in euern Foderungen und Gewährleistungen euch nie vom praktischen Boden in die Nebelferne unendlicher Sentimentalität verlieren. Auf diese Weise wird die Freundschaft eine Macht. Zwei verbundene Thoren verlieren sich spurlos. Halte nur immer fest an der Ansicht, daß dein bester Freund nach Umständen dein ärgster Feind werden kann, so wirst du nie den Gesichtspunkt, wie du ihn zu behandeln hast, aus den Augen verlieren.

Vierter Brief.

Ueber die Bereitung einer Hammelkeule.

> Man nimmt die Dotter von sieben Eiern, läßt sie in der Pfanne zergehen und schüttet dann über das Ganze eine Handvoll geriebener Mandelspäne.
>
> Christine Warg schwedisches Kochbuch.

Es kitzelt mich, dieses Capitel dicht an das der Liebe und der Freundschaft zu setzen, ich hoffe damit der von mir gehaßten Sentimentalität einen Streich zu spielen.

In meinem Notizenbuche finde ich angemerkt, daß man in England, wo man diesem Artikel eine besondre Aufmerksamkeit schenkt, die gemästeten Hammel in kurzen Tagereisen auf einem mit Stahlfedern versehenen Wagen zur Hauptstadt schafft. Dann bringt man die Ankömmlinge in anständige Lokale unter, wo sie sich von der Erhitzung der Reise erholen können und wo keine widrige Andeutung auf ihren nächsten Beruf ihre Gemüthsruhe erschüttert. Die eiserne Faust des Schicksals faßt sie vollkommen unvorbereitet, und das ist es gerade, was das Gesetz der Küche will. Man kann einem Hammel, der uns ein gutes Diner verschafft, nicht genug Aufmerksamkeit beweisen. Ich will die Stelle aus jenem interessanten Werke, das die Reisen der Hammel beschreibt, nicht hier abschreiben, du magst es selbst lesen, ich habe genug gesagt, um meine Bemerkungen anknüpfen zu können.

Wenn ich dich für den Thoren hielte, daß du über

ein gutes Diner gleichgültig dächtest, so hätte ich mir nicht die Mühe genommen, auch nur eine Zeile für dich niederzuschreiben, denn die Verächter der bonne chere sind unverbesserlich. Nichts hält so eigensinnig und anhaltend Opposition, als was sich von einem Stück hartgesottenen Rindfleisches nährt. Wer eine gute Küche liebt, hat wenigstens einen Sinn des guten Geschmacks vollkommen ausgebildet und man darf erwarten, daß die andern Sinne nicht zurückbleiben werden. Nirgends entwickelt sich die Grazie der Unterhaltung freier und schöner als an einer gutbesetzten Tafel unter wenigen Gästen. Hier lernt der Weltmann jene vertrauliche Offenheit, die nichts ausplaudert, während sie doch fortwährend plaudert. Die kleinen Schmausereien benehmen dem Leben seine Schwerfälligkeit, die Pedanterie seiner Arbeiten und den Ballast von tausend Armseligkeiten, die uns bei jedem Schritte in den Weg rennen. — Bei Tische ist man frei, ungebunden — ein Gott. Man verzeiht Allen Alles und versöhnt sich sogar mit seinem ärgsten Feinde, der Langweiligkeit, indem man sie zwischen eine Fasanenkeule und ein Glas Champagner nimmt und so hinunterschwemmt. Wir lernen die Geschmeidigkeit, die Fügsamkeit, sich fremden Meinungen anzupassen und nur selbst so viel zu sprechen, als nöthig ist, um Andre sprechen zu machen, nur bei Tische. Die lang ausgesponnenen Erzählungen kürzen sich von selbst und zerplatzen in einer Unzahl von kleinen Pointen, von denen jeder Gast ein Witzkügelchen auf seinem Teller hat. Man macht es der Moral unmöglich, trocken, der Wissenschaft, pedantisch zu sein, der Politik, unserm socialen Hauptlaster, gewöhnt man einen Theil ihrer Unarten ab, indem man ihre Dogmen als Scherze behandelt. Ueberall wo ein tölpischer Ernst auftauchen will, sind ein Dutzend Hände da, ihn in der Wiege schon zu erdrosseln.

Alle diese Vorzüge waren lange Zeit nur an denjenigen Tafeln bemerkbar, wo die französische Küche herrschte, jetzt sind sie so ziemlich über die ganze Welt verbreitet. Die englischen Mittagessen waren noch vor wenigen Jahrzehnden peinliche, etikettevolle Mahle, die mit einer bäurischen Orgie schlossen; jetzt ist es anders. Man hat nicht mehr nöthig, in einer Chronik nachzuschlagen, um zu wissen, wie man sich bei einem englischen Diner zu benehmen habe. Die alten hergebrachten Formen verschwinden, vielleicht zum Leidwesen einiger Antiquare unter den Gourmands, denen eine alte Ausgabe eines Hammelbratens zur Zeit der Königin Elisabeth unendlich weit mehr Gediegenheit und Kraft und Würde des Stils und Präcision des Vortrags zu haben scheint als alle neuern eleganten Ausgaben. Die Poesie muß aber nie grillenhaft sein.

Ich wäre völlig ruhig über dein Schicksal, wenn ich wüßte, daß man dich immer und immer wieder zu kleinen Diners zöge. Die großen förmlichen Mahlzeiten sind mittelaltrige Barbareien. Hast du eilfmal hintereinander eine Schildkrötensuppe nicht verdorben, das Herumkreisen der Flasche jedoch beschleunigt, so kannst du sicher sein, daß du zum zwölften Male schon ein unentbehrlicher Genosse der Gesellschaft bist. Wehe dir aber, wenn du einem Gutschmecker seine Lieblingsschüssel verdirbst, er wird es dir nie verzeihn und du bist unwiderruflich in den Bann gethan. Solche Bannsprüche habe ich viele aussprechen hören; sie werden kaum hörbar, für den Eingeweihten jedoch vollkommen verständlich hingemurmelt, während das Weinglas an der Lippe schwebt. Noch schlimmer ist es, wenn du zu lebhaft und zu beweglich bist. Ein Gutschmecker will so aufmerksam wie eine junge schwangre Frau behandelt sein, darum ist die Kunst zu essen auch so schwer und so umständlich zu erlernen, wem sie nicht angeboren ist. Es

gibt einige preciöse Neckereien, kleine Carikaturen der Sitte, Kunstgriffe, um seiner Persönlichkeit mehr Relief zu verleihen, vermeide sie, wenn du nicht ganz sicher der Wirkung bist, die du durch sie hervorbringen willst. Dahin gehört zu einem Diner als der Letzte sich einzufinden, während die Versammlung wartet. Ein irgend empfindlicher Magen verzeiht die peinliche halbe Stunde nie, die er auf den ersten Löffel Suppe warten muß. Bei kleinen jovialen Diners wäre es lächerlich, Kunstgriffe anbringen zu wollen, aber, wie gesagt, was du dir erlauben darfst, erlaube dir, ja lege es dir sogar als Pflicht auf; denn es ist ein nichtswürdiger Zug an den Menschen, daß wir dann erst ihnen unentbehrlich werden, wenn wir ihnen Ellenbogenstöße gegeben haben. In diesem Fall bleibe nicht zurück. Ein verschämter und gefälliger Tölpel ist bei einem Diner ebenso verhaßt, als im Boudoir einer schönen Frau.

Fünfter Brief.

Ueber den Egoismus.

Jeder ist doch auch ein Mensch!
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet.

Goethe.

Wir verstehen uns schon vollkommen, daß unser Ich immer die Hauptperson bleiben muß. Wir würden weder glücklich noch weise sein, noch sogar tugendhaft, wenn es anders wäre; allein die sentimentalen Thoren haben auch

hier eine Begriffsverwirrung hereingebracht, die es auf den ersten Anblick schwer macht, einen richtigen Gesichtspunkt zu gewinnen.

Egoisten sind wir Alle, und wie könnten wir anders, da wir für Das, was wir in der Welt einkaufen, mit unserer Person bezahlen müssen. Wir gäben also unser Vermögen weg, wenn wir unsre Person weggäben. Von der Welt erhalten wir nichts umsonst, wir müssen in ewigem Handel mit ihr stehn, und endlich, um zu herrschen, müssen wir fortwährend dienen. Der ungeheuerste Luxus ist — eine eigne Meinung zu haben. Nur der Sonderling, der in die Wüste flieht, kann hier mit dem Besitzer von Millionen wetteifern, denn unermeßlich Viel oder äußerst Wenig gibt allein das Recht, sich von den Andern abzusondern, und jede eigne Meinung ist eine Absonderung, ein hingeworfener Fehdehandschuh für die Welt. Wir, die wir weder Krösusse noch Sonderlinge sind, müssen es mit der Menge halten und ihr, indem wir den Anschein uns geben, sie zärtlichst zu umarmen, hinter dem Rücken ein Schnippchen schlagen.

Es gibt demnach nur zwei Arten des Egoismus, einer, der gefällige Formen annimmt, der andre, der tölpisch auftritt, beleidigt und abschreckt. Man könnte auch den einen Klugheit, den andern gutmüthige Unerfahrenheit nennen. Die sogenannten ehrlichen Leute sind immer Egoisten der letztern Art; sie kehren den Grundsatz — sich im Sinne zu haben, aber stets von Andern zu sprechen — um und sprechen immer von sich, während sie dabei sehr gutmüthig immer das Glück oder das Vergnügen Anderer im Auge haben. Der Egoist aus Grundsatz vermeidet alle directen Beziehungen auf seine Person, er gibt sich in seinen Worten, wie in seinen Werken scheinbar gänzlich auf und hat nur Sinn für seine Umgebung. Jede Kleinig-

keit, die auf die Person, mit der er es gerade zu thun hat, Bezug hat, scheint ihm wichtig und er überrascht die verwöhnteste Eitelkeit durch immer neue Impromptus einer Aufmerksamkeit, die so warm und natürlich, so zart und gefühlvoll gegeben wird, als wenn das Herz sie unmittelbar dictirte. Diese Form der Eigenliebe ist die einzig richtige und geeignet, um in der Welt seine Stellung zu begründen. Sie ist weit entfernt, niedrige Schmeichelei zu sein, sie gesteht offen, daß sie Egoismus sei und daß sie sich der Welt will angenehm und unentbehrlich machen. Ihre Zwecke sind groß und wichtig, und wir sehen die edelsten Bestrebungen scheitern, wo aus einem lächerlichen, unbeholfenen Stolz diese Mittel verschmäht werden. Nichts ist unleidlicher als der Egoismus der Tugend. Die ganze Liebenswürdigkeit der Tugend und ein großer Theil ihres Werthes besteht darin, daß ihr Mitwirken so leise und ebenmäßig geschieht, daß man sie gar nicht kommen hört; der tugendhafte Egoismus jedoch poltert so schwerfällig daher, daß er Alles um sich her in die Flucht jagt. Er erreicht nichts, während er nach Allem hascht. Der Egoismus des Weltmannes ist weich anzufühlen wie Sammet, er übertrifft an Glätte die Politur des schönsten Marmors und ist so gefügig wie ein kleiner Damenhandschuh. Er ist zum Küssen liebenswürdig und der kleine Zug von Ernst macht ihn völlig unwiderstehlich; aber im Innern ist er immerdar nüchtern und kalt, seinem wachsamen Auge entgeht nichts, kein Vortheil, keine Blöße des Gegners, und immer ist er unerbittlich.

Sechster Brief.

Ueber Geist, Witz, Persiflage.

Sitzet nicht, wo die Spötter sitzen.

Sprüche Salomonis.

Unter den Todsünden, die die Welt uns nie verzeiht, steht die obenan, „Geist" zu besitzen und — ihn zu zeigen. Wenn wir ihn besitzen und nicht zeigen, so führt dieser gefährliche Schatz grade nichts Uebles im Gefolge; wenn wir es jedoch dahin gebracht haben, ihn zu verleugnen, verwandelt er sich in eine tröstliche Wohlthat und kann unser Glück machen. Der Pöbel aller Stände hat eine natürliche Antipathie gegen Alles, was er zu bewundern gezwungen wird. Der Gemeinheit ist nichts widriger, als etwas über sich erkennen zu müssen, deshalb ist die Geschichte des Genies immer eine Märtyrerlegende. Wer aber wollte sich auf den Rost legen, wer sich mit Stecknadeln, die man langsam und unermüdet ins Fleisch gräbt, zu Tode martern lassen? Die Dummköpfe sind nur da, um beherrscht zu werden; aber nur dadurch beherrschen wir sie, indem wir sie zu unsern Herren stempeln. Ein kluger Diener gewinnt alle Vortheile und der Geist soll ein kluger Diener sein. Die Gemeinheit ist der Sultan der Welt, der Geist der kluge Vezier, der sich selbst dient, indem er vorgibt, jeder, noch so verächtlichen Laune des Sultans zu dienen. Gott, der die Welt schuf, muß wissen, weshalb er sie so eingerichtet; indeß ist sie einmal so — nur die blödsinnigste Thorheit kann sie anders machen wollen.

Der Geist hat wie die Liebe einzelne Epochen der Trunkenheit, z. B. die Epoche, wo wir zum ersten Male inne werden, daß wir ihn besitzen. Das ist ein Taumel, der wie jeder andere Taumel vorübergeht, dann muß die Vernunft eintreten und den rohen Trieb regeln. So gefährlich es ist, die erste Geliebte zur Gattin zu machen, ebenso gefährlich ist's, dem Geist die Herrschaft zuzusichern; er muß sich, wie die Liebe der Klugheit, der Berechnung fügen.

Wem der gütige Himmel eine so günstige Constitution des Unterleibes gegeben hat, einen so leicht bewegten Pulsschlag und ein Gehirn, das nur eben hinreicht, den gehörigen Hitzegrad, bei dem ein Apfel braten kann, zu berechnen, der ist glücklich und kennt die Qualen nicht, die Demjenigen bereitet sind, der das Laster des Denkens hat. Es ist eine Ekel erregende Erfahrung, daß die Geistreichen immer misvergnügt sind; ihr Blut ist schwarz, ihre Leber verschleimt, ihre Galle fließt beständig über. Die unseligen Geschöpfe grübeln über die Ordnung der Welt nach und da finden sie — was auch der Weltmann findet — daß nichts grade so ist, wie es sein sollte. Sie finden *), „daß der Zufall und die Geburt den Einen namenlos begünstigt, um dem Andern jedes Mittel möglicher Bildung, Kenntniß, Tugend und Lebensfreude zu entziehen. Sie finden das undenkbar kümmerlichste Elend, das jedes Menschengefühl für Sitte, Adel und Heiligkeit von Kindheit an erstickt, während auch der Reichthum in entgegengesetzter Weise die ähnliche Erscheinung gibt. Sie finden den Zustand der Rechtspflege, welche Verbrechen, aus solchen Misverhältnissen unabweislich entsprungen, bestrafen muß und durch die Art der Strafe strafwürdigere

*) S. Hotho.

Verbrechen schafft; sie finden die unleugbare Bevorrechtung der Reichen, die Verdammniß der Armen, die Entartung der Familien, die isolirte Eigensucht des Erwerbs, die Heuchelei der Geselligkeit, die immer jäher sich spaltende Kluft subjectiver Foderung und möglicher Gewährung." Alles dieses und noch viel mehr finden sie und grübeln darüber nach, und ihre Leber überzieht sich immer mehr, ihr Blut wird immer dunkler, ihre Galle vergiftet immer fühlbarer die Milz; sie gehen umher, unzufrieden mit sich, unzufrieden mit der Welt, unzufrieden mit der Sonne, die uns Allen leuchtet. Wozu dies Alles? Wem zum Nutzen? Wer wird froher, wer wird glücklicher hierdurch? — Wem wird das Mittagsmahl oder das Nachmittagsschläfchen dadurch gewürzt? Die Armen, sie erreichen nichts und bewirken nur, daß keine Hand sich dereinst findet, die ihren zernagten Körper umwendet, wenn er sich wund gelegen, keine Hand, die im letzten Stündlein Augen zudrückt, die zu viel sahen. Wer möchte ein solches Leben, ein solches Ende haben? Der Weltmann wenigstens gewiß nicht. Es ist nicht zu leugnen, daß er, wenn er ein Mann von Geist ist, obige Betrachtungen ebenfalls anstellt, aber er unterscheidet sich dadurch vom geistreichen Thoren, daß er nicht der Narr seines Geistes ist, nicht der Sklave seines „Besserwissens." Folgt daraus, daß man immer gutmüthig sein müsse, daß man diese Welt für die beste erkläre und nichts in ihr sehe als Vortrefflichkeiten? O nein. Diese Heuchelei verlangt Niemand von uns, dieser Grad von Simplicität wäre eine zu plumpe Schmeichelei für die Thoren und man würde sie uns auch nicht glauben. Also welchen Weg nun einschlagen? Darf man spotten? Man darf es, allein nur unter den Bedingungen, die ich dir jetzt bezeichnen will.

Der menschlichen Natur ist nichts willkommener als

Erniedrigung des Nebenmenschen; aber der Schein, den wir bewahren müssen, gestattet nicht, dies offen und ehrlich zu thun, wir müssen es versteckt und heimlich und unter den belustigendsten Formen thun, denn eine trocken ernsthafte Verleumdung stößt nicht allein zurück, sondern, was das Uebelste ist, sie langweilt. Da haben wir also den Spott. Er ist so nothwendig, daß ich bei deiner Erziehung auf die Ausbildung keiner deiner Anlagen so viel als auf diese Werth gelegt. — Da wir annehmen können, daß Jeder, den wir im Verkehr der Gesellschaft antreffen, unser Gegner ist, bevor wir Mittel gefunden haben, ihn für uns zu gewinnen, so können wir sicher darauf rechnen, daß eine Menge schlechter oder guter Späße auf uns gemacht werden, während wir in aller Unschuld glauben, der Gegenstand des gutmüthigen Interesses der Gesellschaft, die wir zum erstenmal begrüßen, zu sein. Diese Miene muß man auch bei veränderter Ueberzeugung beibehalten; sie ist die einnehmendste und geeignetste, Zutrauen zu erwecken und die Spötter sicher zu machen. Man muß glauben, daß wir vollkommen unfähig sind, einen boshaften Einfall zu haben, dann werden die eingeschüchterten und schwachen Geister, deren immer die Mehrzahl ist, uns alle zufallen, indem sie uns für den Ihrigen halten. Haben wir auf diese Weise einen sichern Boden, den der erklärte Spötter nie hat, gewonnen, so können wir dreist unsere Operationen anstellen. Unter der beständig beibehaltenen Larve der Gutmüthigkeit erforschen wir die Antipathien der Gesellschaft und, nachdem wir vorher sehr sorgfältig das Piedestal jeder gefeierten Größe untersucht haben, um zu wissen, wie fest sie stehn und welch ein Kraftaufwand dazu gehören möge, sie zu stürzen, können wir durch einen, zur rechten Zeit angebrachten Spott Wunder wirken. Es wird

uns dann leicht, mit einem Schlage jene kleinen, gegen uns gerichteten und anfangs geduldeten Plänkeleien zurückzuschlagen und uns auf immer sicher und gefürchtet zu machen.

Nicht immer jedoch ist dem Spotte eine so wichtige Rolle übertragen, für gewöhnlich hat er kleine, aber oft nicht minder wirksame Dienste zu leisten. Die ewige Langeweile, die die Großen dieser Erde empfinden, wird am besten durch Spott besiegt. Aber so willkommen der Spott, so verhaßt ist oft der Spötter. Es ist dies eine Feigheit der Großen. Die Macht sollte immerdar den Spott offen zeigen, denn sie hat die Rache der verwundeten Gemeinheit nicht zu fürchten; sie kann die Thoren mit Namen nennen, und diese Thoren werden sich dennoch vor ihrem Scepter bücken. Bist du also der Günstling eines Mächtigen, so wahre aufs ängstlichste den Schein, und nur die Stunden vertrauter Mittheilung benutze, um die dir im Wege stehenden Thoren zu geißeln. Falle aber nie aus dem Tone heiterer Laune heraus. Die liebenswürdigste Persiflage, Einfälle, die, bevor sie über deine Lippen gingen, die wohlthätige Wärmegegend des Herzens passirt zu haben scheinen, mögen immer dem zuhorchenden Großen zeigen, daß du gleichsam wider Willen spottest und daß dein eigentlicher Charakter grenzenlose Liebe ist. Der empfindlichste Witzhieb, der eine ganze Lebensstellung vernichtet und auf Generationen hinaus schadet, wird durch diesen rosigen Hintergrund zu einem Gemälde, auf dessen ansprechenden Zügen selbst die Gutmüthigkeit auf einen Moment weilt. Es leuchtet ein, daß, wenn man auf diese Weise zu spotten versteht, man aller Welt, nur nicht sich schadet, und darauf kommt es allein bei dem Spotte des Weltmanns an. Am sichersten ist's, wenn wir den Spott auf eigne Rechnung treiben, dann können wir darin so weit gehen, als es die strengste Klug-

heit erfodert, was sich nicht thun läßt, wenn wir unsre guten Einfälle Andern verkauft haben.

Du mußt mich nicht falsch verstehen, als gestattete ich dem Spotte vollkommen Spielraum. Als Mann von Ehre weiß der Weltmann so gut wie jeder Andre, daß über gewisse Dinge kein Spott existirt, ebenso über gewisse Charaktere und Situationen. Die Grundsätze der chevaleresken Ritterwelt stellten auf, daß man nie über Frauen spotten dürfe; diese an und für sich sehr achtbare Maxime läßt sich in ihrem ganzen Umfange in unsern Tagen nicht ausführen, denn grade die Schwächen des Geschlechts sind's, die dem Spotte den pikantesten Stoff geben. Ich weiß nicht, ob die alten Ritter je Ursache fanden, über ihre Damen zu lächeln; ich weiß aber, daß wir, wenn wir auch nur kaum zwei Schritte in's Leben thun, schwerlich über gewisse Dinge ernsthaft bleiben können. Dabei müssen uns aber zwei Gegenstände immer gleich ehrwürdig bleiben, die unangetastete Unschuldfrische eines Mädchens und der Ruf einer Frau. Diese beiden Gegenstände fodern die zarteste Seite der Ehre, das Mitleid, heraus, und wehe dem Manne, der dafür unempfindlich wäre, der ein Kind verwunden wollte, ein Kind, das ihm statt aller Waffe nur das unschuldvolle bittende Lächeln eines Engels entgegenstellte! Wenn uns auch die Welt zwingt, so schlecht wie möglich von ihr zu denken, so müssen wir uns doch erinnern, daß es ursprüngliche Reinheit und Unschuld gibt, wenn wir ihr auch im Leben einmal nur und nicht öfter begegnen.

Die Kunst, einen guten Einfall anzubringen, steht ganz gleich mit der Kunst, einen zu ertragen. Es gehört zu den Albernheiten und Unarten der Kinderstube, Empfindlichkeit zu zeigen, und das Erste, was uns gelehrt wird, ist, eine stets gleiche, unumwölkte Heiterkeit zur Schau zu tragen.

Die Bosheit wie die Gutmüthigkeit, der Spott wie die Schmeichelei finden uns gleich vorbereitet auf ihren Empfang. Das kleinste Zeichen von Leidenschaftlichkeit würde anzeigen, daß wir die Herrschaft über uns selbst verloren haben, und damit wäre einer ganzen Heerde untergeordneter Geister das Zeichen gegeben, in unser Inneres einzudringen. Da wir nicht annehmen können, daß uns wirkliche Ungebühr entgegentrete, so ist's nur der mehr oder minder feine Spott, die luftiger oder sorgfältiger verpackte Persiflage, der gut oder schlecht componirte Witz, der sich uns entgegenstellt und Angriffe wagt. Einen guten und dabei unschuldigen Scherz empfangen wir mit herzlichem Beifall, einen boshaften erwidern wir, indem wir mit lächelnder Miene einen ebenso gespitzten, aber dazu vergifteten Pfeil aus dem Köcher ziehen. Ein Unglück ist es, vom Schicksal mit dem sogenannten „Treppenwitz" beschenkt worden zu sein, nämlich wo es Einem erst auf der Treppe einfällt, was man im Salon hätte antworten sollen. Man trägt dann eine doppelte Bitterkeit nach Hause, den Feind triumphirend zurückgelassen zu haben und das Bewußtsein hegen zu müssen, eine gute Replik nicht mehr anbringen zu können. Doch glaube nicht, daß wir auf jeden Spott immer geharnischt aufspringen sollen; wie schon oben gesagt, es gehört zu den Mitteln, sich liebenswerth und angenehm zu machen, harmlose Launen und gutmüthiges Entgegenkommen zu zeigen und sogar, wenn andere Gegenstände der scherzhaften Unterhaltung mangeln, uns selbst zum Gegenstande herzuleihen. Darum erfinde man, wenn man sie nicht hat, kleine Schwächen und gebe absichtlich Blößen, um einen Mann, den wir gewinnen wollen und der den Stolz besitzt, für einen geistreichen Kopf gelten zu wollen, das unschuldige Vergnügen zu gewähren, über uns zu lachen. Diese Gattung Schmeichelei ist die

wirksamste und wird von der unsichtbaren Kirche der Klugen unzählige Male und fast täglich vor unsern Augen angewendet.

Siebenter Brief.

Ueber das Urtheil der Welt.

Oh ce maudit „qu'en dira-t'on?"!

Mascaril.

Derjenige, der zuerst die Fabel von dem in eine Löwenhaut vermummten Esel erzählte, glaubte Wunder, welch eine feine und tiefsinnige Wahrheit er ausgesprochen, aber man kann ihm ganz ehrlich darauf erwidern, daß sein Gleichniß hinkt, daß der in der Löwenhaut steckende Esel immerdar für einen wirklichen Löwen gehalten wird und daß die Wenigen, die um seinen eigentlichen Charakter und seine Hautfarbe wissen, gerade am lebhaftesten schreien: Seht den Löwen! seht den großmüthigen, den edeln Löwen! — So lebt der Esel als Löwe, so geht er umher als Löwe, so heirathet er als Löwe, so zeugt er Kinder als Löwe, und so stirbt er endlich als Löwe und Niemand weiß etwas Anderes über ihn. Was ist nun die Moral der Fabel? die, daß der wirkliche Löwe nothwendig eine Eselshaut umlegen muß, um nur nicht für Das erkannt zu werden, was er ist, und dadurch die scheinbaren Löwen zu ärgern oder gar zu demaskiren, was ein todwürdiges Verbrechen wäre.

Es thut mir leid, noch eine berühmte Fabel, mit der die Gutmüthigen und Harmlosen sich trösten, um ihren Credit zu bringen; es ist dies die Fabel von der Elster, die sich mit den Federn des Pfaues schmückt. Meine Bekanntschaft unter Elstern dieser Gattung ist zu groß, und ich habe zu oft diese erborgten Toiletten bis an's Ende unangetastet schimmern sehn, um noch den schönen Glauben an die Fabel zu bewahren. Wozu auch das? Weshalb die geborgten Federn ausrupfen, wenn sie auf dem Kopfe, der sonst kahl sein würde, einen augengefälligen Schmuck bilden? Haben wir nie eine so schmucke Feder irgendwo einmal geborgt? und wenn es keine Feder war, doch ein Federchen, vielleicht nur der Stiel einer Feder, und dieser gefüllt mit Dinte aus einem fremden Dintenfasse? Wollen wir ehrlich sein. Wie Wenige von uns sind so gestellt, daß sie nie kleine Elsterntoiletten zu machen nöthig haben? Und wie würden wir die Lebensart der Nation benennen, die sich bei jeder Gelegenheit und unter Gezänke Einer dem Andern die Kleider vom Leibe reißen? Wollen wir mehr Schonung gegen die Falten einer Halsbinde als gegen eine geistige gestohlene Pfauenfeder beweisen? —

Die Moral also wäre: wenn du eine Eselsnatur bist, stecke dich in eine Löwenhaut, und bist du eine Elster, so borge und stehle schöne Federn, wo du sie findest? — Nein. Da sei Gott für! — Wenn dir der Himmel jene sanfte, aber unglücklicherweise nichts weniger als geistreiche Richtung, die das erstere Thier bezeichnet, verlieh, so habe den Muth, dein Unglück zu tragen. Ziehe dich bescheiden in die Einsamkeit zurück, besteige keine Rednerbühne, schreibe keine Bücher, finde dich nicht im Schlafgemach einer schönen, aber boshaften Frau ein, kurz, thu und lasse Alles, nur heuchle nicht. Du bleibst dann für deine Hausfreunde ein achtungswerthes Geschöpf, und an jedem Geburtstage, deren

du recht viele genießen wirst, werden deine Kinder dich bekränzen und dein Weib wird an deinem Halse weinen. Ist dies nichts? — Wirst du nicht hier für deine Selbsterkenntniß auf das Rührendste belohnt? und können jene Leute, die sich rühmen, die traurige Gabe des Geistes zu besitzen, je solcher paradiesischer Stunden sich erfreuen? Und wenn auch, wenn du auch tausendmal glücklicher wärst in der Welt in der Löwenmaske, so fodere ich als Beweis männlicher Selbstüberwindung und edler Aufrichtigkeit, daß du bleibst, was du bist. — Aber diese Bescheidenheit und diesen Stolz äußern nur Wenige, darum wirst du die Welt erfüllt sehen mit Löwen, die keine sind. Gegen diese sei dein Betragen von der höchsten Vorsicht. Du darfst nie bemerken, wenn sie aus der Maske fallen, darfst nie auf die schadhafte Stelle im Löwenfell weisen, wo etwas graues Haar hervorguckt; dieses graue Haar würde dein braunes Haar grau färben und dein ergrautes frühzeitig in die Grube stürzen. Auf diese Weise strafen maskirte Esel.

Ebenso wenig verlange ich, daß du falsche Federn stehlest. Nein, habe den Muth, deine eignen zu tragen, nur halte sie zierlich und trage sie auf die beste Weise, die dir möglich ist. Aber in der Welt werden dir Elstern mit wunderbaren Federn begegnen; gegen diese sei vorsichtig. Erzeige ihnen die Aufmerksamkeit, die ihre Federn verdienen.

Doch genug von diesen Fabeln, die Sache ist die, daß du die Welt nicht belehren oder bessern sollst, und in jeder Gesellschaft, in die du dich begibst, nie den Ton angeben, sondern in den daselbst herrschenden einstimmen mußt. Du wirst mir erwidern, auf diese Weise wird kein Genie gefördert, kein Weltverbesserer erzeugt — ach, das ist etwas Anderes; davon spreche ich nicht —

Nichts kitzelt unsre Eigenliebe mehr, als ein eigenes Urtheil zu haben, kein Luxus ist jedoch verdammenswerther als dieser. Du kannst deine Tafel überladen mit Leckerbissen aller Zonen, du kannst mit dem Ruf und dem Eigenthume deines Nebenmenschen schalten, wie du willst — nur habe kein eignes Urtheil. So wie du dieses hast, so stehst du allein, und dies ist die übelste Position, in die ein Mann, der in der Welt leben soll, gerathen kann. Das tausendfache Unheil und Unrecht, das in der Welt sich darstellt, geschieht nur durch Macht und Menge; diese bilden das Urtheil. Die Macht und die Menge wechseln und somit ist Aussicht, daß heute roth ist, was gestern schwarz war. Der ehrliche Mann kennt aber nur eine Farbe, der Weltmann, insofern er ein ehrlicher Mann, kennt auch nur eine, aber er bezeichnet sie nie scharf. Er bemalt mit dieser einen Farbe seine Grundsätze, aber nie seine Reden. Alle Farben der Iris trägt er auf den Schein auf, aber das Wesen, das Niemand so leicht bei ihm erkundet, ist einfarbig. Wenn man all' die bunten Hüllen durchbricht, so steckt ein armer, ehrlicher Mensch darunter.

Die Ehrlichkeit, die, wie schon bemerkt, der allerärgste Egoist ist, hat auch eine besondere Art von Gewissen erfunden, mit dem sie groß thut, von dem sie eigensinnig behauptet, daß es das einzige wahre ist. Es gibt nichts Trügerischeres als diesen Satz. Wenn Einer mich um meine Meinung fragt, soll ich ihm die Wahrheit sagen? Die Ehrlichkeit schreit sogleich: Mein Gewissen fodert, daß ich es thue. Der Weltmann sagt: mein Gewissen erlaubt mir es nicht zu thun. Wie diesen Widerspruch lösen? Wie anders, als daß man annimmt, daß es mehre Gattungen Gewissen gibt. Ein Gewissen, das alle glänzenden Farben mit einer Auflösung von Kalk und Vitriol besprengt, sodaß sie auf immer vernichtet sind, und ein

anderes, das die Farben schont, obgleich ihr falscher Glanz ihm innerlich zuwider ist. Es gibt eine Pruderie des Urtheils, die alle Grazie des Umgangs verscheucht, und was wäre beklagenswerther für den Weltmann als das Unglück zu haben, etwas von der Natur der Vogelscheuche an sich zu tragen.

Jeder Stand, jede besondere Lebensstellung hat ihre Vorurtheile und danach modificirt sich das Gewissen. Ein Offizier darf die kleinste Beleidigung nicht überhören, sein Gewissen trägt Säbel und Sporen. Wollte man ihn über Sachen der Ehre zum Richter setzen, so würden wir die größten Schätze der Menschheit, die tiefsten und heiligsten Wahrheiten in Schatten gestellt sehn, um ein Vorurtheil in Schutz zu nehmen, über das der Philosoph spöttelt und das er für wenig besser als eine Verrücktheit hält. So gibt es ein ärztliches Gewissen, das sich an die Mischung einer Medicamentflasche kettet, ein wissenschaftliches oder gelehrtes, das mit dem Flügel eines Insekts von eben derselben Kleinheit, wie es selbst ist, zu thun hat. Alle diese sehr ehrenwerthen Gewissen werden sich höchlich beleidigt glauben, wenn man sie über die Achsel ansieht. Da nun das Urtheil, wenn es nicht ein reines Manoeuvre des Verstandes ist, auf dem Gewissen basirt, so kann man sich denken, daß alle diese Urtheile so weit von dem wahren Urtheile sich entfernen, als einige dieser verschiedenen Gewissen sich von dem einzigen und wahren Gewissen entfernt haben. Du siehst also, was von dem Urtheil der Menge zu halten ist, und das sind noch die ehrlichen Urtheile, die größre Zahl urtheilt unehrlich, und das nicht aus Grundsatz, sondern aus Laune. Die Frauen folgen der Sympathie und Antipathie; das sind die sogenannten liebenswürdigen Urtheile, sie sind unfehlbar und unwidersprechbar und werden selten in Worten gegeben, sondern nur in einer klei-

nen Neigung des Hauptes, in einem kaum merklichen Zucken der Oberlippe, oder in einem fröstelnden Einwickeln in den Shawl und Zurückziehn in die Sophaecke.

Nachdem ich dir gezeigt, wie wenig man auf fremdes Urtheil zu geben hat, weißt du nun auch, wie du mit deinem eignen zu verfahren hast; überaus milde. Nie gelte dir eine Thorheit für eine Thorheit, so lange du noch irgend einen sanftern Namen dafür hast. Da du überzeugt bist, daß stets das härteste und ungerechteste Urtheil über dich gefällt wird, so mache dir das Vergnügen, das sanfteste Urtheil über Andere zu fällen. Dadurch erregst du Aufsehn, und wenn du das erlangt hast, so ist es Zeit, scharfe Urtheile zu fällen, damit man dich nicht für einen Simpel hält. Diejenigen, die nicht sehen wollen, muß man von Solchen unterscheiden, die nicht sehen können.

Achter Brief.

Ueber Standesvorurtheile.

(Unvollendet.)

Es ist Kaviar für's Volk.

Hamlet.

Ehe sich die Hand findet, die diesen Brief vollendet, wird vielleicht eine große Krisis bestanden sein und die Welt eine andere Gestalt erhalten haben. Wie man Jahrtausende nach den Stürmen der Urwelt, in Eisklumpen verschlossen,

ein Mammuth auspackte, so wird man unter der Kruste der Formation der gesellschaftlichen Ueberreste ein Ding auspakken, das man einen alten Aristokraten nennt. Man wird aus diesem seltenen Exemplar die ganze untergegangene Organisation der Urwelt zusammensetzen, und aus den Zähnen des alten Aristokraten und ebenso aus seinen starken Hufen wird man, ohne viel Scharfsinn zu verrathen, schließen, daß es ein Thier war, das viel Schläge austheilte und dabei viel fraß. Aber diese Notizen befriedigen die Phantasie nur halb, das Herz bedarf mehr, die Sehnsucht verlangt ideale Bilder; da treten die Dichter hinzu und schaffen neue herrliche Palmbäume und Platanen, Blumenkelche, *groß genug, daß* eine zarte Pariserin darin ihr Wochenbette *halten kann*, urweltliche Vögel, die lange, bewegliche, farbenblitzende Schweife ringen, Flüsse, Berge, ein Himmel, alles zauberhaft, buntschimmernd und balsamisch erquickend. In diese Welt setzen sie den alten glücklichen Aristokraten und lassen ihn nach Herzenslust darin umhertraben und junge Palmbäume wie Distelköpfe umhauen. Es tönt um den Alten das ewige Lied seiner Jugend; die Unterjochten singen ihm Preis, die ganze Welt ist eine Hymne auf seine Stärke und Kraft. Da taumelt der Alte siegestrunken und schläft im Orangenwäldchen ein, von einer urweltlichen Nachtigall eingelullt. Während er schlummert, kommen die Fluten. Die Stellung der Gestirne ist eine andere geworden; die Jahreszeiten stammeln wie verwirrte Kinder durcheinander, die Naturkräfte revolutioniren, die Sonne besinnt sich auf ihre neue Stellung und feiert plötzlich, während die Rose ihre Gewänder ausbreitet, und dann brennt es wieder siedendheiß, sodaß der Eiszapfen, der sich eben gebildet hat, in der größten Verlegenheit in tausend verwirrten Thränen wegschwimmt. Niemand weiß, woran er ist. Alle Brunnen öffnen sich und das Wasser geht auf

Reisen; es besucht die berühmtesten Residenzen der alten Welt und kauft die interessantesten Schätze an sich, die es in seinen geheimen Museen birgt, wo, wie in England, Niemand sie zu sehen bekommt. Endlich entwickelt sich ein neuer Zustand der Dinge. Eine Welt wird geboren und Licht und Wärme umschmeicheln das Kind. Der Frühling kommt und plaudert ihm an der Wiege von seiner goldenen Zukunft vor; es gehen die Sonnenstrahlen wie geschäftige Engel und trocknen die letzte Thräne von der Wange des Kindes. Unterdessen hat der alte Aristokrat noch immer nicht seinen Schlaf beendet. Die Fluten haben ihn hinweggespült, ohne daß er nur das Mindeste davon merkte, und als er endlich schlaftrunken die Augen öffnet, sieht er, daß er in einer Krystallhülse steckt und, durch dieselbe erblickt, erscheint ihm die Welt umher sehr wunderlich. Ihn friert und er ist verdrießlich! — Ein solches Geschöpf wäre der ehrliche Montaigne, wenn er heut wieder in die Welt träte; er, als Urbild eines alten Aristokraten, treu seinem Gott, treu seinem Fürsten, treu der Ehre, voll Ehrfurcht für die Wissenschaft, entzückt von der Würde und den Reizen der Frauen, und so sicher in seinem Stolze, in der Unberührbarkeit seiner Stellung, daß er der Mildeste unter den Milden ist; kein Zug von Gereiztheit und Neid, kein Argwohn, kein Spott, keine bittere Witzelei, kein Spioniren! Später brüsteten sich die Ritter mit ihrer Ritterlichkeit, und da war die Zeit der echten schönen Mammuthe schon vorüber.

Es ist thöricht zu verlangen, daß das leben soll, worüber die Zeit ihre Fluten hat hingehen lassen. Ich wiederhole es, ich bin praktisch. Hab ich dich gelehrt, wie weit man in allen andern Verhältnissen der Poesie Eingang gestatten soll, so werde ich hier nicht von meinem Grundsatze abweichen. Nein, gewiß nicht; hier am wenigsten. Will

ich etwa, daß du dich in Zänkereien einlassest, die zu nichts führen? Willst du dich für eine Idee opfern? — O dann brauchst du meine Briefe nicht. Ein Weltmann muß nichts so sehr verabscheuen, als eine entschiedene Gesinnung zu zeigen. Will man ihn gelten lassen für Das, was er ist — gut! will man's nicht — ihn kümmert's nicht. Sein Bewußtsein sagt ihm, wie dem alten Montaigne, was er ist und wie viel die Welt um ihn her werth ist; jede Meinung, die der seinigen entgegen ist, bemitleidet oder belacht er; aber weder das Eine noch das Andere läßt er laut werden. Es ist wahr, daß der Adel im Sinken ist, daß die Fürsten, seine natürlichen Schuldner, ihn verlassen, aber sind diese Fürsten die Welt? Sind die verlorenen Güter nicht zu ersetzen? Wozu in engen Kreisen sich fortwährend herumdrehen, da die Welt so weit ist? Der Lebensepikurismus kennt keinen größern Feind als das Enge, Beschränkte, und was ist enger, was beschränkter als ein Vorurtheil? Darum ergötze dich und spiele mit Allem. Sei Aristokrat unter den Demagogen, ein Demagog unter den Aristokraten, ein Loyaler unter den Liberalen, ein Jakobiner unter den Royalisten. Fasse geistreich die verschiedenartigsten Gegensätze und löse sie alle in einer witzigen Pointe auf. Das Gebiet politischer Erfahrung ist so unbegrenzt, daß jeder Traum auf eine Zeitlang willkommen ist, den Abschluß der endlichen Resultate zieht erst das Jahrhundert, oft erst das Jahrtausend.

Uebrigens ist — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Neunter Brief.

Ueber die grobe und über die feine Impertinenz.

> Je schwächer und kleiner die Thiere werden, desto listiger, gekniffener und boshafter werden ihre Physiognomien.
>
> Raff's Naturgeschichte.

Die Franzosen aus der alten Schule wußten über diesen Zweig des geselligen Verkehrs eine classische Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu verbreiten; man lese nur nach, was allein Madame Genlis hierüber zu sagen hat. Es ist wahr, daß ein Theil dieser geheimnißvollen Mischung uns verloren gegangen ist. Auf der großen Retirade, die die bevorzugte Gesellschaft machte, verlor sie einige kostbare Waffen, und darunter gehörte auch jene feine aristokratische Impertinenz, das undurchdringlichste Schild gegen die ankämpfende Crapule. Uns ist nur noch die grobe Impertinenz geblieben, die sich zu jener verlorenen „feinen" verhält wie ein Titian'sches Gemälde gegen einen nürnberger Bilderbogen.

Auf der Bühne der Welt ist ein ewiges Schwanken und Drängen. Um jede Fußbreite Boden, den wir errungen, beneidet uns der Nachbar und sucht ihn mit Gutem oder Schlimmem uns wieder abzugewinnen, um ihn, von seinem Nebenmann wieder gedrängt, nur wenige Sekunden zu besitzen. Doch nicht allein um den materiellen Boden, auch um den geistigen sucht man uns zu bringen. Geheu-

chelte Liebe, erlogenes Wohlwollen, planvolle Freundschaft drängt sich an uns und macht Foderungen an unsern Geist wie an unser Herz; wehe uns, wenn wir da nicht die Spitze unseres Ellenbogens so zu richten verstehen, daß gewisse unsanfte Berührungen zu Stande kommen. Es ist in der guten Gesellschaft nicht erlaubt, positiv zu beleidigen, dagegen sind die negativen Beleidigungen in ein System gebracht und so zugerichtet, daß selbst die Schwächlinge an Geist es handhaben können. Ist die positive Beleidigung ein Sprechen, so ist die negative ein Schweigen — ein ewiges, ein Grabesschweigen. In diesem Sinne waren die alten Götter der Mythologie vollkommene Ideale der guten Gesellschaft. Zu den Anzüglichkeiten und Ausfoderungen, die Prometheus vorbringt, schweigt Jupiter, und dieses Nichthinhören, dieses Thun, als bewegte kein Laut die Luft, während der Gegner einen donnerähnlichen Lärm macht und seine Lunge auf Lebenszeit ruinirt, ist die vollendete Impertinenz der guten Gesellschaft. Es ist dies auch in ihrer ganzen Organisation gegründet. Die Bevorzugten müssen vor der Welt eine ewige Heiterkeit, eine unerschütterliche Ruhe zeigen; in die reine Höhe ihrer Lebenskreise darf kein rauher Ton hinüberklingen, geschieht es dennoch, so hat Niemand ihn gehört. Die gute Gesellschaft ist darin der Philosophie ähnlich, von deren Anhängern es heißt: „Fällt der Himmel ein, er kann Weise dekken — aber nicht schrecken!“ Der Roturier, der nicht in die Gesellschaft paßt, kann sich durch Studium Alles aneignen, nur diese mysteriöse Impertinenz nicht, denn ihm fehlt ihr Hauptbestandtheil, die Ruhe. Er ist bewegt, lauernd, aufgeregt und somit fällt er jenen stillblickenden, heitern, lächelnden Gestalten zum Opfer, die ihn kalt und schön wie die Götterbilder eines Tempels umstehen. Es

ist ausgemacht, daß die meisten dieser Bilder erbärmlich hohl sind, daß oft innen Ratten und Gezüchte dieser Art nisten; allein dies hindert die Macht, die sie auf den Beschauer ausüben, nicht. Es ist die vollendete Form, die diese Wunder wirkt und der wir uns beugen müssen, wir mögen wollen oder nicht. Man kann sie gewaltsam zertrümmern, und es ist auch geschehen, man wird jedoch immer damit endigen, sie wiederherzustellen, weil sie für das Zusammenleben der Geister noch nöthiger ist als für das der Körper. Die Impertinenz hat, wie schon bemerkt, verschiedene Grade. Die höchsten Grade werden von den Geistreichen in einer Schärfe ausgeübt, daß sie bis zum Tode verwunden und wo sich Fälle finden, daß der Salon, wo ein solcher Gewaltiger an Geist durchschritt, mit moralischen Leichen bedeckt ist; die geringsten Grade dagegen werden von den Schwachen ausgeübt und bestehen in ewig verschlossenen Thüren und verschlossenen Lippen. Sie sind nie zu Hause, wenn man sie sucht, und hören nie, wenn man sie zur Rede stellt. Wenn äußere Macht sie unterstützt, so können auch diese geringen Grade scharf genug wirken, und manche Hochgestellte sehen wir hierin ohne viel Mühe Großes leisten. Zur positiven Beleidigung gehört nothwendig und unerläßlich das Sprechen, aber nicht Jedermanns Sache ist's, auf eine beißende Replik ebenso scharf und geistreich zu antworten; aber es steht in Jedermanns Kräften, seinen Rücken zu weisen und zu thun, als hätte er nichts gehört. Dies taube Ohr und dies nicht sehende Auge ist der Trost der Schwachen und die Gesellschaft schützt sie.

Die sogenannte gutmüthige Impertinenz sind wir genöthigt gegen die naiven, zärtlichen Seelen auszuüben, die uns mit ihren Gefühlen, so rein und achtungswerth sie auch sind, lästig fallen. Es ist dies ein kleiner gemüthli-

cher Krieg, der nie zu Ende geht und bei dem von unserer Seite sehr große Massen von Briefpapier und Siegellack geschont werden. Nichts ist so redselig oder schreibselig als die naive Freundschaft und sie kann nur im Zaum gehalten werden durch ein geistiges den Rücken kehren. Diese kindlichen Gemüther huldigen durch die Bank dem zähesten Egoismus; sie begreifen nicht, wie man nicht ihnen unbedingt Zeit und Genüsse opfert, keine Abhandlung der Welt würde ihnen über das Ungerechte und Misbehagliche ihrer Foderungen Licht verschaffen, es hilft nichts, als sich in den Mantel christlicher Impertinenz zu hüllen.

Hierher gehört das „Ignoriren", welches eine in weitere Sphäre getriebene Impertinenz ist, die man auf Menschen, Bücher, Werke, auf ganze Verhältnisse, auf Zeiten und auf Existenzen ausdehnt, je nachdem diese Einem unbehaglich oder zuwider sind. Wenn das „Ignoriren" mit Geschick gehandhabt wird, so ist durchaus nichts dagegen zu sagen, es ist dann die gesellschaftliche Toleranz. Nie kann ein Ding uns beleidigen, dessen Existenz wir gar nicht anerkannt haben. Der verjagte Regent zählt die Jahre seiner Regierung ruhig fort, wenn er wieder eingesetzt ist, und überhüpft die, in welchen der Usurpator regiert hat. Ebenso ignorirten die Philosophen gewisse Tendenzen und Meinungen und die Weltleute Moralsysteme, die Frommen religiöse Epochen. Es muß uns überlassen bleiben, wie viel wir von der Weltgeschichte für wahr halten wollen. Freilich gibt es eine gewisse plumpe Wahrheit, gegen die alles Ignoriren nichts hilft, es ist die grade, glatte, feste Mauer, die unser Nachbar grade vor unsern Fenstern hinpflanzt und uns die Aussicht nimmt. Eine solche Mauer kann man nicht ignoriren, es ist eine Beleidigung in Backsteinen, in die müssen wir uns in Geduld ergeben; allein solche Angriffe sind selten; so lange

eine Existenz, die uns zuwider, ein Verhältniß, das uns lästig ist, ein Ruhm, der unsere Eigenliebe kränkt, nicht gradezu auf unsere Person eindringt, so können wir sie bis auf den gefährlichsten Punkt der Annäherung hin ignoriren und dadurch ihre Kraft brechen. Die größten Lebenskünstler haben dieses Mittel mit Wirkung angewandt, und die Fürsten werden alle darauf hin erzogen. Freilich gehört „Wissen“ dazu, um das „Nichtwissenwollen“ zu spielen. Ein Geistesschwächling wird aus einem Ignorirenden ein Ignorant. Der Mann von umfassender Bildung läßt jeder Erscheinung bis auf einen gewissen Grad hin ihr Recht, darüber hinaus existirt sie zwar noch für den Pöbel, aber nicht mehr für ihn; der Weltmann muß grade dieselben Grundsätze adoptiren, nur daß er sie auf seine geistigen wie körperlichen Genüsse anwendet.

Zehnter Brief.

Ueber die Ehe und das Whistspiel.

> Ich nehme mir meine Frau nach demselben Grundsatz, wie meine Frau sich ihr Hochzeitkleid wählte, nämlich nach der Güte und Haltbarkeit des Stoffs.
>
> Der Landpriester von Wakefield.

Beides sind, ohne grade Finanzspeculationen zu sein, erlaubte Mittel, in der Gesellschaft seine Vermögensumstände zu verbessern; in beiden muß der Calcul walten, doch nicht so viel, daß er der Gutmüthigkeit in die Augen fällt, die

gleich bereit ist, über „falsches Spiel" zu schreien. Wenn wir eine Ehe schließen und wenn wir uns an den Whisttisch setzen, so müssen wir ganz genau angeben können, bis wie weit wir dem Zufall gestatten, uns unser Spiel zu verderben. Da ich im Capitel der ersten Liebe schon so Vieles gesagt habe, was mittelbar hierher paßt, so werde ich nun leicht über die Ehe hinschlüpfen, grade so wie ich es im Leben gethan habe. Der Gegenstand ist schon zu oft erörtert; charakteristisch ist, daß die besten Bücher über die Ehe von Männern geschrieben worden, die als Junggesellen starben; so Hippel. Die modernen Frauen, die den Gegenstand *sentimental auffassen*, haben große Verwirrung *angerichtet, und es wird Zeit* kosten, die Breschen, die sie *geschossen haben, wieder* zuzustopfen. Die Menschenkenner *sind darüber* einig, daß die übelste Auffassung die sentimentale ist. Hören wir Montaigne: „Eine gute Ehe, wenn es deren gibt, entzieht sich der Dazwischenkunft und des Bedingnisses der Liebe. Sie strebt nach dem Bilde der Freundschaft. Es ist eine angenehme Gesellschaft auf Lebenszeit, begleitet von Beständigkeit, Vertraulichkeit und einer unendlichen Menge von nützlichen und thätigen Dienstleistungen und gegenseitigen Verbindlichkeiten. Keine Ehefrau wird ihrem Manne statt einer Buhlschaft dienen wollen!" (3ter Band, 5tes Capitel.) Der letztere Umstand ist besonders bezeichnend. In der sentimental-leidenschaftlichen Auffassung möchte jede Frau ihrem Manne als Buhlschaft dienen, und da dies nicht sein kann, darum der Haß gegen die Ehe und ihre Anfeindung. Die Frauen begreifen schwer, daß Ordnung, Ruhe, Ebenmaß zu unserer Existenz nothwendig ist; sie wollen, da dies sie am innigsten beschäftigt, immer die Gefühlsflamme angefacht sehen. Ihr Egoismus und ihre Sinnlichkeit sind ewig thätig und möchten uns, wenn wir es gestatteten, jede Minute rau-

ben. Ihre übertriebenen Foderungen werden von Schwächlingen unter den Männern fortwährend begünstigt und sanctionirt. Es spinnt sich ein unwahres, hohles, lügnerisches Leben immerfort dicht neben dem wahren, einfachen, kräftigen, sich und seiner Zwecke bewußten. Wir sind verloren, wenn wir nur einen Schritt weichen. Unsere Existenz kann auf das Erbärmlichste misglücken, wenn wir die Einmischung der Philosophen und Poeten in die Einrichtung unseres häuslichen Herdes gestatten; hier sei jeder Schritt von der nüchternsten praktischen Weisheit ausgemessen, hier sei jede Handhabe einer Schüssel oder eines Küchentopfes die schon tausendmal abgegriffene, die sich in jeder Hütte bewährt hat, hier sei die Weise, wie wir das Feuer anblasen, dieselbe, wie schon sechstausend Jahre das Feuer angeblasen worden ist. Jede Neuerung muß verhaßt, jedes excentrische Gefühl lächerlich gemacht werden, und was Jean Paul sagt, gilt hier in vollem Maße: „Wir stehen fester auf einem Haufen Erdschollen als auf Morgenroth."

Das Institut der Ehe wird immer bestehen, so lange der Staat besteht, denn seine Basis ist das Erbe. Hier kann von keiner Sentimentalität die Rede sein. Wir vererben unsern Kindern unsere materielle Existenz, unser Vermögen und unsern Namen; mit beiden sollen sie ihrerseis wuchern, darum muß auf beide von der Welt kein Beschlag gelegt werden dürfen, der Staat muß sie beschützen, und er beschützt sich selbst, indem er das Erbe beschützt. Wenn wir uns mit diesen Grundsätzen einverstanden erklären, so können wir die Ehe unmöglich für einen Zustand poetischer Libertinage halten, sondern wir werden lieber mit puritanischer Gewissenhaftigkeit das Weib, das mit uns einen langen Weg wandeln soll, aussuchen, als sie nach einem Georg Sand'schen Romane ausfindig machen. Wenn der Zweck dieser Briefe wäre, ernsthafte Abhandlungen zu

schreiben, so wäre hier mehr als anderswo die Stelle dazu, denn nirgends wird so arg gegen die höhere Lebensklugheit gesündigt und nirgends herrschen so ketzerische Grundsätze als gerade hier; doch es sei mit diesen Andeutungen genug. Ich gehe zum Whistspiel über.

Man glaube nicht, daß die Gesellschaft uns sucht wegen unserer schönen Augen oder wegen unserer geistreichen Bemerkungen, sie sucht uns ganz einfach aus dem Grunde, um von uns Vortheil zu ziehen. Die Grundlage unserer modernen Gesellschaft ist ein ewiges Rauben und Plündern. Es geht wie auf einem Schlachtfelde zu, nur daß der Ungeübte nicht sieht, wie man hier eine in den Graben geworfene Leiche auskleidet, dort Einem, der sich nicht wehren kann, die Börse und Uhr aus der Tasche zieht, Jenem, der verschmachtet, den letzten Trunk Wasser vor dem Munde wegzieht. Es ist das Spiel der gezähmten Bestien. Es wäre lächerlich, Wohlwollen da zu suchen, wo Jeder auf die Existenz des Andern, als auf einen Beuteantheil angewiesen ist, die determinirteste, kälteste und berechnetste Grausamkeit herrscht. Wenn man dich in ein Haus einführt, so sei sicher, daß der Herr des Hauses im Spiel dir deine Börse rauben, die Frau eine der Töchter oder der Sohn sein schlechtes Reitpferd an dich verhandeln will; in niedern Graden werden deine tanzfertigen Beine, deine Person als Figurant, deine Stimme als Vorleser, deine Hände als Pianofortspieler in Anspruch genommen, kurz, man nutzt dich ab auf alle Weise und erst die völlig ausgepreßte Citrone gibt man aus der Hand. Dies ist ganz in der Ordnung; die Welt handelt in ihrem Rechte, und wenn wir sie kennen, werden wir auf dieses Plünderungssystem bald vorbereitet sein. Ein reicher harmloser Gimpel wird wie ein Fangball von einem Hause in's andere geworfen und dies nennt er „gut in der Welt auf-

genommen sein.“ Allerdings er wird auf Händen getragen, aber ach — aus welchem Grunde! Darum kümmert sich jedoch der Weltmann wenig, wenn man ihn nur auf Händen trägt, der Grund mag sein, welcher er wolle, und er plündert, um sich plündern zu lassen. Wenn das Spiel nicht erfunden wäre, so müßte es an jedem Abend, wo drei oder vier Weltleute zusammenkommen, erfunden werden, denn es entspringt, wie alle großen Erfindungen, aus einem unmittelbaren Bedürfniß. Es besiegt zu gleicher Zeit zwei der ärgsten Feinde der großen Gesellschaft, die Langeweile und die Gutmüthigkeit. Wenn wir unsern Nebenmenschen liebten (ein höchst unnatürlicher Zustand), so würden wir ihm nicht sein Hab und Gut rauben, und wenn wir ein verständiges Wort mit ihm zu sprechen wüßten, würden wir keine Langeweile empfinden.

Es versteht sich, daß hier Unterschiede gemacht werden. Nicht jedes Spiel nimmt jenen trostlosen oder gefährlichen Charakter an, in kleinen gemüthlichen Gesellschaften ist oft der Whisttisch der Versammlungsplatz von Humor und Ergötzlichkeit. Der Gelehrte, der seine ermüdenden Forschungen bei Seite schiebt, der Dichter, der aufhört zu träumen, die junge Frau, die gerne unbeobachtet ihrem Geliebten gegenüber sitzen will, der Oheim, der seinen Neffen unterrichtet, ein langweiliger Schwätzer, den man zum Schweigen bringen will, eine alte muthwillige Großmutter, die mit guter Art ihren Enkeln einen Thaler in die Tasche schieben will — alles das spielt und vertändelt einen Winterabend unter frohen Scherzen. Aber man erwarte nicht, daß in der großen Welt so harmlos gespielt wird; dort ist alles Waffe, entweder um anzugreifen oder abzuwehren, und das kleine grüne Feld, auf dem die Marken klimpern im Glanze seiner Lichter, wird zu einem Schlachtfeld, auf dem sehr oft das Glück, nicht selten sogar die Ehre verblutet. Dies ist

der Moment, wo die Diamanten nicht mehr sicher sind, wo die Kaschimirs flüchtig werden von den Schultern der schönen Frauen. Man sieht sie hinter die Stühle ihrer Männer schleichen; das ist nicht der Gang, den die Zärtlichkeit wandelt, so spähend und auf den Fußspitzen stiehlt sich die athemlose Angst zur Opferstätte. Sie lispelt ihm einige Worte in's Ohr, die sich halb in die Falten des Silberflors, unter die Federn des Paradiesvogels verlieren; nur er hat sie gehört und seine Wange röthet sich vor Unwillen, aber er lächelt und auch sie lächelt, in ihrem Innern tönen die Worte: „Ungeheuer! also meine schlaflosen Nächte sollen kein Ende haben!"

Als man mir die Nachricht brachte, daß du ein vollkommener Whistspieler seiest, war ich darüber so froh, als hätte ich, durch irgend ein günstiges Geschick veranlaßt, mein Vermögen wiedergewonnen. Welche Kräfte stehen dir da zu Gebot. Du wirst jetzt nicht den tadelswerthen Ehrgeiz haben, immer gut spielen zu wollen. Wie überall, so diene auch hier, um zu herrschen. Das Vergnügen, das schlechte Spieler haben, zu gewinnen, ist so groß, daß du Alles von ihnen erlangen kannst für die Freude eines Abends, wo sie über dich triumphirt haben. Frauen gehören hierher, besonders ältere; diese lieben auch zu plündern und sind darin unersättlich. Da ihre Gunst erworben werden muß, so ist dies das Mittel. Der Cultus des Whist ist in unsern Tagen so ausgebreitet und auf solche Höhe getrieben, daß er alle Glieder des Gesellschaftskörpers beschäftigt. Es wäre Thorheit, hier zurückbleiben zu wollen; nur von dem „raffinirten" Spiel bleibe ferne; nicht daß du nicht seine Combinationen studiren sollst, doch nur um sie zurückzuweisen, wenn sie dir entgegentreten. Es liegt nahe für Diejenigen, die aus dem Spiel eine entschiedene Finanzspeculation machen, gewisse unbequeme Grund-

sätze zu umgehen und die Geschicklichkeit bis so weit zu bringen, daß sie im Stande ist, dem Zufall die Flügel zu stutzen. Ich sage, es liegt nahe, denn das Whistspiel hat die Fähigkeit, einer so bewundernswürdigen Feinheit, einer so studirten Kunstfertigkeit Raum zu geben, daß die Resultate, die ein Meister im Whist erzielt, für den Laien oft an's Unglaubliche grenzen und er versucht wird, für geniale Sprünge zu halten, was doch nur Folge von Uebung und Berechnung, aber zugleich der gewissenhaftesten Rechtlichkeit ist.

Elfter Brief.

Ueber die geselligen Formen.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel.

Goethe. Elegien 39.

Der Begriff der guten Sitte ist von dem Normalzustand eines guten Herzens genommen, wie man's sich denken kann, wenn der Conflikt der Interessen noch nicht eingetreten ist. Wenn ich ein gutes Herz habe, mich dabei Niemand beleidigt, Niemand kränkt, ich frei umhergehe und Alles habe, was ich verlange, so werde ich wohlwollend gegen Jedermann sein und mit Heiterkeit und Liebe die Welt begrüßen. Da dieser Zustand aber nie eintritt, da mich Jedermann beleidigt und kränkt, wo er's ungestraft kann, da ich nicht frei umhergehe, da ich nichts von Dem

erhalte, was ich verlange, so ist es sehr schwer, gegen alle Welt wohlwollend zu sein und alle Welt mit Heiterkeit und Liebe zu begrüßen, gesetzt den Fall, ich hätte auch dies gute Herz. Die natürliche Folge ist, daß ich übler Laune werde, wo ich üble Laune dulden muß, daß ich schelte, wo ich gescholten werde, daß ich nach Art der idyllischen Insulaner der Südsee da eine Faust balle, wo mir eine solche entgegengehalten wird; aber wo bliebe da Das, was wir die Gesellschaft nennen? Man hat also seit undenklicher Zeit die ungeheure Lüge angenommen, daß Jedermann ein gutes Herz hat und daß Jedermann der innigste und vertrauteste Freund seines Nächsten ist. Jedes Kind weiß, daß kein wahres Wort hieran ist. Das Christenthum in seiner höchsten Vollkommenheit könnte es nicht einmal so weit bringen, als es hier die conventionnelle Form gethan hat; aber freilich ist es nur Form, Larve, Schminke, Lüge. Aber die Länge der Zeit hat gemacht, daß aus der schreiendsten Unwahrheit eine Wahrheit, aus der dreistesten Unehrlichkeit eine Ehrlichkeit, aus der schreiendsten Unnatur eine gefällige, anmuthige Natur geworden ist. Der rechtliche Mann kann sich in diesen perfiden Formen bewegen und opfert durchaus nichts von dem innern Gehalt seines Geistes und Herzens auf. Es hat Rigoristen gegeben, die darauf ausgingen, diese Formen zu zertrümmern; aber was erfolgte? Einer Schar gichtisch verkrüppelter Körper zog man die Kleider ab und zeigte sie schamlos in ihrer häßlichen Nacktheit, nur um daß ein paar hübsch gewachsene Gestalten das Recht bekamen, ihre ungeschminkte Schönheit vor der Welt sehen zu lassen.

Wenn wir so viel Phantasie besitzen, uns jenen Normalzustand des guten ungetrübten Herzens gegenüber einer harmlosen Welt zu denken, so werden wir die einzige richtige „gute Sitte“ haben. Es ist der Pulsschlag, voll und

warm, der gesunde unparfumirte Hauch des frischen Lebens, das Innigkeit und Fülle in jedes unsrer Worte, Mienen und Handlungen bringt. Wir werden dann nicht zu viel und nicht zu wenig sagen. Aber es gehört viel Phantasie dazu, fast eine dichterische Begeisterung, die für die Menge nicht annehmbar ist. Es wird also Sache der Schule und man erhält die gute Sitte fertig auf Tabellen gebracht. Der Körper sowie der Geist erhalten beide ihre Schnürstiefel, in die sie eingezwängt werden, und oft bleiben diese Puppen ewig Puppen und werden nie freie Schmetterlinge. Aber manchmal flattern auch die prachtvollsten Exemplare heraus, die auf entzückende Weise in allen Farben schimmern. Die alte Galanterie brütete öfters solche Vögel aus, überhaupt hat das Institut der guten Sitte seine feinste Ausbildung in den Jahren erhalten, die dicht vor der großen Zerstörung aller Verhältnisse vorausgingen. Unsere Zeit, gegen jene gehalten, erscheint roh und langweilig, unbehülflich und trocken, abenteuerlich und verwildert, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil man den nothwendigen Zwang gelöst hat. Man glaubte, wir könnten uns, ohne dabei zu verlieren, zeigen, wie wir sind, und die Folge davon war, daß Einer den Andern abscheulich fand. Man wollte die Wahrheit einführen und schuf die pöbelhafteste Grobheit und Unsitte. In der Zeit der Julirevolution waren die Gesellschaftssäle die Tummelplätze jeder Art von Flegeleien, und man konnte sehen, was man nirgend anderswo in der Geschichte findet, daß innerhalb des höchsten und feinsten Luxus die ekelhafteste Barbarei sich entwickelte. Es wurde Mode, die Manieren der Stallknechte in den Salon zu verpflanzen, man saß nicht mehr, sondern lag, man sprach nicht mehr, sondern schnarchte, man zankte sich mit den Frauen und nahm ihnen die Plätze weg, wer unzählige rohe Beleidigungen aus-

streuen konnte, erwarb sich Bewunderung, man zwang in die Züge seines Gesichts alle Linien, die bei einem Bauerknaben das Maulen, die Grimasse des Verdrusses, das stupide Mundaufsperren angeben, und zu dem Allen kam ein Anzug, der auf die gesuchteste Weise ebenso den guten Geschmack wie den Anstand beleidigte. Diese Zeiten sind vorüber; man hat einsehen gelernt, daß so fortfahren, die Gesellschaft auflösen heiße, und deshalb sind die Zügel jetzt etwas straffer angezoen worden, aber noch lange nicht straff genug. Das, was man gute Gesellschaft heißt, soll sich noch entwickeln und bilden, und man muß einige Capitel im Codex der Sitte ganz von Neuem überarbeiten; es muß wieder der Zwang und sogar der äußerste härteste Zwang eintreten, um allmälig eine Kunstform zu bilden. Bestehe nun die Gesellschaft aus dem alten Adel oder aus dem neuen, oder aus gar keinem, dennoch als Gesellschaft muß sie sich dem Gesetz unterwerfen, das allein fähig ist, sie zu einem organischen Ganzen zu bilden. Innerhalb der Form kann man sich Alles erlauben, aber außerhalb derselben nimmt selbst die reinste Absicht einen falschen Charakter an. Einmal die Lüge auf den Thron gesetzt, rächt sie sich an unsern edelsten Gefühlen, wenn wir ihr den Gehorsam verweigern.

Der alte Lord Chesterfield schrieb gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts eine große Anzahl Briefe an seinen Sohn, lediglich nur um diesem die beste Art zu lehren, wie man sich in einen Fauteuil niederzulassen habe; ohne Hast, ohne Uebereilung, mit einer graziösen Biegung der Beine und Arme. Wir glauben hierüber lachen zu dürfen, aber jener alte Gesellschaftskünstler wußte, was er that. Es war ihm gleichviel, wie sein Sohn über die Verdienste Luther's dachte, aber es war ihm nicht gleichviel, ob man seinem Sohn die Thüre wies, weil er die Sitten eines mittelal-

terlichen Lanzenknechts hatte. Wenn wir unsre Person so theuer als möglich an den Mann bringen wollen, so dürfen wir nichts verabsäumen, was zu ihrer glänzenden Ausschmückung dient.

Zwölfter Brief.

Ueber die Verleumdung.

Einem Manne wird vergolten, danach sein Mund geredet hat, und wird gesättigt von der Frucht seiner Lippen.

Sprüche Salomonis 18. 20.

Es wurde ein Mann von einem Hunde angefallen, er wandte sich um und sagte zu dem Hunde: Ich werde dich nicht schlagen, allein ich will dir eine üble Nachrede bereiten. Und als er sich etwas entfernt hatte, sagte er zu den Vorübergehenden, indem er auf das Thier wies: Dieser Hund ist toll! Da liefen die Leute zusammen und der Hund wurde todt geschlagen! — So macht es die Verleumdung.

In dem Zustande unseres Zusammenlebens, wo oft alle Leidenschaften erregt werden und keine doch auf gradem Wege befriedigt werden darf, ist die Verleumdung eines der zweckdienlichsten und deshalb gesuchtesten Mittel, dem Widerwillen und dem Zorn, den wir gegen unsern theuern Nächsten hegen, freien Lauf zu lassen. Es ist das Gift,

das am heimlichsten und sichersten mordet, nur fehlt es auch hier, wie bei allen Giften, nicht am Gegengift und dieses besteht in dem Leichtsinn und dem Unglauben der Menschen, nicht in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie Manche wol glauben mögen. Wenn du mich fragst, ob du verleumden sollst, so sage ich nein! denn es ist das einzige, wahrhaft feige Laster der Gesellschaft und wenn wir einmal diesen moralischen Schmuz der Gesellschaft angefaßt, so können wir uns nicht mehr von ihm reinigen. Ein ehrlicher Mann wird, so lange es nur irgend einen offenen Weg gibt, seinem Feinde zu schaden, diesen nicht hinterrücks und hinter eine Larve versteckt anfallen, dies thun nur die Banditen der Gesellschaft oder die Jesuiten des Salons, die jedes Mittel zum Zweck für erlaubt halten. Ihre Zahl ist Legion, denn es ist immerdar leichter gewesen, die Rolle des Polonius, hinter dem Teppich lauschend, zu spielen; leider aber gibt es doch hier und da einen Hamlet, der durch den Teppich sticht und die Ratte zu treffen weiß, was denn freilich der Sache eine unangenehme Wendung gibt. Solche Poloniuswinkel sind in den Zimmern unserer wahresten und innigsten Freunde, solche Poloniusteppiche hängen an den Wänden unserer vertrautesten und zärtlichsten Freundinnen, denn die Verleumdung übt ihren wollüstigsten Kitzel grade da, wo unser Herz beschäftigt ist, oder unser Verstand bewundert. Bei dem Unglück oder der Thorheit eines Freundes ist immer Etwas, was uns geheim erfreut und belustigt, und die Welt ist gefällig genug, uns nie an diesen Freuden Mangel leiden zu lassen. Wir können also der Verleumdung nicht wohl entbehren, wenn wir sie auch selbst nicht ausüben; um sie jedoch nie und unter keiner Form auszuüben, müssen wir uns genau mit ihrem Wesen bekannt machen, von den sanftesten und gelindesten Graden an, bis dahin wo sie tödtlich ist.

Je weniger es innerhalb der guten Gesellschaft Verbrechen gibt, die sich qualificiren, vor den Richterspruch eines Tribunals geführt zu werden, desto mehr gibt es solche, die nur von der Coterie unter sich besprochen und gerichtet werden. Dies ist eine Art Vehme, deren Macht grausenerregend und entsetzlich wäre, wenn nicht zum Glück ihr jeder Stempel des öffentlichen Rechtspruches fehlte. Wir dürfen ungestraft morden, wenn wir nur nicht dazu Arsenik oder Blausäure, sondern statt dessen das ebenso sichere Gift eines verzehrenden Kummers, einer Ehrenkränkung, eines jammervollen, durch alle Mittel kalter Perfidie noch erhöhten, Treubruchs anwenden. Wir dürfen ungestraft rauben, wenn wir dazu nicht Dietriche und Brechstangen, sondern die Hülfleistungen einer gefälligen und zahmen Rechtspraktik anwenden. Diese Verbrechen geschehen; kein Mensch zweifelt hieran, und dennoch, obgleich Tausende von Opfern fallen, gibt es doch kein anderes Mittel, die Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, als jene geheime grausame Vehme der Gesellschaft. Sie ist auch von bewundernswürdiger Wirkung; sie stößt den Dolch oft in die schuldige Brust, wo diese sich ganz sicher wähnte, nur kann es nicht ausbleiben, daß ihre diabolische Macht misbraucht wird, und da eben wird sie die Geisel der Gesellschaft, wie sie früher deren Wohlthäterin war. Wie bei der Vehme treten die Ankläger verhüllt auf, der Angeklagte erfährt nie den Namen oder den Stand seiner Verfolger, und wie bei der Vehme werden die Urtheilsprüche im Dunkeln gefällt und vollzogen. Diese Macht hat die Gesellschaft mit Absicht zu dieser Größe anwachsen lassen, weil, wie schon bemerkt, es keinen Gerichtshof gibt, gewisse Thorheiten und Laster zur Rechenschaft zu ziehen. Weil jedoch die Basis dieser conventionnel-socialen Gesetzgebung ihrer Natur nach eine schwankende ist und

jede öffentliche Controle fehlt, so wird sie sehr oft von Eigensinn, Willkür und Laune hin- und hergeschoben. Manchesmal schlägt die Moral der Gesellschaft in das Gegentheil von Dem aus, was für die Menge als Moral gilt. So haben wir das achtzehnte Jahrhundert Grundsätze in der Sittlichkeit und Ehre aufstellen sehen, die, wenn man sie außerhalb der Grenzen der Gesellschaft, für die sie geschaffen waren, hätte anwenden wollen, Einkerkerung und Landesverweisung nothwendig hätten zur Folge haben müssen. Pascal sagte von der französischen Gesellschaft zu Mitte des vorigen Jahrhunderts: Es erreicht Keiner von uns das dreißigste Jahr, ohne daß er nicht etwas begangen, wodurch er Galgen und Rad verdient. Dieser Ausspruch ist übertrieben, allein er zeigt an, wie man sehr wohl wußte, in welchem Widerspruch das Herkommen und die Gesetze der chevaleresken Ehre mit dem Codex der Gerichtshöfe und der allgemeinen bürgerlichen Ehre standen. Auf diesem Standpunkt befindet sich die exclusive Gesellschaft unserer Tage nicht mehr; man kann so ziemlich annehmen, daß in ihr, einige Capricen und Förmlichkeiten abgerechnet, Dasselbe für ehrlich gilt, was man auf der Straße mit diesem Worte bezeichnen hört, und daß auch in der Taverne Tugend heißt, was auch im Salon so genannt wird. Aber „le diable n'y perd rien!“ wir mögen nun die Sitten und die Moral der ersten französischen Revolution oder die der letzten annehmen, die Verleumdung verliert dabei nicht eine Zollbreite ihres Bodens. Und wenn wir die Moral der Hottentotten annähmen, es wird immer Etwas geben, was Einer dem Andern zum Verbrechen oder zur Schande macht und ihm nachsagt, wenn es auch weiter nichts ist, als daß er mit der linken Hand die Speise zum Munde führt, statt mit der rechten.

Wer zu der Gesellschaft gehören will, muß ein Gewissen mitbringen, das für den Salon zugerichtet ist. Er muß sehr feinhörend sein und wiederum taub, er muß sehr scharfsehend und dann wieder blind sein, er muß fortwährend vergessen, vergeben, übersehen, überhören können, und diese Selbstentäußerung muß er in das helle Gewand einer ewig ungetrübten Laune hüllen. Doch läßt sich keine Gemeinschaft ohne dieses sich Unterordnen des Einzelnen denken. Haben wir uns nun den Gesetzen gefügt, haben wir unserm eigenen Urtheil Zügel und Zaum angelegt, vertheidigen oder verdammen wir, was die Coterie vertheidigt oder verdammt, so haben wir somit eine mächtige, über die ganze gebildete Welt hin verbreitete Conföderation zu unserm Schutze gewonnen. Einmal in die Gesellschaft aufgenommen, wird man fortwährend von ihr getragen, beschützt, gefördert und nur in äußerstem Falle aus ihr ausgestoßen. Man hat gesehen, daß anerkannt verwerfliche Existenzen, durch dieses Zusammenhalten der Coterie, immer nah und sogar bis an die Grenze der öffentlichen Schande hin, gehütet und beschützt worden sind; daß man alle Lehrsätze einer jesuitischen Moral anwandte, um Die zu retten, zu deren Patron sich die exclusive Welt aufgeworfen. Ist aber einmal der Fall entschieden, so ist die Grausamkeit und Strenge, mit der die Execution vollführt wird, ebenso excentrisch, als früher die Duldung gewesen war. Im Ganzen weiß man aber auch, daß, wenn Opfer gebracht, auch dafür wesentliche Vortheile erlangt werden, und der größte darunter ist, daß der Verleumdung eine Schranke gesetzt wird. Man entgegnet dem Verleumder: Ich glaube nicht, was Sie mir da sagen, denn der Beschuldigte ist Hausfreund in dem und dem Hause, er pflegt Umgang mit diesen und jenen Herrn meiner Bekanntschaft;

dies könnte Alles nicht sein, wenn es wahr wäre, was Sie mir da mittheilen.

Die niedrigen Grade der Verleumdung führen sehr anmuthige Namen, man nennt sie Geplauder, Klätscherei, Ausschmückung, Geschichtchen, rosenfarbene Bosheit und unschuldige Uebertreibung. Dieser Kleinhandel der Medisance ist unentbehrlich; unsre Gesellschaften würden unleidlich und trostlos langweilig sein, wenn eine rigoröse Moral auch hier die Lippen überwachte. Es ist das Köstlichste, was es gibt, ein witziger Einfall in rosenfarbne Bosheit getaucht. Die eleganten Frauen sind Meister in dieser Art Belebung der Gesellschaft; es ist die Poesie, die nicht in Verse gebracht wird, es sind die Romane, die nicht in die Druckerschwärze getaucht werden, aus denen aber die Verse und Romane in Büchern Grazie, Geist, Anmuth und tausend andere hübsche Dinge täglich lernen können. Der Ausspruch Rousseau's: „der interessanteste Gegenstand für die Beobachtung des Menschen ist der Mensch selbst", findet hier seine freilich frivole, doch sehr glückliche Anwendung. Aber das Bedürfniß will mehr, dem gemeinen Sinn, und der ist unter den zierlichsten Formen immer der herrschende, ist an reeller Bosheit allein gelegen. Er bläst den zarten Farbenstaub des Witzes weg, und wenn er nun darunter keinen soliden Körper der Verleumdung entdeckt, so ist ihm mit aller Grazie und Anmuth doch nicht gedient. Man bleibt also nicht lange bei der rosenfarbenen Bosheit stehen. Immer noch ist der Pfeil vergoldet, allein schon ist seine Spitze in Gift getaucht. Es heißt immer noch ein kleines Geplauder, aber bei diesem kleinen Geplauder zieht sich das Herz zusammen und die Nerven beben. Ein Glück, eine Existenz wird vernichtet. Es gibt eine zarte Stelle der Ehre, die unbeschreiblich leicht ver-

letzbar ist, und der natürliche Instinkt der Bosheit weiß sie immer aufzufinden. Es gibt Anklagen, bei denen es fast unmöglich ist, sich zu rechtfertigen, und die Verleumdung wählt am liebsten grade diese. Die Grausamkeit des civilisirten Menschen übertrifft hier tausendfach die rachgierige Wuth eines Wilden von Otaheite. Es ist dies ein Punkt, wo ein Rousseau verzweifelte, sich jemals mit der Cultur der Gesellschaft aussöhnen zu können. Es ist wahr, daß der Menschenfreund bei gewissen Dingen schaudert, wenn er ihre wahre Natur erforscht und ihren Gehalt zergliedert; dies darf uns aber nicht abhalten, eine feste Brust und Stirne den Kämpfen und Ungewittern darzubieten. Zum Glück sind die Virtuosen der Verleumdung nicht zahlreich. Mit dem gewöhnlichen Troß böser Nachsprecher wird man leicht fertig.

Ein Dichter sagt irgendwo, daß die Liebe und das Feuer zwei Dinge seien, die nicht verborgen bleiben könnten, die Verleumdung gehört auch dazu. Unsere besten Freunde beeilen sich uns baldmöglichst das Ueble mitzutheilen, was man über uns und unsre Freunde sagt. Es handelt sich also um Mittel, die Verleumdung unkräftig zu machen. Sollen wir uns entschuldigen? O gewiß nicht: qui s'excuse s'accuse. Wir müssen schweigen und dasselbe müssen wir nothwendig thun, wenn unsre Freunde in unserer Gegenwart verleumdet werden. Denn die Bosheit der Gesellschaft wartet nur darauf, daß wir unsere Stimme erheben, um an unsere Gründe ihre Gegengründe zu hängen. Es ist ein Schwamm, den wir sehr willkommen dem Gifte hinhalten, damit er bis auf den letzten Tropfen ausgesegen werde. Unsere Vertheidigung ist das Canevas, in das die Bosheit ihre Blumen stickt, ohne unsern Widerspruch ginge ihr ihr Spruch aus. Und zudem wird es

uns nie gelingen, unsern Freund zu rechtfertigen, man ist von vorn herein mistrauisch gegen unsere Beweise, denn man weiß, daß wir in jedem Fall die Absicht haben, den Angegriffenen zu entschuldigen, und der Eigensinn unterstützt die Leichtgläubigkeit und den Geschmack an übler Nachrede. Der Egoismus der sogenannten ehrlichen Leute hat auch hier falsche Principien geschaffen, indem er anbefiehlt, sich für seine Freunde bis auf den letzten Blutstropfen zu schlagen. Diese plumpe Ehrlichkeit ist für die Verleumdung Das, was Oel für die Flamme ist; sie wächst riesengroß und ist dann durch nichts mehr zu zähmen. Da heißt es oft, der Himmel schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen. Es versteht sich, daß es Fälle gibt, wo eine Degenspitze wieder gut machen muß, was eine Zungenspitze übel machte; allein man glaube doch ja nicht, daß das Getriebe der Bosheit der Gesellschaft im mindesten darum stille steht, weil wir das Herz in der Brust eines Schurken stille stehn hießen, und unsern Freunden ist bei tausend Gelegenheiten ein kluges Schweigen von unserer Seite ersprießlicher als ein unzeitiges Reden. Die meisten Verleumdungen sind, wie Geschosse, nur für eine gewisse Höhe berechnet, die von der Geisteskraft abhängig ist, mit der sie abgeschossen werden; wir müssen zeigen, daß wir höher stehn und daß diese Geschosse uns nicht erreichen. Es ist sehr demüthigend für einen Schützen, wenn sein Pfeil matt zu ihm herabsinkt und der Vogel, den er hat erreichen wollen, unbekümmert seine Kreise in dem blauen Aether zieht. Allein diesen Stolz dürfen wir nur sehr selten und mit großer Vorsicht anwenden, weil er das Abzeichen einer edeln Natur ist und wir dadurch die Gemeinheit beleidigen und reizen. Wenn wir unverwundbar erscheinen, so zeigen wir uns erhaben über die Menge, und das darf nie sein. Die Menge

ist immer für uns der gesetzgebende Körper, was sie für beleidigend hält, muß auch uns beleidigen, und wäre es auch ein Ding von dem Werthe eines Stecknadelkopfes. Die albernen Gesetze der Coterie erfodern Achtung für Gegenstände, über die der Philosoph verächtlich lächelt; wir können uns oft ohne sonderliche Gefahr nachsagen lassen, daß wir Jemanden frühzeitiger, als ihm bestimmt schien, in die Grube gebracht haben, aber wir dürfen uns nicht nachsagen lassen, daß auf unserm Spazierstock ein Edelstein von höherm Werth befindlich sei als der auf dem Stocke eines mächtigen Mannes, der die Eitelkeit besitzt, kostbare Spazierstöcke zu haben. Man darf oft unser Herz verleumden, aber unser Französischsprechen nicht; man kann uns eine Tugend absprechen, aber nicht einen Platz an einem Diner. Gott, der die Welt geschaffen hat, muß wissen, warum er sie so geschaffen hat.

Dreizehnter Brief.

Ueber die kleinen Grimacen, Coquetterien und Capricen der Gesellschaft.

Robineau: Wie willst du, daß ich mein Taschentuch tragen soll?

Marcell: Laß es halb aus der Tasche heraushängen; dies gibt dir das Ansehen von Zerstreutheit.

Gespräche auf der Treppe.

Geschickt angewendet, sind diese kleinen Carikaturen in's Schöne und in's Häßliche sehr hübsche Mittel, seiner Persönlichkeit ein Relief zu geben, das Verdienste oft nicht zu geben im Stande sind. Sie sind nur lächerlich und abgeschmackt, wenn sie ohne Geist und Takt angebracht werden. Eine schöne Frau, für deren verblühende Reize das Licht nicht mehr gefällig ist, gibt vor, es nicht mehr vertragen zu können, und sitzt nun in einer ewigen Dämmerung eingehüllt. Sie läßt, wie bei einem Gemälde, das auf die Ferne berechnet ist, ihre Besuche nur bis auf eine gewisse Weite sich ihrem Sopha nähern. Das ist eine Coquetterie, die vollkommen an ihrem Platze ist, denn ist es nicht dem Eigenthümer einer kostbaren Gemäldesammlung erlaubt, seine Stücke in das bestmögliche Licht zu stellen? und welch' ein Vortheil ist's, den uns ein paar Seidendraperien gewähren, indem sie uns gestatten, immer noch für eine Schönheit zu schwärmen, die unsere Gelübde schon vor zwanzig Jahren empfing. Die Dämmerung eines kleinen

Cabinets ist dazu so poetisch, es sind die Waldschatten der Salonspoesie; träumerische blaue, grüne und rosenrothe Schatten, in die sich die Unerfahrenheit nie ungestraft verirrt. Ein Romeo, in einem solchen Cabinet empfangen, ist tausendmal gefährlicher, als wenn man ihn bei Mondschein in's Fenster kommen läßt. Es gibt so verführerische Stimmen in dieser Dunkelheit. Frauen von vierzig Jahren sind in der Regel unzertrennlich von rothen Taffetvorhängen, sowie unverheirathete Männer mit funfzig Jahren sich noch gern mit Reitpeitsche und Sporen zeigen. Der Mann von Welt verschmäht die kleinlichen Coquetterien, die in einer niedern Classe der Gesellschaft zu Hause sind; er hat weder die trippelnden Schritte, noch die parfumirten Hände, noch den geschwänzten Bart und die gelockten Perücken der alternden Stutzer, er zeigt sein graues Haar, seine gefurchte Stirne, seine zierlichen, aber magern Hände. Er will lieber, daß man glaube, er habe am Schreibtisch, als daß man annehme, er habe am Toilettetisch sich verspätet; er will lieber, daß man Ideen, als daß man Schminke auf seinem Antlitz finde; dennoch ist das eine Coquetterie wie jede andere, nur feiner. Der Weltmann vergißt nie die Stunde, in der man sein Erscheinen in einem Salon erwartet, kein Buch in der Welt, keine noch so erhabene Idee kann ihn den Umstand nicht beachten lassen, daß er sich rüsten müsse, um zu gefallen, um Freunde zu gewinnen oder Feinde zu besiegen; spielt er also den Zerstreuten, den von Wissenschaft und Ideen Eingenommenen, erscheint er spät und mit einer düstern Wolke auf der Stirne, so ist dies ein Toilettenapparat, ebenso gut durchdacht und ersonnen, als der gewöhnliche Stutzer das Anknüpfen eines neuen Ordens zu einer wichtigen Sache macht, in der er seinen Spiegel, seine Toilette und seinen Kammerdiener zu Rathe zieht. Diese Coquetterie ist jedoch in letz-

ter Zeit etwas in Miscredit gekommen; es ist nicht mehr ganz vornehm, zerstreut und tiefdenkend zu erscheinen, weil man entdeckt hat, daß untergeordnete Geister in ihrer niedern Sphäre diese Grimace schon vollkommen täuschend nachzumachen verstehen; man geht also jetzt wieder zu den glatten Stirnen und den heitern Mienen des Zeitalters Ludwig des Funfzehnten über. Es kommt jetzt wieder das graziöse Lächeln in die Mode, das, wenn es gelingen soll, ein unausgesetztes Studium erfodert. Man hat zum großen Schaden dieses Lächeln halb und halb vergessen. Die letzten lächelnden Köpfe schlug das Beil der Guillotine ab. Aber mit einiger Anstrengung wird es sich schon wieder ins Leben rufen lassen. Es ist dies ohne Zweifel die anmuthigste und passendste Larve. Ein blühendes Lächeln auf der Lippe macht das häßlichste Gesicht schön, es verklärt das Auge, es rundet die Wange und läßt sogar manchesmal unbegreiflicher Weise Geist hervorschimmern, wo keiner ist. Der Ernst und der Tiefsinn verspricht auch die Leute geistreich zu machen, allein er hält selten Wort, er macht sie in der Regel nur fade und langweilig. Wir haben es in den Salons gesehen, wie häßlich unsere Freunde aussahen, die, während sie an Austern und Champagner dachten, die Welt glauben machen wollten, sie dächten mit blutendem Herzen über den Verfall des Staates und der Kirche nach. Eine Maske, die nicht mehr täuscht, muß sogleich weggeworfen werden. Eine Coquetterie, die Niemanden mehr verführt, ist das beste Mittel, sich lächerlich zu machen. Napoleon, der nicht zu lächeln verstand, brachte den Ernst in die Mode, seitdem wurde der Weltmann eine ernsthafte Bestie, gewiß die undankbarste Metamorphose, die er nur erleiden kann. In den Höhen der exclusiven Gesellschaft nimmt man an, daß ewige Heiterkeit, nicht das geringste Berührtsein von der Gemeinheit und dem

Druck der Erde sich finde, es blüht ewig Frische, Schönheit, Glanz und Heiterkeit in ihr, also deshalb schon, um dieser Stellung treu zu bleiben, ist die serene Miene die einzig passende. Alles, was die Erde Trauriges und Kummervolles hat, muß überwunden sein, muß hinter uns liegen, und nur im Sonnenstrahl der Anmuth und Grazie müssen wir uns wärmen, nach der Melodie der Schönheit und der Kunst uns in Gruppen bewegen, und in diesen glänzenden Reihen muß das Genie seine blendenden Strahlen werfen, doch nie sein verzehrendes Feuer schleudern dürfen. So allein gelingt es der bevorzugten Gesellschaft, wirklich bevorzugt zu sein, indem sie der Welt ein vollendetes sociales Kunstwerk im Zusammenwirken des Geistes und der Schönheit in den Formen einer veredelten Etikette hinstellt. Nicht so leicht wird es sein, dieses Kunstwerk nachzuahmen, sowie es unmöglich sein wird, es zu zerstören, ohne zugleich den Vorwurf, die Barbarei wiedereinzuführen, auf sich zu laden. Wenn wir das Lächeln wieder einführen, müssen wir bedenken, daß damit nothwendig die graziöse Rede zusammenhängt. Die Grimace des Ernstes brachte auch grimacirte Reden hervor, die hart an die Grenze der ungezogensten Beleidigungen stießen. Das ennuyirte natürlich die Frauen ganz besonders. Sie wurden in ihrer Weise ebenfalls derb. Manchesmal kehrte sich sogar das Verhältniß der Geschlechter um, und die vernachlässigten Frauen, verzichtend, jemals ihre „beau's" zu bekehren, fingen an, ihnen den Hof zu machen. Man sah artige, demüthige lächelnde Frauen gegenüber langweiligen verdrießlichen Männern. Dies konnte fast ergötzlich sein. Zum Glück hat man eingesehen, daß auf diesem Wege keine exclusive Gesellschaft bestehen könne. England hat wieder die zierlichsten Formen der guten Gesellschaft vor der Revolution adoptirt. Die Lehren, die die Geschichte

uns gegeben hat, brauchen deshalb nicht vergessen zu sein; es handelt sich nur darum, Das in der gefälligsten Art zu sein, was man einmal sein muß.

Die anerkannt größten Gesellschaftskünstler haben es nicht verschmäht, Manieristen in Gang, Sprache und Geberde zu sein. Selbst die Einfachheit, die man einführen wollte, war nur eine Manier. Die Salons des vorigen Jahrhunderts zeigten oft Grotesk-Künstler unter den Grimaciers. Es gab ein großmüthiges, ein prahlerisches, ein respektvolles und ein leichtfertiges Auftreten. Man probirte und studirte den ersten Schritt, den man in den Salon that, durch den man sogleich die Aufmerksamkeit der Anwesenden an sich zu fesseln beabsichtigte. Jene Menuet-Stellungen, jene Tänzerschritte, der kleine trippelnde und der eilige geflügelte Lauf, das schmachtende Stillestehn und die Paradeschwenkung beim Führen der Damen zur Tafel, endlich das coquette Hände- und Fingerspiel mit der Tabatière, alles dieses sind Figuren, Coquetterien, Grimacen, die wir fast nicht mehr kennen, die aber den unleugbaren Vortheil hatten, die Manoeuvres der Gesellschaft immer ergötzlich bunt und abwechselnd zu machen. Die Individualität ging bei der einstudirten Rolle fast gänzlich unter, allein um eine Individualität ist es auch nie der exclusiven Gesellschaft zu thun; es soll alles möglich gleichmäßig sein. Die Menge herrscht und der Einzelne beherrscht nur die Menge, indem er ihr dient, und zwar als der eifrigste ihrer Sklaven, der jedem, auch dem verborgensten ihrer Gelüste und Launen nachzuleben versteht. Hier und da treten freilich Usurpatoren auf, die mit dem Machtruf des Genies die Menge an sich fesseln und dienstbar machen. Solchen ist dann Alles erlaubt und das Barockeste ist grade das Willkommenste; allein bald ist die Flut verrauscht und der gewöhnliche Stand der Dinge macht sich wieder geltend. Jeder, der sich die Kraft zutraut, muß einmal versuchen,

was er der Gesellschaft bieten darf, doch ist freilich ein schmachvoller Rückzug eine unerträgliche Demüthigung, die auf immer schändet; dies ist wohl zu bedenken.

Oft kommen wir auf den Gedanken, daß eine Manier uns kleiden müsse, weil sie bei Dem, an welchem wir sie beobachteten, guten Effekt hervorbrachte; doch nichts mislingt so entschieden als dieses Adoptiren eines fremden Mienen- und Geberdenkleides. Eine Manier, eine Grimace, eine Coquetterie muß, wenn wir sie mit Erfolg uns aneignen sollen, etwas Analoges in unserm Charakter und unserer Persönlichkeit haben. Man muß glauben können, daß wir unsere eigenste Natur, wider Willen, enthüllen; dann allein erzeugt eine Manier jenes leise wohlgefällige Lächeln, das der Beobachter annimmt, wenn er glaubt einen tiefen Blick in die innere Werkstatt unsers Wesens gethan zu haben. Und um diese Art Theilnahme, die wir unserer Umgebung einflößen, ist es uns allein doch nur zu thun. Wir wollen, innerlich hohl und gelangweilt, die Menge ahnen lassen, daß wir von Leidenschaften und Gefühl brennen. Einen andern Zweck, als Interesse zu erregen, hat eine angenommene Manier nie. Oft sind die Contraste sehr wirksam. Die lebhafte Coquette erkünstelt den Ernst, die leichte graziöse Schwermuth. Umgekehrt kommt es nie vor, denn der Ernst, wo er wirklich in der Seele wurzelt, nimmt alle Mittel zu Hülfe, sich zu verbergen, denn er bildet einen so tiefen durchdringenden Seelenaccord, daß, wenn er sich in seiner Stärke erhübe, kein Gezwitscher eines Salon-Käfichts ihn zu überschreien im Stande wäre. Dagegen ist die Ernstmaske desto gefügiger. Wie gewisse Farben und Modekleiderformen nur zu dem Ganzen einer besondern Körperbildung und selbst Haltung passen, so sind die Manieren in eben derselben Zusammenstellung hier kleidend und dort misgestaltend. Sehr vielen

Gesichtern steht das Lachen sehr übel, man sieht sie nur mit Widerwillen lachend, diese dürfen sich die Grimacen eines hübschen Kindes, das fortwährend Lachconcerte gibt, gewiß nicht aneignen. Unter uns Männern werden die schönsten Augen dadurch verdorben, daß wir Brillen aufsetzen. Die poetischen Schatten, die ein dunkles Auge, gleich den Waldschatten, die einen Quell umhüllen, einschließen, werden durch das schillernde blitzende todte Glas elend vernichtet; und doch ist die Brille kein Bedürfniß, sondern nur eine Manier, aber eine verfehlte, misglückte; denn das menschliche Auge ist ein zu mächtiger und geübter Künstler, als daß es ohne Schaden für die ganze persönliche Erscheinung geduldet werden könnte, ihn hinter einen gläsernen Schirm zu stellen. Das Theater entbehrt seines ersten Liebhabers und die Dramen, die aufgeführt werden, sind fade und lassen kalt. Etwas Aehnliches, nur untergeordnet, findet *mit den Händen* statt. Die Manieren bei uns, eine *schöne Hand zu zeigen*, sind gegen die, welche man im vorigen Jahrhundert anwandte, äußerst unbeholfen. Der Schnitt der Ärmel des Rocks, die Spitzen-Manschetten, das Spiel mit der Tabatière wirkten alle zusammen, die Anmuth in Bewegung, Form und Farbe der Hand gehörig ans Licht zu bringen. Die Stellung des Fußes war in jenen Zeiten zu gesucht, als daß sie jetzt wieder als eine glückliche Manier auftauchen dürfte. Vieles darf nicht wieder nachgeahmt werden, weil ein geläuterter Geschmack es verbietet. Doch ist zu wünschen, daß Sammet und Seide bei den Röcken der Herren wieder Mode werde; sie geben dem feinen Anzuge ein gewisses Lustre, das sich durch die einfarbigen dunkeln Stoffe von minder gefügigem und schimmerndem Gehalt nie erreichen läßt.

Vierzehnter Brief.

Ueber die Schmeichelei.

Die Lippen der Falschen sind süße wie Honigseim und ihre Kehle glätter denn Oel. —

Sprüche Salomonis 5, 3.

Die Schmeichelei ist eine Verleumdung in's Schöne. Sie zieht ihre Kräfte ebenso von der Lüge als die Verleumdung, deshalb gilt auch von ihr, was von jener gilt, nämlich eine kluge Vorsicht, wo sie anwendbar erscheinen dürfte und wo nicht. Hierüber lassen sich keine Regeln sagen und keine Maximen aufstellen, Takt und Geschick sind alleinige Gesetzgeber. Es gibt tausend Arten zu schmeicheln, sowie es tausend Arten gibt zu verleumden, allein sehr wenige unter diesen erfüllen ihren Zweck. Man kann durch eine Schmeichelei verleumden und durch eine Verleumdung schmeicheln. Von allen Vorschriften, die im Umgang mit Menschen gelten, ist keine so handwerksmäßig in Anwendung gebracht worden als die Schmeichelei; deshalb ist sie in guter Gesellschaft verpönt, und durch nichts kann man mehr in Gefahr gerathen, einen schlechten Ton zu verrathen, als durch ungeschickte Schmeichelei. Nur die macht ihr Glück, die die Miene des Enthusiasmus oder der Ehrlichkeit annimmt. Aber beides sind Manieren, die ein feines und anhaltendes Studium erfodern. Wenn wir scheinbar im Affecte loben, so können wir die stärksten Ausdrücke brauchen und man wird ihnen Glauben schenken, denn es wird scheinen, als hätte das Gefühl unmittelbar uns sie eingegeben. Die Maske

der Ehrlichkeit dagegen gefällt, weil man ihr keinen Dank schuldig zu sein glaubt, indem ihre lobenden Aussprüche ihr wider Willen zu entschlüpfen scheinen. Die widrigste Schmeichelei bleibt diejenige, welche zu sagen scheint: „Ich schmeichle dir und erwarte, daß du mir dagegen wieder schmeichelst!" — Sobald man beim Lobe Absicht merkt, so ist dessen beste Kraft verloren. Dennoch gibt es Leute, von denen wir die plumpeste Schmeichelei mit gutmüthigem Lächeln hinnehmen; das sind solche, die uns zu dienen bestimmt sind, also tief unter uns stehen. Mein Kammerdiener beleidigt mich nie, wenn er mir schmeichelt, wol aber Der, welcher mir gleich steht, wenn er dasselbe und in denselben Ausdrücken sagt. Frauen sagen sich unter einander die größten Schmeicheleien, vollkommen wirkungslos, weil eine stillschweigende Uebereinkunft herrscht, daß Keine der Andern glaubt. Um wirksam zu schmeicheln, muß man Dem, dem man schmeichelt, zugleich zu imponiren verstehen. Dann kann man selbst durch Beleidigungen schmeicheln.

Ich breche die Beleuchtung dieses Themas schnell ab, weil, wenn du diese Briefe wohl durchlesen haben wirst, du in ihnen allen die Kunst gefunden haben wirst, der Welt zu dienen, das heißt, ihr zu schmeicheln, um wieder von ihr bedient, das heißt, von ihr geschmeichelt zu werden. Es gibt nur ein Verdienst in der Welt, das heißt, eines, das sie anerkennt, das ist das Verdienst des Schmeichelns, jedes andere Verdienst führt entweder zur Einsiedlerzelle oder zum Bettelstab. Darum siehst du wol ein, daß ich dir über das Schmeicheln insbesondere nichts weiter sagen kann.

Funfzehnter Brief.

Schlußbemerkung.

Wenn du bis hierher gekommen bist, so wirst du mit Friedrich dem Großen rufen: „Wahrlich, es ist eine erbärmliche Race, die der Menschen!“ allein, mein Freund, das macht die Sache um keinen Deut besser. Wir müssen mit dieser erbärmlichen Race umgehen, und was das Schlimmste ist, nicht als König, sondern als Einer der Hunderttausende, die da „leben lassen, um selbst zu leben.“ — Die Hauptsache ist, daß wir im Handgemenge nicht unterliegen, daß wir uns stets oben erhalten und die nichtswürdige Klugheit besitzen, das edle, bescheidene, unscheinbare Verdienst unter die Füße zu treten, wo wir nur können, um unser unbescheidenes und scheinendes Verdienst stets obenan zu stellen. Wir müssen nie vergessen, daß wir nur der Eigenschaft, sei es des Gemüthes oder des Geistes Achtung zollen, die irgend ein Erfolg gekrönt hat, dies bewahrt uns, einer leeren poetischen Träumerei zu folgen, das Uebelste, was ein Mann thun kann, der auf die Welt und die wirklichen Menschen hingewiesen ist.

Ich werde nicht fürchten diese Briefe umsonst geschrieben zu haben, wenn ich diese Lehre dir recht fest eingeprägt zu haben, das Bewußtsein in mir fühle.

Das Heimweh.

Novelle

von

Julius Mosen.

An der voigtländisch-böhmischen Grenze, in einem düstern Tännicht, zieht sich aus einem Quellbrunnen ein Wasserfaden durch Moos und Heidelbeergesträuch hinunter in das Thal, wo er, mit andern Wasserfäden verbunden und zu einem reichen Bache angeschwollen, an dem schönen Dorfe Elster vorüberzieht und von ihm seinen Flußnamen annimmt, welchen er zugleich seinen Thalgründen schenkt, so weit er an Dörfern, Schlössern und Städten vorübergeht, bis zum Grabe Poniatowsky's bei Leipzig — und seinem eigenen hinter Merseburg an der Saale. Der immergrüne Tannenwald, in dessen Wurzelarmen die Elster zuerst ihre hellen Augen aufgeschlagen hat, gibt ihr auf ihrer Wanderschaft in die Niederungen so weit das Geleit, als er auf den Hügelketten in ihre Thäler herunterklettern kann.

Selbst da, wo die rodende Axt den Wald stundenweit zurückgedrängt hat, verschwindet er nicht ganz aus dem Gesichtskreise, und ehe man es meint, rückt er wieder über die Hügelrücken zu seinem geliebten Kinde herunter.

Dadurch kommt es, daß dieses kleine Ländchen, welches in alten Zeiten dem jedesmaligen deutschen Kaiser gewissermaßen als Schatullengut, mehr aber noch seinen

Voigten angehörte, großentheils aus Wald bestanden hat, ehe die treulose Elster sich zur Holzflöße gebrauchen ließ. Doch ist trotz der vielen Rodungen der Feldbau noch heute im obern Voigtlande von geringem, von größerem Ertrage aber Wiesenbau und Viehzucht, und noch immer finden sich Bloche für die Sägemühle, Harz für die Pechsiederei, Fichtenrinde für die Rußhütte und auch zartgeädertes Tannenholz für die Geigenmacher im obern Voigtlande; denn noch gibt es meilenlange Waldstrecken, in deren düsterem Schatten der Kreuzschnabel sein geheimnißvolles Lied singen kann. Auch findet noch immer dort der Bergmann die reichen Eisenerzgänge im Schoose der Berge für die Hochöfen in Morgenröthe und Rautenkranz.

Die Menschen, welche in Berggegenden und an den Quellen der Flüsse wohnen, hegen in sich einen wunderbaren Widerspruch: daheim plagt sie die Wanderlust und in der Fremde das Heimweh. Das Eine kann man durch die Fernaussicht von den Bergen hinunter in die Fremde und aus der damit verbundenen Sehnsucht, das Fremde auch kennen zu lernen, vielleicht erklären; zeigt doch oben der Zug der Wolken aus den Wäldern hinunter in die Niederungen, und unten der wanderungslustige Strom den Weg aus den Pforten der Thäler hinaus. Doch das Heimweh bleibt unerklärlich, wie die Wanderschaft der Vögel im Herbste und ihre Heimkehr im Frühling.

Die Voigtländer halten es aber nach ihrer Art; sie sind die sächsischen Tyroler, nur genügsamer, nur regsamer, nur hartnäckiger in Verfolgung ihres Zieles, doch ebenso bieder, wenn auch derber.

Gemischt aus deutschem und slavischem Blute, haben sie das Gute von beiden Arten, wie aus der Kreuzung verschiedener Völker immer ein drittes und vorzüglicheres Geschlecht entsteht; denn die Natur nimmt wenig Rücksicht

auf die romantische Idee vom ursprünglichen, unverfälschten Blute; Mesalliance ist eben, was sie will. Daher mag es kommen, daß selbst ein gestähltes Herz, welches daheim den Jungfrauen des Landes glücklich Trotz geboten hat, in der Fremde der Liebe anheimfällt.

Dieselbe Erfahrung hatte ein amerikanischer Kaufmann, Arthur Notham, gemacht, zur Zeit, wo Nordamerika noch unter dem britischen Scepter sich entwickelte. Er hatte eine Reise nach Deutschland unternommen, um sein bedeutendes Handlungsgeschäft, welches er in Neuyork hatte, durch unmittelbare Verbindungen mit den deutschen Kaufleuten und Fabrikanten noch mehr zu erweitern; denn er war, wie alle Amerikaner, ein Kind der Speculation. Sein ganzes Gemüth war in seine Contobücher aufgegangen.

Er stand in dem Vollsaft einer überseeischen Gesundheit, ohne daß ein Funken verächtlicher Schwärmerei durch seinen wattirten, von oben bis unten zugeknöpften Rock in ihn hätte eindringen können; daß keine von Innen herauskam, dafür sorgte er selbst. So war er nach Gera gekommen und verweilte dort längere Zeit, als er früher gedacht hatte. Seine Handelsfreunde hielten dafür, daß ihn das gute Rindfleisch gefesselt hätte; sein Aufenthalt hatte aber eine tiefere Ursache; denn sah sein Gesicht sonst immer aus wie ein schöner, langweiliger Sonntagsnachmittag im Monat August, welcher gar kein Ende nehmen will, so schlich sich jetzt allmälig eine faltige Wolke nach der andern über seine Stirne. Vergeblich hatte er sich zum besondern Comfort einen zweiten Stuhl zugelegt, auf welchen er seine transatlantischen Reisestiefel beim Sitzen legen konnte, vergeblich nahm er eine Cigarre nach der andern aus dem Etui und hüllte sich in Nebel, die Wolken wollten nicht aus seinem Gesichte schwinden. Fast täglich rief

er seinen Diener John, welcher mit ihm herübergekommen war, und hieß ihn die Koffer zur Abreise packen. John war der treueste Diener von der Welt, nur hielt er auf seine christliche Freiheit, welche darin bestand, daß er im Zimmer und überall den Hut auf dem Kopfe behielt. Er stand im Gerede, daß er auch mit ihm, wie in uralter Zeit ein König mit der Krone, zu Bette gehe. Böse Jungen sagten ihm nach, er trüge darunter einen Vogel, welcher fortfliege, wenn er ihn lüfte.

Trat der alte John mit seinem breitkrämpigen Hute früh an das Bett seines Herrn mit der Meldung, daß Alles zur Abreise bereit sei, so hieß es immer: „Pack wieder aus!" Brummend und kopfschüttelnd ging John an die immer neue Arbeit.

So vergingen ein Herbst und ein Winter, Arthur aber blieb in Gera im Gasthof „Zum deutschen Hause" in seinen Gedanken sitzen.

Er ging wenig aus, nur einen Tag um den andern hinaus nach Leimnitz, wo ein alter kaiserlicher Rittmeister wohnte, welcher im östreichischen Erbfolgekriege lahm geworden war und sich mit seinem Dreimaster und dem mächtigen Haarzopfe dorthin zurückgezogen hatte. Man vergißt selten den Ort, wo es Einem wohl geworden ist, und der Rittmeister Lazarus von Thossenfeld war nicht undankbar. Er hatte bei einem Bauer in Leimnitz in Quartier gelegen und Bekanntschaft mit dessen Tochter Theresia gemacht, und nur, wie er vorgab, aus Anhänglichkeit an seine Kaiserin, deren Namensschwester sie war. Doch mochte diese Anhänglichkeit weiter gegangen sein, als es ihrem Vater lieb sein konnte. Eines Morgens stand dieser vor dem Bette des Rittmeisters mit einer Holzaxt und tippte ihn mit ihrem Schaft auf die Schulter, daß der arme Junker vor Schrecken emporfuhr, als hätte ihn die

ganze französische Armee überfallen. Der Bauer aber nahm die Axt wagerecht in die Hand und sagte: „Die Therese ist mein einziges Kind und erbt einmal mein schönes Bauergut mit Waldung, Wiese und Feld, Zu- und Einbehör, wie Alles liegt und steht; verstanden? — Und das Mädel darf mir keine Schande machen, verstanden? — Und sollte es anders sein, so habe ich gestern meine Axt geschliffen. Was meint der Herr Rittmeister zu dieser Affaire?“ — Lazarus von Thossenfeld machte ein langes, einfältiges Gesicht, während er doch langsam im Kopfe einen guten und klugen Gedanken herumdrehte. Als er so bei sich bedachte, daß die Maria Theresia freilich keinen adeligen, doch einen kaiserlichen Namen besitze und mit der Aussicht auf die väterliche Erbschaft überhaupt eine Partie sei, fragte er halb verschmitzt, halb verdutzt: „und wenn ich sie nun heirathen wollte?“ — „Topp, es gilt!“ rief der Bauer; „Herr Pastor, liebe Nachbarn, tretet herein! komm, Therese, es ist Alles gut!“ — Und die Gerufenen, welche der kluge Bauer draußen vor der Thür postirt hatte, kamen feierlich herein. Der Pfarrer führte Maria Theresia zu dem Rittmeister, welcher im Bette, wie in einer Mausefalle stak, legte Hand in Hand und verlobte Beide mit einander mit väterlicher und ihrer eigenen Einwilligung.

An demselben Tage, wo der Rittmeister Marschordre erhielt, fand auch die Hochzeit statt. Der Abschied der Neuvermählten war herzbrechend genug; denn der Rittmeister zog in den Krieg, die Frau Rittmeisterin aber mußte bei ihrem Vater zurückbleiben und ihre Niederkunft abwarten.

Sie genas eines Töchterleins, welches Johanna getauft wurde. Da der Rittmeister zuletzt aus Eger geschrieben hatte, so wurde ihm dorthin die Nachricht gesen-

det; der Brief kam aber zurück mit dem Bemerken, daß der Inhaber der Adresse irgendwo in der Lombardei stationirt sie. Wir können es zur Schande des Rittmeisters nicht verschweigen, daß er bei seinen Kriegsabenteuern beinahe die Namensschwester seiner Kaiserin vergessen hatte, als ihn an der spanischen Grenze eine Kartätschenkugel invalid machte und an Leimnitz erinnerte. So kam er mit einem natürlichen und einem künstlichen Bein, auf welches er freilich nunmehr eine kleine Pension bezog, nach zehn Jahren zu den Seinen zurück. Sein Schwiegervater war unterdessen verstorben, Maria Theresia aber ihm treu geblieben, wie er selbst seiner Kaiserin.

Es bedurfte für den invaliden Rittmeister nur kurze Zeit, um ihn zu dem bravsten Ehemann und Vater zu machen. Er wurde mit seiner kleinen Tochter Johanna fast wieder zum Kinde. Sichtbar entwickelte sich das Mädchen zu einer seltenen Schönheit. Von ihrem Vater hatte sie die schönen schwarzen Augen, von ihrer Mutter das reiche, blonde Haar, welches sie freilich als Standesauszeichnung Sonntags gepudert tragen mußte. In dem rothsammetnen Corsettchen und gründamastenen Reifrock, den weißen Strümpfen mit silbergestickten Zwickeln und den hohen Stöckelschuhen mit rothen Absätzen hätte sie sich auch mit jeder adeligen Dame der damaligen Zeit messen können, wenn nicht das blühende Gesicht mit den hellen Augen und den frischesten aller Lippen das Dorfmädchen verrathen mußte. Sie war der Stolz ihres Vaters, welcher es an keiner Gelegenheit fehlen ließ, sie zu verhätscheln; er hatte es ihr zu oft gesagt, daß sie das schönste Mädchen sei, warum sollte sie es nicht glauben? Und als sie größer wurde und von den jungen Honoratiorensöhnen in Gera dasselbe hörte, warum sollte sie davon nicht überzeugt sein? Das hätte wol noch hingehen mögen, denn

welches Mädchen hält sich nicht in seinem sechzehnten Jahre vor dem Spiegel für unwiderstehlich? Viel gefährlicher für ihr Gemüth war es, daß Herr Rittmeister Lazarus ihr allen Willen ließ, und sie, wie früher ihre Mutter, doch mit mehr Recht, seine Kaiserin hieß. Ihre Mutter war mit dieser Erziehung ganz einverstanden, zumal er sie versicherte, daß sie so ganz adelig sei.

Er vermied keine Gelegenheit, seinen Juwel der Welt zu zeigen, so weit sie vornehm und in Gera zu finden war. Es konnte drüben kein Fest ohne den Rittmeister und seine Familie gefeiert werden; kein Jahrmarkt ging vorüber, welchen er mit ihr nicht besucht hätte. Sein Absteigequartier war das „deutsche Haus" am Markte, wo damals östreichisch gekocht und ungarisch getrunken wurde. Zu solcher Zeit fanden sich dort zum Frühstücke die vornehmen Familien aus der Umgegend ein, und nirgends gefiel es dem Rittmeister so, als dort in der traulichen Weinstube, zumal der Wirth es nie versäumte, ihn unter dem Thorwege mit der Sammetmütze in der Hand und der Anrede: „Hochwohlgeborner Herr Rittmeister, dero unterthäniger Knecht!" zu bewillkommnen.

An einem Michaelisjahrmarkte saß dort in der Honoratiorenstube der amerikanische Handelsherr Arthur Rotham, den rechten Fuß in der linken Hand und seine brennende Cigarre in der Rechten. Beide Gegenstände fielen ihm jedoch aus den Händen, als der Rittmeister mit Fräulein Johanna hereintrat. Er fühlte, daß ihm in diesem Augenblicke etwas widerfahren war, was über alle Bilance hinausging und in Soll und Haben zusammenfiel. In dieser Verlegenheit wußte er zuletzt mit seinen leeren Händen Nichts anzufangen; bald legte er sie über das rechte, bald über das linke Knie, bald fuhr er wieder mit der einen oder andern in die Weste; nur seine Augen wuß-

ten, wohin sie blicken sollten, denn es war ihm unmöglich, von der schönen Johanna, welche mit ihren Aeltern gegenüber an der zweiten Tafel sich niedergelassen hatte, einen Blick abzuwenden. Damit wäre er zu Stande gekommen, nur mit seinen Händen nicht; in dieser Verlegenheit hatte, ihm unbewußt, die Linke die Taschenuhr herausgenommen, die Rechte aber mit dem Uhrschlüssel sie so ungeschickt aufgezogen, daß die Kette zersprungen war, wie er freilich erst am andern Morgen bemerkte. Der dienstfertige Wirth hatte unterdessen der rittmeisterlichen Herrschaft das Frühstück servirt. So appetitlich, wie Fräulein Johanna, hatte Rotham noch keine Person ein gebackenes Huhn essen sehen, so wie sie verstand ja kein Mensch mehr, Messer und Gabel zu handhaben. Sie war aber auch mehr als sonst reizend, ja verführerisch; denn der Schalk hatte nur zu bald bemerkt, welchen Eindruck ihr Figürchen auf den Fremden gemacht hatte. Wie wußte sie doch so anmuthig ihrem Vater das Kelchglas vollzuschenken; der Schnee ihrer Händchen wetteiferte mit der weißglänzenden Tischwäsche, es war, als wenn sich blühende Apfelbaumzweige zum alten Schnurrbart hinüberneigten; und wie blitzten bei ihrem anmuthigen Lächeln die Zähnchen aus dem Rosenkelche ihrer Lippen vor; — und wenn sie nun gar den schlanken Nakken wendete, daß der Puder von den Locken ein wenig aufstäubte, und beide Grübchen in den Wangen sich tiefer bohrten, hätte Rotham völlig Schiffbruch gelitten, wenn er nicht zuvor schon beide Hände in den Rocktaschen untergebracht und sich an sich selbst, wie um einen Mast geklammert gehabt hätte.

Auch der Rittmeister hatte endlich die Blicke des Fremden bemerkt; er stieß den Stumpf fester in das Loch auf der Diele, welches er allmälig im Laufe der Jahre hier gebohrt hatte, und fragte den Wirth, welcher die Teller

wechseln ließ und eine Tafel Pfeffernüsse in einem Dessertkörbchen auf den Tisch stellte, mit unwilliger Neugierde: „wer ist denn der Feuerwerker dort, welcher uns bombardirt?“ — „Euer Gnaden zu dienen“, versetzte der Wirth, „ein steinreicher Engländer aus Neuyork, Sir Arthur Notham! — das obere und das untere Voigtland schickt an ihn seine Waaren; — er ist reicher als ein Millionair und kann sich wol mit den Fürsten von Greiz, Schleiz und Lobenstein miteinander messen!“ — „He da!“ entgegnete der Rittmeister, „aber wie mit meiner Kaiserin? daß ihn das Höllenelement!“ — „Meinen unterthänigsten Respect!“ antwortete der Wirth und schob die Sammetmütze auf das linke Ohr. „Frag Er einmal“, befahl der Rittmeister, „den Sir Arthur, ob er nicht lieber mit mir ein Glas Tokayer trinken will, statt mich mit seiner Ocularinspection zu incommodiren?“

Der Wirth überbrachte Notham den Auftrag, und von diesem Augenblicke an war dieser, so wunderbar ist die Fügung Gottes, Hausfreund des Rittmeisters.

Der Einladung, die Familie in Leimnitz zu besuchen, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, folgte der erste Besuch, diesem der zweite und endlich knüpfte sich daran eine solche Kette von Besuchen, daß sie an keinem Tage abriß.

Doch trotz dieser Zerstreuungen begann Arthur's sonst so taktfeste Gesundheit, mehr noch sein Gemüth zu leiden. Das Carmoisin seiner Wangen wollte mit ihnen selbst hinwegschmelzen, und von dem anmuthigen Doppelkinn, welches wie ein detachirtes Fort eine Belagerung herauszufodern geschienen und ihm so wohl gelassen hatte, war kaum noch eine Spur vorhanden. Nur seine großen, himmelblauen Augen hatten einen gewissen sentimentalen Blick erhalten. Mochte an diesem krankhaften Zustande das euro-

päische Klima, oder die veränderte Diät in Gera schuld sein, er war nicht mehr der Mann, der hierher gekommen.

Hätte man geglaubt, daß er in Johanna verliebt, unglücklich verliebt gewesen wäre, so würde man doch daran zweifelhaft geworden sein, wenn man seine Selbstgespräche mit angehört hätte. Die mildeste Benennung, mit welcher er sie belegte, war immer noch: blutjunges Ding! — Freilich hieß sie, wenn er mit ihr sprach, dafür ein Mal um das andere: Lady! — was ihr besonders wohl gefiel.

Plötzlich aber nannte er sie bei sich heimlich — auszusprechen ist der Frevel nicht, doch leicht niederzuschreiben — eine ausgesuchte Närrin! — Sie hatte ihm das Haus verboten, wenn er nicht in einer Perücke und einem rothdamastenen Fracke, wie er damals Mode war, das nächste Mal erscheinen würde. Vierundzwanzig Stunden lang trotzte er dem Verhängniß, da ließ er den Schneider und Friseur kommen. — Tags darauf galt es die Frage zu beantworten, wer der ausgesuchteste Narr war, er oder sie? Als Arthur mit der riesenhaftesten Perücke, welche in Gera aufzutreiben war, und in dem rothdamastenen Fracke hinauskam, wollte sich Johanna fast todtlachen. Sie sank vor ihm muthwillig auf die Knie und bat ihn um ein Andenken. Mit tausend Freuden sagte er zu, er mußte sein Ehrenwort darauf geben, ihr den Wunsch zu erfüllen. Mit der heiligsten Betheurung legte er die Hand auf sein Herz und sagte: „was Sie wollen, Lady Johanna!" — „So gib mir deine abscheuliche Perücke", rief sie, „damit du wieder einem Menschen ähnlich wirst." Er riß sie vom Kopfe und sie flog damit zur Thüre hinaus. Eine Weile darauf kam seine große Dogge, mit der prächtigen Haarwolke geschmückt, in das Zimmer.

Notham war beleidigt; sein empörter Männerstolz ließ ihn den Besuch abbrechen und zurück nach Gera eilen.

„John, es wird eingepackt, morgen früh abgereist!“ rief er dem Diener zu; dieser ging unverdrossen an das Werk. Heute hieß Johanna eine kleine Hexe. Damit machte er freilich jede Unbill, die ihm widerfahren war, quitt; er brachte sich um das tragische Mitleid, welches ihm hier vielleicht zu Theil geworden wäre.

Aber auch im Hause des Rittmeisters war heute kein gutes Wetter. Die Frau Rittmeisterin hatte sich ein Herz gefaßt und ihn gefragt: was denn aus den Besuchen des fremden Herrn oder den Unarten ihrer Johanna herauskommen solle? — „Will's Gott, eine Heirath!“ antwortete der Rittmeister. „Ihr wollt doch nicht“, versetzte die Rittmeisterin, „das Mädchen da weithinaus weggeben, daß man sie lebenslang nicht mehr wiedersieht“? und wie viele Meilen sind denn von hier nach Amerika? — Ueber Leipzig liegt es doch ganz bestimmt hinaus!“

Aber wenn sich die beiden Leute nun lieb haben? versetzte der Rittmeister, he, wie dann? Was sich neckt, liebt sich! Er ist ein Mann von Stande, von seinem Urgroßvater her ist er ein englischer Baron.

Baron hin, Baron her! rief Frau Maria Theresia, ich frage nur, wie viele Meilen nach Amerika sind?

Es werden wol über einige zwanzig sein! versetzte kleinlaut der Rittmeister; aber Sir Notham ist eine reiche, sehr reiche Partie; und dann wißt Ihr ja, meine Gnädige, daß Fräulein Johanna auch einen Willen hat.

Freilich, versetzte Frau Maria Theresia, doch sprecht mit ihr darüber, aber wie ein Mann! Ich habe mich heute über ihre Aufführung geschämt, ja, in das Herz hinein!

Dieser Auftrag war für den Rittmeister eine große Aufgabe. Er sah es freilich ein, daß er ein ernstes

Wort mit seinem unartigen Mädchen reden mußte, aber es fiel ihm sehr schwer, denn Johanna ertrug keinen Widerspruch.

Um seinen alten Muth beisammen zu haben, zog er seine östreichische Offizieruniform an und stülpte sich den Dreimaster auf den Kopf. Jetzt stampfte er dreimal mit dem hölzernen Beine auf die Diele, womit er Johanna gewöhnlich aus der untern Stube zu sich nach der obern rief. Wie ein Wirbelwind war sie da.

Was befiehlt mein gestrenger Herr Papa? fragte Fräulein Johanna und küßte ihm die Hand.

Man hat mit Ihr zu sprechen, Fräulein Tochter! Sie ist — hm! hm!

Was? mein Herr Papa?

Sie ist heute wirklich unartig zu Sir Notham gewesen, ja beinahe ungezogen; Sie hat meiner Education keine Ehre gemacht.

Nein, lieber Papa!

Sir Notham ist ein Ehrenmann und soll als solcher behandelt werden.

Was habe ich ihm denn gethan?

Was hat Sie denn mit seiner Perücke vorgenommen?

Pfui über das garstige Ding! Ich habe sie seiner Dogge aufgebunden; der Hund sah zum Todtlachen aus.

Sieht Sie denn nicht ein, daß Sie den edeln Herrn fortwährend kränkt und beleidigt? —

Nein, mon cher papa!

Warum nicht? — Sie stellt sich dümmer, als Sie ist! Ach, liebes Kind, komm Sie mir anders, ich bitte sehr! will Sie mit mir ihren Spaß haben? weiß Sie, daß ich kaiserlicher Offizier bin? — weiß Sie, wie man sich zu benehmen hat? —

Der Rittmeister war im Gesichte vor Zorn blutroth geworden, seine schwarzen Augenbrauen, welche seltsam von dem weißen Schnurrbart abstachen, zogen sich bei der Nasenwurzel zusammen, als gälte es, in den Feind einzuhauen. Johanna konnte den Zorn ihres Vaters, welchen sie hier zuerst auf sich hereinbrechen sah, nicht ertragen, sie fiel ihm um den Hals und rief: Papa, nur wieder gut sein! — ich will ja Alles thun, was Sie wollen! Ich will nicht mehr lachen und immer ernst aussehen! — Ja, ich fühle es selbst, daß ich ein unerträgliches Geschöpf bin, daß ich allen Leuten zuwider sein muß! — Auch mein Papa verstößt mich jetzt und nun will ich ganz verzweifeln!

Der Rittmeister merkte nicht, daß sein Goldkind erst jetzt recht unartig war; es stürzten ihm vielmehr selbst die Thränen aus den Augen, indem er sagte: Sprich nur nicht so, Jeannette! wir haben dich ja Alle lieb, ja recht sehr lieb! — Gräme dich darüber nicht! — aber sage mir einmal recht ernsthaft: wie gefällt dir Sir Arthur Rotham? Wenn er dir nicht gefällt, denn er sieht es bei uns auf eine Mariage mit dir ab, so wollen wir mit ihm den Verkehr abbrechen! —

Warum denn, Papa? fragte mit schalkhaftem Lächeln Johanna; du meinst ja selbst, daß er ein Mann für mich wäre. Freilich ist er nicht allzujung, aber doch nicht mehr so dick als früher! Ich hatte meine Lust daran, ihn ein bischen abzuärgern, da er doch dadurch nur schlanker und hübscher und für das Frauenzimmer umgänglicher wird. Nun habe ich gar nichts mehr gegen ihn, vielmehr freue ich mich jedesmal darauf, wenn er herüberkommt und mir immer eine kleine Aufmerksamkeit beweist.

Und wenn er, fragte der Rittmeister, ernstlich um dich anhalten sollte?

Wenn er hier bei uns künftig für immer bleiben will, versetzte mit niedergeschlagenen Augen Johanna, so will ich Alles thun, um der Ordre meines Herrn Papa zu folgen!

Du liebes Herzenskind! rief der Rittmeister, komm' an mein Herz, ja du bist die frömmste und beste, auch die klügste Tochter, die es gibt, von hier bis nach Hispania hinein! — soweit ich gekommen bin.

Er rief jetzt die Frau Rittmeisterin herein und theilte ihr den Inhalt seiner Unterredung mit; die gute Frau war mit Allem einverstanden.

Als am andern Morgen der Wagen Notham's mit den Extrapostpferden vor dem deutschen Hause hielt und er nur noch einige Zeilen zum Abschiede an den Rittmeister von Thossenfeld schreiben wollte, jedoch damit, trotz der fünften Cigarre, welche er angebrannt hatte, nicht zu Stande kommen konnte, erhielt er selbst ein Billet aus Leimnitz, das allererste von der kleinen Hexe. Er erbrach es, aber die Buchstaben flimmerten vor seinen Augen. Endlich las er:

Mon cher ami!

Papa und Mama schicken Ihnen einen Gruß und ich ein Kußhändchen mit einem unterthänigen Knix und der Bitte um barmherzige Verzeihung wegen der häßlichen Perücke, welche sich nun zwischen uns wie ein Truthahn aufplustert und uns auseinander jagen möchte. Den Spaß müssen wir ihr von Grund aus verderben, wenn Eure amerikanische Gnaden mir beistehen wollen. Heute Abend kommt der Cantor aus Gera mit seinen Töchtern zu uns und wir wollen das kleine Lied singen, das Ihnen gefällt, weil

ich es gemacht habe, wie Sie mich dessen versicherten. Ich werde mir auch Mühe geben, nach Ihrem Recepte eine Bowle Punsch zu verfertigen. Was soll nun ein armes Mädchen mehr thun, um einen brummigen Hausfreund wieder gut zu machen? Wissen Sie noch was, so bitte ich um gnädige Buße.

Jeannette.

Wer kann der possirlichen Person gram sein? sprach Notham bei sich und rief dann laut: „Es wird abgespannt und abgepackt, John, hörst du, John!" — „Hab' es gedacht!" brummte John und schritt gravitätisch hinunter zum Wagen. Notham aber ging ungeachtet des schönen Frühlingstages, welcher mit Duft und Farbe über dem Elsterthale lag, bis spät Nachmittags in der Stube herum; denn er war daran, einen ernsten Entschluß zu fassen. Jetzt kleidete er sich an, einfach, aber kostbar, wie er gewohnt war. Dann nahm er ein Etui aus dem Schranke, in welchem sich ein kostbarer Juwelenschmuck befand. Er hatte ihn in Leipzig gekauft, ohne eigentlich zu wissen, warum? Vielleicht dachte er dabei an eine andere Speculation als an die, welche er jetzt damit machen wollte. Er bestand aus Halsband und Ohrgehängen von großen, prächtigen Diamanten vom reinsten Wasser. Mit einem Seufzer, welcher halb den Dukaten, die der Schmuck gekostet hatte, halb der schönen Johanna angehörte, schob er das Etui in die Tasche, setzte den Hut auf den wohlfrisirten Kopf, nahm das hohe Bambusrohr zur Hand, stellte sich noch einmal vor den Spiegel, um seine Zufriedenheit mit sich selbst zu bezeigen, und schritt dann gravitätisch hinaus auf die Straße.

Die Sonne war eben im Untergehen und die Nachti-

gallen begannen in den Büschen umher zu schlagen. Notham bemerkte von Allem Nichts, denn seine Gedanken sangen und klangen durcheinander so betäubend, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Auch hatte er keine Aufmerksamkeit auf die schlimmen Zeichen oder kleinen Unfälle, welche ihm auf dem Wege nach Leimnitz begegneten. Dreimal fiel ihm das Bambusrohr aus der Hand, er hob es auf und ging weiter; — er wurde selbst nicht zurückgeschreckt, als ein langarmiger Birnbaum bei seinem Eintritte in das Dorf über einen Gartenzaun herüberlangte und ihm den Hut vom Kopfe herunterschlug. Er hob ihn auf, stäubte ihn ab, behielt ihn jedoch in der Hand und ging weiter. Vergeblich warnte ihn ein losgeketteter Hofhund, welcher ihn so lange bellend umkreiste, bis ihn ein geschickter Hieb mit dem Bambusrohr von seiner Prophetengabe hergestellt hatte.

Die Verliebten haben wunderliche Launen; es war ihm, als er an das Gehöfte des Rittmeisters kam, unmöglich, den geraden Weg hineinzugehen; — er war in Deutschland Romantiker geworden, ehe vor ihm einer noch genannt worden war. Es gefiel ihm, um das Gehöfte hinum und durch den daran stoßenden Obstgarten zu gehen.

Die Verliebten theilen oft wunderliche Sympathien; als wenn Johanna von diesem romantischen Anfluge ihres Anbeters gewußt hätte, war sie in den Garten hinausgeschlichen und hatte sich auf die Rasenbank gesetzt, um den Staaren zuzuhören, welche über ihr das Abendlied pfiffen, oder, um die Grashalme vor ihren Füßen zu zählen.

Die Verliebten machen oft eigene Erfahrungen, welche andere Menschen nicht erleben. Noch ehe Notham durch die kleine Pforte trat, welche in den Obstgarten führte,

blieb er davor stehen und Thränen traten in seine Augen. Er suchte sich zu fassen, er hatte aber nicht das geringste absolute Bewußtsein mehr; die Thränen nahmen ihren Weg.

So erging es zugleich Johanna; auch sie weinte still für sich hin; denn an diesem süßen Frühlingsabende schwoll auch ihr Herz vor Sehnsucht, wie eine Blumenknospe auf, daß es nur eines linden Hauches bedurfte, um es aufblühen zu lassen.

An Gelegenheit, welche bei der ersten Liebe Alles ist, sollte es nicht fehlen. Ihr unbemerkt stand schon eine Weile Notham vor ihr; jetzt sank er, von ihrer wunderbaren Schönheit überwältigt, auf das Knie, wie ein Füsilier im ersten Gliede beim Feuern, und flüsterte: Johanna! — Mehr hätte er nicht sagen können, und wenn es auf Schuldig oder Nichtschuldig vor einer Jury angekommen wäre.

Johanna wußte kein Wort zu entgegnen; sie hatte beide Hände auf seine Schultern gelegt und blickte in seine Augen, als wollte sie in seiner Seele lesen. Nun hob es ihm von selbst seinen Arm um ihren Nacken und ein Kuß vereinigte Herz und Herz.

Da trieb ein böser Dämon den armen Notham, in diesem Augenblicke Johanna's Herz und sein Glück zugleich zu vergiften. Er drückte ihr das Etui in die Hand und bat es zu öffnen.

Die Thräne, welche sich aus Johanna's Auge drängen wollte, wurde von der Neugierde aufgesogen; als ihr aber die Diamanten in vielfarbigen Blitzen in die Seele funkelten, begann schon das Herzblatt ihrer Liebe zu welken.

Sie konnte sich nicht satt sehen an den köstlichen Stei-

nen, fast wie zum Habdank rief sie: „o du prächtiger Notham, komm doch herein zum Vater und zur Mutter!" — Notham war entzückt; Arm in Arm traten Beide in die Wohnstube, wo der Rittmeister und seine Frau die Gäste erwarteten.

Mädchen! Mädchen! rief der Rittmeister und schwang lachend seinen Krückenstock, was bist du für ein absonderliches Wesen! — Da seht Ihr es selbst, Sir Arthur, ihr kann man nicht böse sein!

Vater! Mutter! sagte verlegen Notham, dürfen wir um Euern Segen bitten?

Ei! ei! versetzte die Mutter, ist das eine Art für ein adeliges Fräulein, sich ohne Vorwissen der Aeltern zu versagen? —

Still doch! versetzte der Rittmeister, Sir Arthur hat mein Jawort unter der Bedingung, daß er sich hier bei uns ansässig macht, denn Johanna ist unser einziges Kind. So ein hübsches Rittergütchen in der Nähe findet sich schon, wo Ihr Euer Nest bauen könnt.

Arthur thut es um mich! rief Johanna, er hat es mir schon versprochen, nicht wahr, du hältst dein Wort?

Notham war bei diesen Worten bleich geworden, er dachte an sein Handelshaus, seine Geschäfte und an Neuyork; er konnte, er wollte das Alles nicht aufgeben, und doch wollte und konnte er nicht nein sagen; fast vergingen ihm seine Sinne.

Er war aber zweierlei, einmal ein speculativer Amerikaner, und ein Handelsherr zugleich; beides reichte hin, um eine halbe Nothlüge zu sagen und dabei einen halben Vorsatz zu fassen, welcher sie und ihn mit der Liebe ausgleichen sollte.

Allerdings, sagte er, habe ich den Entschluß gefaßt, mich hier in oder bei Gera niederzulassen; es versteht sich jedoch wol von selbst, daß ich erst in Neuyork mein Vermögen aus dem Handel ziehen und baar machen muß. Dazu gebrauche ich einige Zeit, welche ich sehr abkürzen kann, wenn mir dabei meine Hausfrau das Hauswesen in Ordnung bringen hilft.

Arthur! mein Arthur! rief Johanna und lag an seinem Herzen; — ein Jahr lang will ich mit hinüberziehen, dann führst du mich wieder hierher zurück, dann bleiben wir immer hier! Du versprichst es mir?

Mann und Wort! rief Rotham.

Alles in der Ordnung! meinte der Rittmeister; nächsten Sonntag ist das erste Aufgebot; und nun, Johanna, mache dich schmuck, unterdessen soll Arthur deine Mutter trösten, welche sich ja die Seele ausweint.

Johanna eilte in ihre Stube und kleidete sich an; ihr standen prächtige Kleider; sie wußte es und hatte natürlichen Geschmack. Als sie den blitzenden Schmuck angethan hatte und vor dem Spiegel stand, wurde es ihr klar, warum sich der fremde, vornehme Herr so viele Mühe um sie gegeben hatte. Sie stieg bei sich ungemein im Preise. Die kindliche Unbefangenheit und kindische Laune wischte sie jetzt aus ihrem Gemüthe hinweg, wie Staub von Schmetterlingsflügeln.

Unterdessen hatte Rotham seine künftige Schwiegermutter zu erheitern gesucht. Er hatte ihr eine Fahrt über das Meer wie eine Gondelfahrt in der Elster zu schildern gewußt. Beinahe hatte sie selbst Lust bekommen, ihre Tochter nach Neuyork zu begleiten, nur der Gedanke an ihren guten Rittmeister, welcher bei seiner von Kriegsstrapazen zerrütteten Gesundheit der Pflege zu sehr bedurfte, konnte

sie zurückhalten. Doch mußte ihr Notham mit Herz und Mund versprechen, wenigstens zum nächsten Frühjahr wieder in Gera einzuziehen.

Allmälig fanden sich auch die Gäste ein, der Pfarrer und Cantor mit ihren Familien, der Förster des Fürsten und der Schösser mit seinen fünf alternden Töchtern.

Johanna aber, das juwelenflammende Mädchen, stand oben noch immer vor dem Spiegel, ein seltsam gespanntes Lächeln um ihren Mund und einen wunderlichen starren Blick in ihren Augen.

Notham eilte hinauf, um sie zu rufen; sie trat ihm unter der Thüre mit der Lampe entgegen; — er schrak ein wenig zurück, so groß, stolz und schön stand sie vor ihm. Er fühlte sich von seiner Wahl geschmeichelt.

Als er mit ihr hinunter zur Gesellschaft trat, machte Johanna Allen denselben Eindruck. Sie benahm sich so würdig wie eine Fürstin; ihre Freundinnen vergingen vor Bewunderung und Neid.

Sie hatte plötzlich den Takt gefunden, sich als liebenswürdige Wirthin zu benehmen, ohne ihrer Erscheinung das Geringste zu vergeben.

Selbst gegen ihren Verlobten war sie gütig und streng zugleich, fast herablassend. Ihr Vater, welcher die große Welt kennen gelernt hatte, unterdrückte kaum seine Bewunderung. Nur ihre Mutter fand sich zu ihr fremd gestimmt.

Als Notham, mit einem ihm gegönnten Handkuß und der Schwarm der Gäste Abschied genommen, auch Johanna sich in ihre Stube zurückgezogen hatte, fragte der Rittmeister, während er die Schlafmütze über die Ohren herunterzog, seine Maria Theresia: Hm, wie hat dir heute unsere Johanna gefallen? Weiß sie nicht eine Dame zu spielen? Heh! —

Es wird schon so sein! entgegnete die einfache Frau.

Nach dieser Unterredung gingen Beide schlafen. Notham aber lag drüben in Gera im deutschen Hause am Marktplatz fast die ganze Nacht durch am offenen Fenster und schaute dem deutschen Vollmond, dem uralten Träumer, in das Gesicht.

Ich sollte meinen, sagte er zum zwanzigsten Male, daß ich heute ein gutes Geschäft gemacht hätte! und rieb sich dabei vor Freude die Hände. Mit dem Comptoirzuschließen und Wiederkommen mag es seine Weile haben. Als wenn das so schnell abgethan wäre wie Stiefelausziehen!

Nach Mitternacht begab auch er endlich sich zur Ruhe und schlief bis tief in den nächsten Tag hinein. Als er aufstand, war es ihm, als hätte er ganz und gar die alte Selbstzufriedenheit, nur in schönerer Form wiedergefunden. Auch das Frühstück, welches John gebracht hatte, schmeckte ihm wieder und fast besser als früher. Mit einem Worte, Notham fand sich wieder in seinem alten Dasein zurecht; er zweifelte auch keinen Augenblick daran, daß er seine schöne Verlobte ebenso darin glücklich unterbringen werde.

Ja, ja, gu'er John! sagte er lächelnd zu seinem Diener, über acht oder vierzehn Tage reisen wir ab.

John hätte vor Schrecken beinahe die Teller, welche er abräumte, aus der Hand fallen lassen; denn aus dem frischen Ton der Worte seines Herrn errieth er den baaren, wirklichen Ernst derselben.

Aber wir werden eine Reisegefährtin haben, fuhr Notham fort; rathe einmal!

John sperrte die Augen auf und hörte, was weiter kommen würde.

Ich will mich verheirathen!

Euer Vater hat das auch so gehalten.

Aber wen?

Hm?

Du wirst es wol erfahren!

Freilich!

Mit dieser Auskunft konnte John das Weitere sich denken, zumal er so gut wie Einer um die Ursache der Wallfahrten seines Herrn nach Leimnitz wußte und seit diesem Zwiegespräch mit seinem Herrn als Brieftäuberich des Tages zwei-, auch dreimal hinüber und herüber eilen mußte.

Wie der Rittmeister zugesagt hatte, so fand das erste Aufgebot nächsten Sonntag statt. Notham hatte der Familie mitgetheilt, daß er gleich nach der Trauung mit seiner Braut abreisen würde. Er hatte mit einer Einsicht, welche einem erfahrenen Familienvater Ehre gemacht hätte, alle Gegenstände des einfachsten Bedürfnisses, worin die Ausstattung seiner Braut bestehen dürfe, mit ihr besprochen und der Ordnung nach aufgeschrieben. Nur in der Leibwäsche wollte er sie nicht beschränken, weil er selbst darin den Ueberfluß liebte.

Während seine Braut alle Nähterinnen der Stadt in Thätigkeit setzte und selbst das feine Bräutigamshemde nach altem Gebrauche nähte, dabei aber am wenigsten Zeit für den Austausch der Gefühle mit ihm hatte, eilte er selbst auf zwei Tage nach Leipzig und kaufte dort einen geräumigen Familienwagen zur Reise und die Trauringe ein. Beide Ringe waren sich gleich, jeder stellte das Symbol der Ewigkeit in einer zusammengeringelten Schlange vor, deren Köpfchen ein Rubin bildete. In den einen Reif ließ er „Arthur", und in den andern „Johanna" graviren. Es gelang ihm auch, einen besonders herrlichen Seidenstoff zu dem Brautkleide und einen feinen

brüsseler Schleier aufzutreiben. Dabei vergaß er nicht ein Reisenecessaire für sich und seine Braut. Er hatte auch Geschenke für seine Schwiegerältern ausgewählt, für den Rittmeister eine große emaillirte Spieldose zum Schnupftaback, welche bei jedesmaliger Oeffnung den Choral: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ spielte, und für die Frau Rittmeisterin ein Nürnberger Spinnrädchen von der schönsten, zierlichsten Schnörkelarbeit, übermäßig mit Silber und Perlmutter verziert. So hatte er in der möglichst kurzen Zeit Dieses und sonst Alles, was die Schwiegerältern und die Braut erfreuen und was die Reise bequem machen konnte, bedacht und besorgt. Im schwerbepackten, neuen Wagen kehrte er nach Gera zurück.

Dort erwarteten ihn in der letzten Woche seines Brautstandes neue Geschäfte, welchen er sich auf Bitten seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegerältern nicht entziehen konnte; denn es verstand sich von selbst, daß das Brautpaar bei den adeligen Familien auf den umliegenden Schlössern und den Honoratioren der Stadt ihren Abschiedsbesuch machen und sich recensiren lassen mußten.

So war der Sonntag herangerückt, Notham stand mit seiner Braut vor dem Altare und auf der Agende in der Hand des Pfarrers lagen die Trauringe. Er steckte ihr den Arthurring und sie ihm den Johannaring an, und Beide sanken einander an die Brust.

Vor der Kirche hielt der Reisewagen.

Als sie heraustraten, stand John mit den Mänteln und Reisemützen an der Thüre. Arthur schlug den einen um seine Braut, hüllte sich in den andern, streckte seinen nachtretenden Schwiegerältern die Hände entgegen und rief: Verzeiht, daß ich den herben Abschied kürze! Ade, Schwiegervater! ade, Schwiegermutter! — Johanna, nimm Urlaub!

Vater und Mutter standen wie erstarrt vor dem Gedanken der so schnellen Trennung; daß sie so nahe, so entsetzlich sei, hatten sie doch nicht recht sich vorgestellt, obschon sie damit einverstanden, oder dazu von Rotham überredet worden waren.

Johanna lag, in Schmerz aufgelöst, in den Armen ihrer Mutter; Rotham gab dem Postillon einen Wink, dieser hob das Horn und schmetterte eine lustige Melodie in den glänzenden Tag hinaus. Johanna wandte sich, ihr Vater hielt ihre Hand gefaßt, mit einem Aufschrei stürzte sie an seine Brust; denn nun ward ihr Alles klar, sie liebte nur ihn vor Allen und Niemand sie so wie er!

Mit zarter Gewalt hob Rotham die Halbentseelte aus den Armen ihres Vaters in den Wagen, er sprang zu ihr hinein, die Kutschenthüre flog zu, John hinauf in das Cabriolet und wie im Sturmwind der Wagen mit seiner Beute von hinnen.

Der gute alte Rittmeister hatte mit seiner Tochter die Blume seines Lebens verloren. Er war bis zum Tode verstimmt. Er ging auch nicht mehr täglich in die Stadt und zu dem Wirthe in das deutsche Haus, um dort seinen Stelzfuß in das Loch, welches er getreten hatte, tiefer hineinzubohren und eine Flasche Tockayer auszustechen, zumal auch seine Maria Theresia seit dem jähen Abschied kränkelte. Vielleicht wäre er gar nicht mehr in die Stadt gekommen, wenn er nicht wenigstens zweimal wöchentlich auf der Post nach Briefen von seiner Tochter gefragt hätte, obschon er wußte, daß keiner dort liegen blieb, denn er belohnte den

Briefträger jedesmal mit einem Zwanzigkreuzer außer dem Porto dafür. Den ersten Brief erhielt er aus England, wo sich Rotham nach Amerika eingeschifft hatte, Johanna schrieb vergnügt, sie mußte sich ganz glücklich fühlen. Im Herbste darauf kam ein zweiter aus Neuyork, in welchem sie sich über die dortigen Menschen, Sitten und Gebräuche lustig machte. „Sie laufen Alle herum wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden sind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.“ So schrieb sie; — unter Andern erwähnte sie auch Rotham mit den kurzen Worten: ich bin sein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und mit dem er sich Spaßes halber unterhält, wenn er aus seinem Comptoire abgestanden hereinkommt! — Er läßt sich kratzen und beißen, ich bleibe doch immer sein Joli! Dreimal hatte sie denselben Satz geschrieben: „Im nächsten Frühjahr kommen wir wieder zu Ihnen, mein herzlieber Papa und meine gute Frau Mama! — denn was Rotham verspricht, das hält er.“ Auch schilderte sie mit der prächtigsten Laune von der Welt eine Gesellschaft von Sägeböcken und Haubenstöcken, welche sie bei sich gesehen hätte. „Ich habe dir eine Langeweile, die noch über das französische ennui hinausgeht. Wenn nicht das Bissel Musik wäre, stürb' ich daran.“

Einige Tage später hatte sie den Brief fortgesetzt. Sie beschrieb darin einen Schaukelstuhl, welchen ihr Rotham angeschafft habe und worin sie sich den ganzen Tag wiege wie ein Kind; — „denn denken Sie nur, Papa, die Qual! ich darf gar nichts arbeiten als nähen, mit der Nähnadel soll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; essen kann ich, soviel ich will, und davon werde ich Hamsterbacken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein Mann ist so ein bischen Hamster mit; was der knurrig

sein kann im Hause umher! doch zu mir ist er immer freundlich, wie Hirsemus mit zerlassener Butter und Pfefferkuchen darauf. Wer doch die Mannsleute auskennen lernte! Wenn ich ihn nur draußen in Gera habe, da muß er mir wieder ein Mensch werden. Jetzt will er mich fromm machen, gestern hat er mich die Psalmen lesen lassen, heute kommt das hohe Lied Salomonis dran. — Hab' ich dir schon gesagt, daß ich dem alten Cantor in Gera für die Arien, welche er mich singen gelehrt, noch im Grabe danken werde? Kauf' ihm doch feines, schwarzes Tuch zu einem Rock und Sammet zu einer Weste, bring es ihm selbst und grüß ihn schönstens von mir. Die Arie, die wir zusammen gesungen, und wovon wir nur den ersten Vers auftreiben konnten, will ich weiter machen, daß ich Platz darin habe. Da mag Alles drinnen sein, was mich zu Ihnen zieht, außer Sie und Mama; denn ich muß zu viel weinen, denke ich an meine Aeltern, und da ist es mit der Reimerei ganz vorbei. Wenn ich doch mein Reimbüchelchen da hätte! es muß in meinem Puppenschranke bei den Noten liegen. Schick mir doch Alles herüber!"

Das war das Wesentlichste, was in diesem Briefe stand. Der alte Rittmeister las ihn so oft vor, bis er ihn auswendig wußte. Er bestellte auch gewissenhaft den Auftrag bei dem Cantor. So schwer ihm das Schreiben wurde, doch saß er täglich in seinem Lederpolster am Pulte und berichtete getreulich seinem lieben Kinde über das Weltmeer hinüber von den wichtigen Vorfällen im Reußischen Voigtlande. Er vergaß selbst dabei nicht, daß ihre Lieblingshenne, die schwarze mit der weißen Mütze, der Fuchs geholt habe; nur von der Krankheit ihrer Mutter, welche täglich bedenklicher wurde, schrieb er Nichts, um Johanna nicht zu betrüben.

Im März bekam er wieder Nachricht, aber eine so sonderbare, daß er einmal über das andere den Kopf schüttelte. Sie schrieb:

„Grüß Sie Gott, Herr Vater und Frau Mutter! Da schicke ich für Sie und den Cantor das Lied, das Alles sagt, was ich freilich länger und breiter schreiben könnte; denn ich gehe nun Notham mit Thränen Tag und Nacht an, mich in meine Heimat zu bringen, wie er versprochen hat. Es müßte keinen Gott mehr im Himmel und kein redliches Herz auf Erden geben, wenn er sein Wort brechen sollte. Das Kind, das sich unter meinem Herzen regt, soll, so Gott will, kein amerikanischer Hamster werden. Es ist, als wenn tausend Hände hinter den Tannenwäldern herüber über das Meer aus den Wolken heruntergriffen und mich in die Heimat zurückzögen. Nun da hast du mein Lied und mein Leid! Es geht nach der Melodie des Cantors, ein Vers wie der andere! —

Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und roth die Moose blüh'n;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo in's Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch herein,
Spielen heimlich die Forellen
In der Erlen grünem Schein;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Herde
In der kurzen Tagesschicht,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Heerde zieh't,
Wo mich alle Felsen kennen,
Drüber hin die Wolke flieh't;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Wo so hell die Glocken schallen
Sonntagsfrüh in's Land hinaus,
Alle zu der Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß;
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Hält mich doch in fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick!
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne!

Aber ich will mit dem Geschicke schon fertig werden, ehe noch dem armen Vogel die Flügel ganz lahm geworden sind, daß er nicht mehr den Weg durch die Luft zu seinem Neste machen kann.

Jeannette."

Dies war der letzte Brief, welchen der gute, alte Rittmeister von seiner Tochter lesen sollte. Als er ihn seiner kranken Marie Theresia vorgelesen hatte und sie Nichts darauf sagte, leuchtete er mit der Lampe in das Bett. Sie lag darin mit gefalteten Händen und einem seltsam verklärten Gesichte. Sie war eingeschlafen, um hier nicht wieder aufzuwachen. Der Rittmeister fuhr ihr mit der flachen Hand über das Gesicht; es war marmorkalt. Er warf sich lautlos über sie; — und lag so eine Stunde lang fast sinnlos, dann sammelte er sich zum Gebete, welches endlich zu vernehmbaren Worten ward:

„Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein alter zerschossener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnade, welche du ihm in Standquartier und Campagne geschenkt hast. Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu verschiedenen Malen zu beweisen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht gethan, du aber hast mir das Alles, ja selbst die Sünde meiner Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebensglück mit der seligen Maria Theresia so recht grundgut an den Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk geworden wäre, mir das Bein wegschießen lassen und mich armen Krüppel hieher nach Leimnitz commandirt, um Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorberen mit gloire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein allmächtiger Commandeur, warum hast du mich nun den Meinen als Quartiermeister nicht vorangehen lassen? Bedenke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei dir mein bischen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug sein mag, wie denn auch dem Hauptmann von Capernaum nur sein Glaube half, so wirst du es wol auch jetzt mit dem Rittmeister von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich habe wol noch in meinem alten Mantelsack ein Paketchen alter Sünden, die du mit bestem Willen mir nicht ganz vergeben

kannst, es müßte denn eine so gute, reine Seele wie meine selige Maria Theresia mir hinter dem göttlichen Kriegsrecht kaiserlichen Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine Maria Theresia, und bitte nur das Eine, daß der alte Rittmeister von Leimnitz bei dir sein darf; denn du hast doch deine Stätte im Paradies. Kannst du für mich bei Petrus, der am besten weiß, wie es kommt, daß man darein haut, ein Uebriges thun, so laß mich im Leben nur noch einmal unsere Johanna sehen! — Und hilft das Alles nicht, so mag mich mein Herrgott lieber ein bischen in die Hölle Ordonnanz reiten lassen, wenn nur das liebe Kind dabei glücklich wird."

Nachdem sich der Rittmeister ausgeweint hatte, pochte er Knechte und Mägde auf und schickte zur Leichenfrau und zu seinen Nachbarn, damit der Eine oder der Andere mit ihm die traurige Nachtwache theile.

So lange die Leiche sich im Hause befand, behielt der alte Rittmeister noch ziemlich seine Fassung, nachdem er aber die drei Hände voll Erde auf ihren Sarg geworfen hatte, überkam ihn eine so namenlose Sehnsucht nach seiner Tochter, daß er von Tag zu Tag einem ruhelosen Schatten immer ähnlicher wurde. Man hörte ihn bei Tage, wie bei Nacht mit seinem hölzernen Beine treppauf, treppab, hinaus vor das Thor und in das Haus stampfen, ohne Jemand Rede zu stehen. Nur zuweilen sagte er, wie im Irrsinn: wir müssen sie holen, ja, ja! — Er war auch nicht im Stande, ihr die Todesnachricht zu melden, sein Freund, der Cantor schrieb für ihn den Trauerbrief.

In der Zwischenzeit war das Verhältniß zwischen Notham und Johanna immer gespannter geworden. Wie er immer mehr den flüchtigen Gedanken der Rückkehr nach Europa aufgab, desto heftiger drängte ihn Johanna, bis er endlich ungeduldig wurde und ihr einmal und für im=

mer erklärte, daß um so weniger daraus werden könne, je mehr ihre hoffnungsreichen Umstände es ihr verböten.

So ungeschickt Notham es auch angefangen hatte, ihr die Zurückkehr in die Heimat auszureden, so wäre die junge Frau doch noch darüber hinausgekommen, wenn nicht gerade zu dieser Zeit der Brief mit der Nachricht von dem Tode ihrer Mutter eingetroffen wäre.

Notham hatte ihr Vertrauen verloren; er war zu sehr mit seinen Handelsangelegenheiten und seinen Speculationen auf Millionen beschäftigt, als daß er sich weiter darum hätte bekümmern sollen.

Johanna aber sendete heimlich an ihren Vater einen Brief ab, welcher später an Notham zurückkam und ihn zu spät einen Blick in das Herz seiner Frau thun ließ. Sie hatte geschrieben:

„Die Botschaft von dem Heimgange meiner Mutter hat mir ein Messer in das Herz gestoßen, der Gedanke aber an Dich es dreimal darin umgewendet und den Notham ganz todtgestochen. Sein Wortbruch hat mich von ihm geschieden, und so bin ich wieder Dein, ganz Dein, Du herzallerliebster Vater! Ich will Dein kummerschweres, graues Haupt in meinen Schoos nehmen und darunter meine Hände legen, daß es warm ruht. Alles ist mir möglich zu ertragen, nur das Eine nicht, Dich allein und hülflos zu wissen in der Welt. Wer soll Dich pflegen bei Deinen Leiden, wenn Dir die vielen Wunden brennen, wer Dich führen, wenn Dein armer hölzerner Fuß strauchelt? Wer soll Dir das Kopfkissen in der Nacht zurechtlegen, wer bei Dir wachen, wenn Dir unwohl ist, wer Dir beim Ankleiden behülflich sein, wer alle die kleinen Dienste vollbringen, an welche Du gewöhnt bist, da die Mutter todt ist und ich mehr als todt hier im fremden Krämerlande.

Gott wird mir verzeihen, wenn ich Rotham in Kummer stürze, er kann, wie ich meine, etwas davon ertragen, denn er ist ein harter, kalter Mann! — Wenn er mich wie ein Kind behandelt, so mag er daran denken, daß ich Dein Kind bin und bei Dir sein will. Vater! Vater! warum hast Du mir damals meinen Willen gelassen, als ich Rotham versprach, ihm hieher zu folgen? —

Heute schreibe ich nicht mehr, doch morgen! —"

Tags darauf, Vormittags.

„Vater! Vater! — Was ist Dir geschehen? — Gewiß bist Du krank, oder es steht Dir noch ein Unglück bevor. Ich habe in der verwichenen Nacht von Dir einen Traum gehabt, es war mehr eine Todesangst! — Mir kam es vor, als wenn ein Schacht von oben herunter aus Europa zu uns nach Amerika ging. Eine lange, lange Leiter lief herab, — aber sie reichte kaum bis über die Mitte herein. Nun sah ich Dich oben hereinsteigen; Du hieltest eine Kirchenkerze in der Hand, rücktest herunter und stiegst behutsam mit dem gesunden und dem hölzernen Fuße von Sprosse zu Sprosse immer tiefer und tiefer bis an das Ende der Leiter; — nun standest Du auf der letzten Sprosse — Du merktest es nicht — jetzt hobst Du wieder den hölzernen Fuß hoch auf, um herunterzutreten, und warst doch noch thurmhoch über mir, ich breitete die Arme aus und schrie vor Schreck auf. Da war ich erwacht und lag in Angstschweiß gebadet."

Nachmittags.

„Heute geht ein Holländer mit seinem Schiffe „Hirundo" ab, und mit ihm der Brief. In den nächsten Tagen will

ich den armen Notham verlassen. Ich habe den Schiffscapitain Simm aus Portsmouth mit Geld gewonnen, sein Schnellsegler lichtet, sobald ich an Bord bin, die Anker — von Portsmouth eile ich zu Dir. Vater! Vater! ich werfe mich Dir um den Hals und weine mich todt. — Du kannst nicht glauben, wie leicht mir ist, da ich daran bin, in die Heimat zu Dir zu kommen. Nun wird es sich zeigen, ob mich Notham lieb hat. Sobald ich bei Dir bin, schreiben wir ihm, — dann wird er schon nachkommen! — bete für Deine

Jeannette."

Tags darauf war sie aus dem Frühstückszimmer in ihre Stube zurückgekehrt. Notham war dort noch geblieben, wie gewöhnlich, in einer Zeitung lesend und eine zweite unter dem Arm. Er hatte sich in sein Reisecostum geworfen, ohne ihr über sein Vorhaben Etwas mitgetheilt zu haben.

Sie hatte sich in ihren Armstuhl an's Fenster gesetzt und spielte in Gedanken mit dem kopfwackelnden Chinesen von Porzellan, ohne daß sie auf ihn Acht hatte.

Wer die schöne junge Frau hier in diesem prächtigen und doch gemüthlichen Zimmer nur auf einen Augenblick gesehen hätte, mußte sie für eine der glücklichsten Frauen halten.

Bis auf den silbernen Griff am Thürschlosse war Nichts vergessen, was bequem oder reizend war. An der Wand zwischen den Fenstern prangte im goldnen Rococorahmen der silberreine Spiegel, welcher die großen Sonnenblumen und Arabesken des Teppichs am Fußboden, die kleinen Blumentische umher, welche in allen Farben blühten und dufteten, und alle die tausend gefälligen Kleinigkeiten auf den Mahagonygestellen in den Ecken, die Alabastervasen,

die ciselirten Silber- und Goldarbeiten, die Paradiesvögelchen, welche an seidenen Fädchen schwebten, und dazwischen seine schöne Herrin abspiegelte.

Johanna wurde jetzt durch Notham's Eintritt in das Zimmer aus ihren Gedanken aufgeschreckt.

Ich verreise auf mehre Tage, nahm er das Wort, in Geschäften nach Philadelphia; kann ich Euch dort Etwas bestellen?

Ihr wißt, Notham, versetzte sie, daß ich nur einen Wunsch hege, den Ihr mir erfüllen könnt, nicht aber in Neuyork, sondern durch unsere Zurückkehr zu unserem Vater, der jetzt so große Rechte auf mich hat, da er allein ist.

Nach dieser Anrede versuchte Johanna noch einmal, Notham zu erweichen. Sie begann alle Saiten seines Herzens anzuschlagen, um ihnen einen Ton der zusagenden Liebe abzugewinnen, aber es prallten alle ihre Worte von ihm ab, wie Hagelkörner von einem Gepanzerten, ohne ihn im Mindesten zu rühren.

Er wiegte sich vor ihr bequem im Schaukelstuhle und blickte mit ruhigen, fast neugierigen Augen sie an. Er hatte sich auf eine solche Scene vorbereitet und die Rede, welche er seiner Frau halten wollte, in Bereitschaft.

Johanna hatte mit feinem Gefühl ihn errathen; sie hielt in beleidigtem Stolze ihre Thränen zurück.

Als sie mit ihren Bitten zu Ende war, lüftete Notham ein wenig sein Halstuch, legte die flachen Hände auf seine Knie und sprach im Tone eines puritanischen Predigers, fast näselnd, um desto würdiger zu erscheinen:

Was Ihr da sagt, läßt sich Alles recht gut anhören, es geht ihm nur ein guter Grund ab. Unterbrecht mich nicht! denn ich muß mich weiter darüber auslassen. Ihr müßt das Land der Träumerei und Phantasterei, ich meine

damit Deutschland und zum Theil auch England, nicht verwechseln mit dem Norden von Amerika; denn hier ist Alles praktisch, wie es sich für Männer schickt. Hier soll, will es Gottes Gnade, erst ein neues Völkerleben begründet werden; es gibt noch Wälder auszuroden, Sümpfe auszutrocknen, Häuser und Städte zu bauen und durch Schiffahrt und Handel alle tausend Fäden mit der alten Welt anzuknüpfen, um mit ihr allmälig in das Gleiche zu kommen. Dazu brauchen wir den klaren Verstand und die thätige Hand. Wir müssen wachen und arbeiten, wie ein junges Volk; ihr drüben schlaft und träumt, wie man es dem Alter gönnen kann. Alte Leute haben mancherlei Grillen und drüben werdet Ihr schon alt geboren. Diese können wir hier nicht gebrauchen; sind sie da, so müssen sie sich mit einflechten, ohne die Arbeit zu stören. Oder ich will mit Euern eignen Worten dieses Verhältriß Euch auseinandersetzen. Ihr habt mir oft geklagt, daß die Menschen hier kein Gemüth hätten. Da müssen wir nun erst zusehen, was hinter diesen Worten steckt? —

Man umfaßt, wie mir es scheint, damit alle niedern Seelenkräfte, welche die Werkzeuge für die höchste Kraft des Menschen, für den Verstand sind, um damit zu arbeiten. Da aber diese Werkzeuge wie die Knechte und Mägde in einem Hause lebendig sind, so fangen diese, wenn sie keinen Befehl auszurichten und keine Aufsicht haben, sehr bald an, sich unnütz zu machen und das Hauswesen zu zerstören. In einem solchen Falle würdet Ihr sein, wenn Ihr nicht meine Frau wär't und ich den Verstand für Euch hätte. Eure Phantasie, welche Ihr nicht im Zaum halten könnt, malt Euch in müßigen Stunden das Leben in der Heimat nur zu reizend vor, daraus entsteht die Sehnsucht darnach; diese will sich gegen meinen Verstand, welcher hier den Oberbefehl hat, mit Macht gel-

tend machen Dagegen kann ich denn freilich nur: nein! sagen! —

Rotham schwieg mit wohlgefälligem Lächeln über die gelungene Rede, Johanna aber gab sich keineswegs gefangen. Indem sie erwog, daß bei den Ansichten Rotham's das Recht der Empfindung kaum zur Anerkennung zu bringen war, griff sie ihn plötzlich auf einer Seite an, wo er es am wenigsten gedacht hätte.

Sie hatte dazu um so eher die nöthige Ruhe gewonnen, als sie den Entschluß zur Abreise, oder vielmehr zur Flucht schon gefaßt hatte, und nur noch Einmal einen Versuch machte, Rotham zur Rückkehr nach Deutschland zu bewegen, um sich später sagen zu können, daß sie vor dem letzten Mittel jedes andere versucht habe.

Mit Eiskälte fragte sie daher obenhin: Also ist Euer Handelswesen nur Verstandessache?

Ganz gewiß!

Und das Gemüth hätte nichts darein zu reden, wenn es später merkt, das es bei einem Vertrage, den Ihr mit einander gemacht habt, beeinträchtigt sei?

Ganz und gar nicht!

Und wenn der Verstand daran noch mehr auszusetzen hätte?

Mann und Wort!

Jetzt richtete sich Johanna mit edlem Zorne hoch empor und sagte mit unterdrückter, gemessener, seelendurchbohrender Stimme:

Mann und Wort, du Wortbrüchiger! Was hast du mir, was meinen Aeltern versprochen, ehe wir zusagten? Mann und Wort, du verständiger Mann! Warum brichst du uns dein Wort, Amerikaner? — Ich will es dir sagen: weil die niedere Leidenschaft, die auch zum Gemüthe gehört, der Eigennutz, der Herr deines Verstandes geworden ist!

Sie faßte ihn bei beiden Schultern und rief: Mann,

besinne dich auf dich selbst, achte dich selbst und in dir dein Weib, das du mit Füßen trittst.

Rotham war vor dieser Wendung der Sache bis in das Innerste seiner Seele erschrocken; die schöne Röthe seiner Wangen hatte sich bis an die Ohren zurückgezogen, seine Nase war kreideweiß geworden, seine Augen hingen an den Spitzen seiner Stiefel, welche sich wie zum Zwiegespräch zu einander bewegten.

Endlich sprang er empor und sagte in tödtlicher Verlegenheit, doch trotzig und beleidigend:

Ich bin hiehergekommen, um auf einige Tage von Euch Abschied zu nehmen, nicht um mit Euch über Eure Pflichten zu plaidiren.

Er drehte sich um und zog die Klingelschnur; John trat ein.

Mylady, rief er ihm zu, wünscht den Herrn Pfarrer Spencer zu sprechen; er möchte seine vortreffliche Predigt über den Text: „ein Weib sei unterthan ihrem Manne," welche er vor vierzehn Tagen gehalten hat, mitbringen und ihr vorlesen! —

John trat ab; Rotham ging noch einige Male die Stube auf und ab, denn gar zu gern hätte er ein Wort gefunden, welches seine Niederlage ein wenig beschönigt hätte; es war ihm unmöglich.

Mylady, sagte er endlich, lebt wohl! Auf Wiedersehen! Künftigen Sonntag werde ich wieder hier sein!

Johanna gab ihm die Hand, ohne ihn anzublicken; er küßte sie und ging nach der Thür.

Ein weiches Gefühl flog jetzt durch Johanna's Seele; sie eilte ihm nach und hing weinend wie ein Kind an seinem Halse.

Leb' wol! leb' wohl, Rotham! rief sie, vergiß mich nicht und verzeihe mir Alles, Alles!

Wie sollte ich nicht? — versetzte Rotham; — beherrsche nur dein Gemüth und Alles ist gut!

Johanna ließ langsam die Arme herabsinken; sie hörte Rotham die Treppe hinuntersteigen, vor der Thür dem Pferde gebieterisch zusprechen; nun sprengte er die Straße hinauf.

Es sollte nicht anders sein, sprach sie und ihr Entschluß war unabänderlich gefaßt.

Rotham hatte bei Bruder Jonathan in Philadelphia seine Geschäfte beschleunigt; eine Unruhe, welche er noch nie gekannt hatte, trieb ihn zurück nach Neuyork.

Als er in dem Boote auf dem Flusse Raraton hinunterschwamm, überwältigte den verständigen Amerikaner eine unermeßliche Angst um sein Weib, sein Haus, oder um Gott weiß was!

Auf großen Wellen liefen sie jetzt in den Hafen von Neuyork ein.

Sonst stand er, kam er von Philadelphia hierher zurück, mit untergeschlagenen Armen auf dem Verdeck, die Brust gehoben von Stolz auf die schönste Tochter Altenglands, seine Vaterstadt. Heute war sein Auge trüb.

Wenn er sonst an den grünen Inseln, welche wie Schildwachen vor der Stadt stehen, vorüberkam und die täglich wachsende Größe und Pracht von Neuyork übersah, nahm er seinen Hut herunter, blickte über die Schulter und flüsterte vor sich hin: Gott segne meinen König Georg den Zweiten! Heute unterblieb Gruß und Spruch.

Wenn er sonst sich der südlichen Spitze der Manhattaninsel näherte, welche den Hafen in den nördlichen und östlichen Fluß theilt und die Stadt Neuyork auf ihrem Rücken von Norden meilenweit zwischen den beiden Strömungen heranträgt an die See, nickte er immer mit dem Kopfe und sagte, zum Steuermann Hancock gekehrt: es wird, es wird schon werden!

Mein' es auch, entgegnete dieser.

Es ist unser Neuvenedig!

Gott geb' uns sein Gedeihen!

Heute lauschte Hancock vergeblich nach dem alten Gespräche; Notham blieb stumm, düster hinausblickend nach den Häusergiebeln von Broadway.

Ebenso schweigsam zahlte er das Fahrgeld im Hafen und bog in die mächtige schnurgerade von der südlichen Spitze an durch die Stadt laufende Broadway ein; denn fast in der Mitte auf einem zurückweichenden Grasplatze zwischen einzelnen Bäumen stand dort sein Haus, von tiefbraunen Jersey-Quadersteinen gebaut, von welchen die grünen Jalousien so schön abstachen.

Da bin ich endlich! sagte er, und ihm wurde leichter um das Herz, als der Neger Poll, welcher Thürhüter war, ihm wie ein liebkosender Hund entgegensprang.

Alles in Ordnung, Poll?

Massa?

Nichts vorgefallen?

Weiß Nichts, Massa!

Lady Patroneß?

Sehr fromm! ist vor drei Abenden in die Kirche gegangen und noch nicht heim.

Ha!

Mit einem krampfhaften Griff hatte Notham den Neger gefaßt und weit hinein in den Grasplatz geschleudert. Ihm

war es, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Plötzlich aber richtete er sich in die Höhe, bog die Schultern zurück, daß sie krachten und die Brust weit vortrat. Die Unterlippe eingebissen, daß Blut unter den Zähnen hervorrieselte, trat er mit festen, hallenden Schritten in das Haus.

Seine Haussklaven hatten sich in die Winkel umher zusammengeduckt, ohne sich zu bewegen, und ihre Augen rollten ihm überall unstät und ängstlich entgegen.

Wo ist John?

Hier!

Beide sahen sich einander lange an. John ließ endlich den Schlüsselbund klimpern.

Woher hast du die Schlüssel?

Von Lady Patroneß!

Gib her!

Er schritt die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Frau. Er schloß es auf; die grünen Jalousien lagen vor den Fenstern. Er stieß sie auf und sah in den Armen des porzellanen Chinesen einen versiegelten Brief mit seiner Adresse liegen.

Lange drehte er ihn in der Hand hin und her; dann warf er ihn unerbrochen auf den Tisch und seinen Hut darüber, als hätte er damit das Unglück, das er nicht fürchtete, sondern mehr noch wußte, ungeschehen machen können.

John!

Sir!

Bring Licht!

Die Sonne war allerdings im Untergehen, doch war es im Zimmer noch hell genug, um einen Brief zu lesen.

Das Licht kam; er winkte John zum Hinweggehen. So war er wieder allein.

Er lüftete sich den Rock vor der Brust, drückte sich wieder den Hut in die Stirn, nahm den Brief und fand die Worte:

Lieber Notham!

Nur wenige Worte; denn zuviel sind diese für ein empfindendes Herz, und noch mehr immer noch zu wenig für den kalten Verstand. Meine Pflicht ruft mich zur Pflege an das Krankenbett meines Vaters, der Raum zwischen hier und dort kann sie nicht aufheben. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin ich auf der Fahrt in die Heimat. Im Uebrigen bleibe ich Deine treue und gehorsame

Jeannette.

Wie bei Völkern, welche noch eine Zukunft haben, so wirkt bei dem Einzelnen, welcher noch einen Kern in sich hat, ein heftiger Schlag eines zertrümmernden Schicksals wie der geschwungene Hammer eines Erzgießers auf die Lehmform; diese zerspringt, aber aus den Trümmern hervor tritt das höhere, eherne Gebild eines Gottes.

Indem Notham in diesem Augenblicke sein ganzes gegenwärtiges Leben zertrümmert sah, fühlte er fast in sich einen höhern Menschen, als der frühere war, sich emporrichten.

Er las die Abschiedsworte von Johanna noch einmal und sagte endlich laut: sie hat recht gethan! — Nach ihrer Art! — setzte er hinzu, — möge sie Gott sicher zu ihrem Vater hingeleiten und mir auch einst eine solche Tochter schenken!

Bei diesem Gedanken trat ein anderer an die Hoffnung, welche Johanna unter ihrem Herzen trug, in seine Seele, und die Hände vor die Augen gedeckt, sank er auf seine Knie.

Nachdem er seine tiefsten, schmerzlichsten Sorgen in Gottes Hand gelegt hatte, suchte er den Kummer soweit zu beherrschen, daß er seine bürgerliche Ehre zu dekken suchte.

Er zog sich in seine Stube zurück und schrieb die ganze Nacht durch Briefe. Am andern Morgen klingelte er seinem John und sagte:

Schicke alle Briefe an ihre Adressen aus. Alle meine Sklaven sollen sich auf die Beine machen. Meine Frau, welche ich zur Pflege ihres todtkranken Vaters über Meer habe reisen lassen, hatte keine Zeit, sich zu verabschieden. Da hier diesen Brief zuerst an Mrs. Austin, die Vorsteherin des Frauenvereins zur Besserung verwahrloster Kinder; hier ist Geld zu einem Dutzend Taschentücher, welche mit dem Briefe übergeben werden; dieser an Master Spencer, welcher in der Frauenbetstunde für ihre glückliche Reise beten soll; dabei werden fünf Hüte Zucker in seine Küche abgegeben! Da diesen Brief an ihre Putzmacherin, Mrs. Paulding; die Rechnung wird gleich bezahlt. Hier, hier die andern Briefe! — — Mach schnell!

Hast du die Sklaven abgesendet, dann mache dich selbst auf die Beine und frage im Hafen nach, welche Schiffe in diesen Tagen nach England oder einer deutschen Hansestadt ausgelaufen sind? Hörst du? —

John entfernte sich so gemessen ernsthaft und schweigsam, wie er eingetreten war; — nur unter der Thüre sagte er halblaut für sich: sehr wohl!

Notham setzte sich wieder an das Schreibepult und machte eine dritte Abschrift von einem Brief an seinen

Schwiegervater, den K. K. Rittmeister Lazarus von Thossenfeld in Leimnitz bei Gera in Deutschland, in welchem er ihn beschwor, sofort ihm zu melden, wenn Johanne bei ihm eingetroffen sei.

Dann schrieb er Briefe an seine Freunde in den englischen und deutschen Seestädten, indem er Aufschrift und Raum für die Namen ließ, welche alle dahin lauteten:

„Meine Frau hat sich zwar mit meinem Willen nach Europa eingeschifft, um ihrem todtkranken Vater töchterliche Pflege zu bringen, hat jedoch im Drang der Abreise während meiner Abwesenheit in Philadelphia vergessen, das Schiff zu nennen, mit welchem sie abgereist ist. Ausgelaufen ist am . . . . . Capitain . . . . . Ich bitte auf Rechnung für mich alle Mittel aufzubieten, sie ausfindig zu machen und sicher nach Sachsen zu befördern.

Arthur Rotham.“

Nach einer Weile kam John aus dem Hafen zurück mit der Meldung von den nach Europa in den letzten Tagen ausgelaufenen und den zunächst dorthin abgehenden Schiffen.

Rotham füllte die Adressen in den Briefen an die befreundeten Häuser in den verschiedensten Seestädten mit der Angabe der dorthin abgegangnen Schiffscapitaine und Schiffe aus und ließ sie und die gleichlautenden Briefe an seinen Schwiegervater durch drei verschiedene Schiffsgelegenheiten der Sicherheit wegen bestellen.

So hatte er zunächst Alles gethan, was der Augenblick ihm geboten hatte. Er kleidete sich nunmehr frisch an und ging wie gewöhnlich auf das Comptoir, ließ sich von seinen Buchhaltern Bericht abstatten und begab sich dann auf die Börse.

Wenn nicht die Bleiche seines Gesichts, sonst konnte Nichts an ihm seine innere Bewegung verrathen.

Die Nachricht von der Abreise seiner Frau war durch seine ausgeschickten Briefe bereits in der Stadt herum. Er ließ sich gern den Tadel verständiger Männer gefallen, daß er seine Frau allein die große Reise habe antreten lassen. Andere suchten ihn weiter auszuforschen, er wußte aber so gut zu manoeuvriren, daß alle vorwitzigen Fragen auf den Sand liefen.

Zu Sommersausgang erhielt er von einem Handelsfreunde aus Portsmouth die Nachricht, daß Lady Johanna vor Eintreffen seines Briefes mit Capitain Simm eingelaufen, jedoch Tags darauf mit dem Packetboot nach Hamburg abgegangen sei.

Gott sei Dank! rief er, so ist sie doch allem Vermuthen nach glücklich nach Hamburg gekommen!

Später erhielt er auch von dort Antwort, jedoch keine andere Auskunft, als daß im Laufe des Frühjahrs und Sommers kein Hamburger Schiff gescheitert sei.

Der Herbst kam und ging vorüber, Notham hatte noch keine Nachricht aus Leimnitz erhalten. Die Zeit, wo Johanna's Niederkunft erwartet werden konnte, war längst verstrichen. Gegen Weihnachten traf endlich ein Brief aus Gera ein. Er war schwarz versiegelt.

Der dortige Bürgermeister schrieb ihm:

„Ihr Brief an den seligen Herrn Rittmeister von Thossenfeld ist bei mir, seinem Testamentsvollstrecker, abgegeben worden. Als solcher hielt ich mich für berechtigt, ihn zu eröffnen, so wie ich es mit dem von Dero Frau Gemahlin einige Tage zuvor angelangten Briefe gethan hatte. Dero Erblasser war aber schon am ... Mai ..... in Folge eines sonst unbedeutenden Sturzes gestorben; er hatte eine fast übermächtige Sehnsucht nach seiner Tochter,

so daß ihre Ankunft ihm zu gönnen gewesen wäre. Dero Frau Gemahlin ist aber bis dato hier nicht eingetroffen, werde aber nicht verfehlen, sofort davon Meldung zu thun, sobald die gnädige Frau hier präsent sein sollte; wie ich denn gar nicht zweifle, daß sie selbst einige Zeilen dazu schreiben wird. Vorläufig möchte eine Vollmacht auf Antritt und Uebernahme der Erbschaft, welche Euer Gnaden als Testamentserben zusteht, für Dero Geschäftsfreund, wozu ich unvorgreiflich den hiesigen Gerichtsdirector Schindler vorschlage, hieher einzusenden sein. Sonst zur besondern Instruction lege ich die von mir eröffneten Briefe von Dero Frau Gemahlin an Herrn Vater mit bei."

Sein Auge hatte die Zeilen des Briefes verschlungen; er sah nach dem Datum des Briefes; der Testamentsvollstrecker hatte sich mit seiner Nachricht Zeit genommen. Johanna hätte damals längst schon in Leimnitz sein müssen, wenn ihr unterwegs kein Unglück zugestoßen war. Mit dem Angstschrei: „Mein Kind!" welcher ihm fast die Brust zersprengte, stürzte Rotham in die Arme seines alten Dieners, welcher das Briefpaquet gebracht hatte.

Mit Mühe schleppte John den Besinnungslosen auf das Sopha. Nach einer Weile überfiel Rotham ein Frost, welcher alle seine Glieder schüttelte. Vergeblich warf John Matratzen und Teppiche auf ihn, vergeblich suchte er ihm Thee einzuflößen, das Zähnklappen und Händezittern hörte nicht auf. Um Mitternacht begann der Kranke zu glühen, das Nervenfieber war ausgebrochen. Kaum gelang es den herbeigerufenen Aerzten, mit heroischen Mitteln Rotham's unbändige Natur zu brechen. Vielleicht retteten sie ihn vom Tode, sie hatten aber dabei auch seine Lebenskraft für immer gedämpft. Als er das Krankenbett wieder verlassen konnte und zum ersten Male am Fenster stand, prangten die Bäume vor dem Hause wieder im Schmucke

des Laubes und der Blüten. Der Frühling war zurückgekommen, nur nicht für sein Herz.

Im Monate Juni war er so weit hergestellt, daß er sich wieder um die Angelegenheiten seines Hauses kümmern konnte. Sein Entschluß war gefaßt. Mit einem Londoner Kaufmanne, welcher seinen Sohn in Neuyork etabliren wollte, schloß er einen Kauf über die Häuser und Waarenlager ab.

Mit den nöthigen Creditbriefen versehen, schiffte er sich nach Hamburg ein. Dort und überall auf den Straßen und Wegen suchte er Nachrichten über Johanna einzuziehen. Obschon er keine Mühe und kein Geld scheute, sie auszukundschaften, so hatte doch Alles nicht den geringsten Erfolg. Vielleicht wäre er in jetziger Zeit bei geordneteren Verhältnissen in Deutschland glücklicher gewesen. So kam er hoffnungslos und trübsinnig in Gera an. Er hatte Niemand bei sich als seinen John, welcher von Allen, wie sein Herr auf den ersten Blick von Niemand wieder erkannt wurde; so sehr hatte sich dieser verändert.

Notham bezog wieder sein altes Quartier im deutschen Hause. Seine einzige Beschäftigung bestand darin, daß er sich zum Frühstücke auf die Stelle an der Tafel, und seinen Stock in das Loch setzte, welches dort der alte Rittmeister in die Diele getreten hatte, und dann, ebenso wie sonst, einen Spaziergang um die Stadt, und nach dem Mittagstische seinen Weg, wie sonst, in das ererbte und verpachtete Gut machte.

Manchmal begleitete ihn dorthin der Cantor aus Gera, der alte Musiklehrer seiner Frau, welcher ihm denn auf dem alten Claviere in dem ehemaligen Zimmer seiner Schwiegerältern die Lieblingslieder der Verschollenen, und darunter ihr Lied vom Heimweh, vorspielte. Abends saß

er gewöhnlich mit John, welcher nun ganz sein Freund geworden war, im Zimmer zusammen bei einer Tasse Thee und ließ sich von ihm die englische Zeitung vorlesen. Blieb sie ja einmal einen Posttag aus, so spielten sie mit dem einen oder andern Bekannten eine Whistpartie.

Nichts macht die Zeit kürzer als Langeweile. So barock diese Behauptung klingt, doch ist sie wahr. Man gehe nur einige Wochen auf Reisen, wo man immer etwas Neues erleben muß und fast jede Stunde mit einer neuen Begebenheit füllt, und vergleiche dann einen gleichen Zeitraum, welchen man daheim in müssigem Hinschlendern zugebracht hat; — die Wochen der Reise mit ihren Erinnerungen werden zu Jahren und die Jahre des Müssiggangs zu Sekunden zusammenrinnen. Der Jugend dehnt sich ein Jahr unendlich aus, dem Alter, welches keine frischen Eindrücke mehr in sich aufnimmt und verarbeitet, beginnt die Zeit immer schneller zu laufen.

Als Notham mit John an einem schönen Sommernachmittage von drüben nach Gera zurückkehrte und die Blicke auf die untergehende Sonne richtete, fragte er: wie lange ist es nun seit unserer Zurückkehr nach Gera her?

Hm, lange her!

Wie oft ist denn drüben geerntet worden?

Siebenzehn Mal — ja ja, siebenzehn Jahre sind es her!

Die Zeit geht schnell!

Mit Leid und Lust!

Für mich mit Leid, ich gönne dir die Lust!

Sir, theilt Ihr nicht mit mir, mag ich davon auch nichts haben! —

Ich denke heute wieder einmal recht lebhaft an meine Frau. Sie geht mir immer so schlank vor den Augen vor-

über und nickt mir so freundlich zu wie in unsern schönsten Tagen. Wenn mir doch wer den Weg zu ihrem Grabe zeigen könnte!

Als er kaum noch diese Worte ausgesprochen hatte, hörten sie eine kräftige Stimme den Seitengang hereinsingen:

„Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Roth und weiß die Moose blüh'n,
Zu der Heimat in der Ferne
Zög' ich heute noch so gerne.

Da verhallte die Stimme und über einen Straßengraben hinüber sprang ein junger schlanker Mann in Jägertracht und zog mit weiten Schritten den Fußsteig hinunter auf die Stadt zu.

Notham fühlte von diesem Liede die zarteste Saite seines Herzens berührt, welche immer noch nachklang, als der junge Wanderer schon längst verschwunden war.

Langsam und schweigend setzten sie ihren Weg fort und kamen in der Abenddämmerung im deutschen Hause an.

Sie traten in die kleine Honoratiorenstube ein, wo für Beide der Abendtisch gedeckt war. Da sie im Sommer Abends dort selten Gesellschaft trafen, so kam es ihnen fast fremd vor, einen Gast am Tische bei einem Kruge Bier und einem spärlichen Eiergerichte zu finden.

Als Notham sich seinem gewohnten Sitze näherte, welchem zunächst der Gast Platz genommen hatte, glaubte er in ihm den jungen Wanderer und Sänger, dessen Lied ihn so nahe anging, wiederzuerkennen.

Er setzte sich zu ihm, John zu seiner Linken, ohne daß der Eine oder der Andere ein Wort gesprochen hätte.

Der Wirth brachte Schinken, Salat und Eier und wartete unter der Thüre auf weitere Befehle.

Der dritte Gast, welcher weniger ernst als trüb vor sich hinblickte, drückte jetzt heimlich einen Fingerring an seine Lippen.

Rotham hatte einen Blick darauf geworfen und ließ ihn erbleichend auf dem Ringe haften. Es war eine zusammengekrümmte Schlange, deren Kopf ein Rubin bildete, es war der Zwillingsring von dem, welchen er selbst trug.

Es ist dein Sohn! schrie es in ihm mit tausend Stimmen empor, — vielleicht auch nur ein Dieb oder ein Mörder! flüsterte der Argwohn dagegen. Er sah ängstlich forschend dem Jüngling in das Gesicht, zwei große, dunkle, ehrliche und doch verwunderte Augen blickten ihm entgegen. „In ihm ist kein Arg!“ sagte er bei sich selbst; — sollte es auf der Welt nur zwei Ringe derselben Art geben? warf die Klugheit dagegen ein.

Rotham konnte diesen Widerstreit der Gedanken und Gefühle nicht länger ertragen; — er eilte hinauf in sein Zimmer, lief darin wie außer sich hin und her und rief einmal um das andere: „wenn er es doch wäre!“

Jetzt sah er John in der dunkeln Stube stehen; er faßte seine Hand, beugte sich an sein Ohr und sagte: schaff' mir Gewißheit!

Worüber?

Der junge Mann unten trägt einen Ring, wie ich meiner Frau am Altar gegeben habe, wie ich den zweiten, ganz ähnlichen noch trage.

Seltsam!

Wir dürfen uns nicht übereilen.

Nein!

Was thun wir?

Ihn aushorchen!

Wenn es mein Sohn wäre!

Freilich!

Gehe hinunter zu ihm — nein! Bestelle bei dem Wirthe Tokayer und drei Gläser!

Drei?

Und bitte den jungen Menschen, mit mir einigen Flaschen den Hals zu brechen; ich wäre ein alter lustiger Cumpan aus Amerika!

Lustig, wie gesagt!

John ging hinunter und kam mit Licht, Wein und Gast in wenigen Augenblicken zurück.

Rotham musterte den jungen Gesellen von Kopf zu Fuß; er glaubte nirgends einen schönern, kräftigern Jüngling gesehen zu haben. Er gab ihm die Hand, es war ihm, als wenn aus dem Händedruck ein Feuerstrom ihm nach dem Herzen dränge.

Guten Abend, Herr! sagte der Fremde, ich bin Hermann Tannhof, oben von Reichenbach her, und wer sind Sie? denn es ist das Kalte und Warme durcheinander, mit Vergunst gesagt, gegen meine Liebhaberei!

Aeltere Leute sind vorsichtig, deshalb nicht kälter als jüngere; ich bin aber Rotham aus Neuyork, und der da ist John, mein Freund und Helfer.

Das lasse ich passiren! versetzte Tannhof, und da Sie aus Amerika sind, so ist es mir recht lieb, denn dorthin möchte ich und kann dabei allerlei guten Rath gebrauchen.

So werden wir viel mit einander zu besprechen haben, entgegnete Rotham; nehmen wir uns Zeit dazu. Der Wirth hat uns mit einem guten Trunk Wein bedacht, sezzen Sie sich zu mir!

Rotham schenkte ein und stieß mit Tannhof auf glückliche Bekanntschaft an.

Tannhof leerte das Glas und rief: Gott segne Jedweden, der solchen Wein liebt und gibt!

Rotham gab John einen Wink und John verstand ihn zu gut, um dem jungen Gast nicht wacker zuzutrinken.

Warum wollen Sie, fragte Rotham dazwischen, nach Amerika auswandern? gefällt es Ihnen nicht mehr in Ihrer Heimat?

Gefallen, ja gefallen thäte es mir hier wohl, aber damit kommt man lange noch nicht aus!

Was sagen denn Ihre Aeltern dazu?

Freilich, wenn sie noch lebten!

Sind sie schon lange todt?

Ich habe sie nicht gekannt; ich bin von dem Pfarrer in meinem Dorfe, Günther heißt er, halb und halb erzogen worden.

In Rotham's Seele wogten Furcht und Hoffnung durcheinander.

Wissen Sie, fragte er weiter, ganz genau, daß Ihr Vater Tannhof hieß?

Könnt Ihr Amerikaner alle so ausfragen; ich möchte doch wissen, was Ihr hinter mir sucht? versetzte Tannhof lustig.

Nun, so erzählen Sie, entgegnete Rotham, was uns und Sie erheitern kann.

Mich macht Nichts mehr froh, seufzte Tannhof, denn ich bin ein unglücklicher Mensch! Er leerte dabei das Glas bis auf den Boden und sagte: aber das Getränk da bleibt freilich etwas Gutes!

Ihr Liebchen soll leben! sagte Rotham und stieß an.

O zehntausend Mal, du liebe Maria! rief Tannhof mit feuchten Augen und stieß an. Und denken Sie nur,

sprach er mit gelöster Zunge, ihretwegen muß ich die Heimat ewig meiden; ich habe es dem Pfarrer versprochen, nicht eher wiederzukommen, bis ich Maria nach Stand, Ehren und Auskommen heirathen kann! — das heißt nun nimmermehr! und Ade, du Berg und Thal! Ich habe eigentlich nichts gelernt als das, was ein Junker braucht, — ein bischen Geographie, welche mich auf Amerika gebracht hat, ein bischen Geschichte und Mathesis; — nun ja, Lesen, Schreiben und Rechnen versteht sich! Werde ich damit in Amerika auskommen?

Man gebräucht drüben einen hellen Kopf und eine rege Faust!

Donnerwetter, die hab' ich und wär der Pfarrer nicht gewesen, so wäre ich jetzt preußischer Husar! — Es wird auch das Beste sein! Es ärgert mich nur, daß ich als Bürgerlicher kein Offizier werden könnte!

Aber wer hat denn dem Pfarrer so viel Recht über Sie gegeben?

Weiß ich es denn? — Aber freilich, wenn Er nicht gewesen wäre, sie hätten mich aus der alten Burg auf die Straße gesetzt, ehe ich laufen gekonnt!

Wie hieß Ihre Mutter?

Johanna! Sie war aber nicht aus der Umgegend, ich dächte, von Hamburg her; mein Vater, der ein verschuldetes Gut besaß, hat sie so weit hergeholt. Sie starben, wie gesagt, in meiner frühen Jugend kurz hintereinander her, und der Pfarrer hat sich meiner angenommen, mir allerlei beigebracht, und wer weiß, was er sonst gethan hätte, wär er nicht dahintergekommen, daß wir uns so lieb haben, ich Marie, und sie mich!

Johanna? fragte Notham bei sich; mit der innigsten Vaterliebe blickte er Tannhof an; er mußte sein Sohn sein. Sein Herz schlug ungeduldig dem Augenblicke entge-

gen, wo jeder Zweifel gelöst war und er ihn mit dem Freudenruf: ich bin dein Vater! an sich reißen konnte.

Schon jetzt hielt ihn nur der alte John von einem übereilten Schritte zurück mit der Frage, welche er an Tannhof that: Wie viel baares Geld habt Ihr denn zu einem guten Anfange drüben?

So viel, als ich zur Überfahrt gebrauche, bekomme wol auch, wenn das Gut verkauft ist, noch ein Stück Geld heraus, das mir der Pastor hinüberschicken will.

Da habt Ihr wol ein bischen übel gewirthschaftet, da das Gütchen Euch durch die Finger fällt?

Wäret Ihr nicht ein alter gewichster Mann, so möchte ich Euch auf meine Art antworten; — fragt Euch aber Jemand darum, so sagt nur: wenn man vom Vater her ein verschuldetes Gut bekommt und der Blitz schlägt in die Scheuer, daß es wegbrennt, — so muß man es mit Schulden wieder aufbauen, und ehe man sich umsieht, gehört Einem nicht mehr der Ziegel auf dem Dache! Freilich, kann man sein Lebelang seine Beine unter fremden Tisch stecken, so ist es keine Kunst, eine Sparbüchse zu sein!

John verzog das Gesicht, Rotham aber lachte über seine Abfertigung so herzlich wie noch nie.

Weiß ich nur erst, wie Ihnen zu helfen ist, wandte sich Rotham zum jungen Tannhof, so kann ich Ihnen vielleicht selbst unter die Arme greifen.

Sie sind wol sehr reich? fragte Tannhof mit klugem Augenzwinkern. Wie viele Thaler könnten Sie in einem Jahre in einzelnen Stücken aufzählen?

Ich weiß es nicht.

So müssen wir es einmal versuchen. —

Daß dich der Blitz! — Da wäre ein Kauf mit Ihnen

zu machen; — es wäre Schade um meine Waldung, wenn ein habsüchtiger Barbier darüber her sein dürfte! — Ich hatte wol immer meine Gedanken auf den Pfarrer und dachte, er würde mir unter die Arme greifen, wenn ich um Marie bei ihm anhalten würde; denn wir beiden Liebesleute waren miteinander schon einig. Wie das neue Gutsgebäude in die Höhe und ausgebaut war und Alles so aussah, als wenn eine junge Frau es sich bei mir gefallen lassen könnte, besprach ich mich mit Marie. Sie sollten das herzige Mädel sehen! — und wir warteten vorigen Sonntag die Zeit ab, wo die Leute eben die Kirche verlassen hatten und der Pfarrer auf den Altar ging, um in der Agende die Stellen einzuzeichnen, die der Cantor Nachmittags in der Betstunde vorlesen sollte.

Diesmal fand er gar kein Ende mit blättern; er mochte wol bemerkt haben, daß wir Beide hinter ihm standen, und sich das Uebrige denken.

Endlich mußte er sich doch umkehren. Ich hatte eine so hübsche Anrede einstudirt, als nur eine sein kann; — als er aber seine großen, hellen Augen auf uns herabsenkte, waren meine Worte schlechte Soldaten, sie wollten nicht marschiren; wußte er es doch so gut als wir, was uns am Herzen lag.

Tannhof, sagte er, daraus kann vor der Hand Nichts werden! Ich habe dich und Marie zu lieb, als daß ich euch in das Unglück stürzen sollte.

Wir sind ganz und immerdar glücklich, rief ich, wenn Marie mit mir Freud' und Leid theilt! Das stellt sich Alles leicht vor, versetzte er, aber es ist doch anders. Hat der Blitz dir in das Gut geschlagen und es weggebrannt, so denke: Gott hat deine Absicht auf Marie nicht gemocht; denn laß dir es frei heraussagen, obschon ich dich damit nicht kränken will, eigentlich bleibt dir für Gut und Wal-

dung kaum Holz zu einem Bettelstabe übrig. Heute machtest du Hochzeit und führtest die junge Frau in das Haus, morgen kämen die Gläubiger und jagten Adam und Eva aus dem Paradiese! — Was nun anfangen?

Wir Beide weinten bei diesem Vorhalt bitterlich, sanken auf die Knie und erklärten aufrichtig, daß wir gern hacken und spinnen wollten miteinander.

Der Pfarrer aber schüttelte mit dem Kopfe und sagte: Es kann nun einmal nicht sein, ergebt euch mit Fassung in diese erste große Prüfung, welche Gott euch auferlegt hat."

Der Pfarrer dort, bemerkte Rotham, scheint ein verständiger Mann zu sein!

Wenn nun, entgegnete Tannhof hitzig, da Alles und Jedes der Verstand ausmachen und abmachen soll, so sehe ich gar nicht ein, wozu der liebe Gott noch da ist; — das habe ich dem Pfarrer gesagt, und seht, Ihr klugen Leute, er erschrak dabei und lenkte ein.

Auch Rotham war betroffen; ihm trat die letzte Unterredung mit seiner verschollenen Frau in das Gedächtniß; — doch hielt er an sich, um seinen Sohn, wofür er den jungen Gast hielt, immer mehr ungestört sich aussprechen zu lassen und vielleicht dabei Mittheilungen zu erhalten, welche ihm bestimmteren Aufschluß über Das geben könnten, was er so sehnlich wünschte.

Er glaubte um so behutsamer sein zu müssen, als der junge Gast offenbar in dem Glauben stand, ein geborner Tannhof zu sein.

Wie mich nun, fuhr der Erzähler fort, der Pfarrer ansah, so sah ich ihn wieder an. Ich muß Euch noch sagen, daß es vorige Sonnabendnacht stark gewittert hatte, wie vielleicht hier unten um Gera auch, und der Sonntagvormittag noch in Wolken und Regen sich herumbalgen mußte.

Als jetzt mein Schicksal von einem guten Worte des Pfarrers abhing, brach auf einmal am Himmel die Sonne wie mit einem Hurrah durch die Wolken und warf durch das Kirchenfenster einen breiten Strahl herein auf den Altar, daß der Heiland mit der goldenen Auferstehungsfahne, die silbernen Leuchter und Altargefäße auf dem rothsammetnen Altartuche, oben die Engel mit ihren Flügeln durcheinander flammten und selbst Marie mit ihren Thränen wie eine Rose mit Thauperlen funkelte.

Das mochte Alles zusammenkommen, um den Pfarrer milder zu stimmen. Ich sah es ihm an und sagte: Hochwürdiger Herr Pastor! Sie hätten mir gewiß Marien zur Frau gegeben vor dem Brande meines Schlößchens und Hofes; nun trat das Unglück ein und trennt uns, kann denn nicht auch einmal das Glück bei mir einschlagen? — Ich bin jung und gesund, wer weiß, wo es mir einmal begegnet, zugreifen will ich schon!

Marie umschlang bei dieser Anrede die Knie des Pfarrers, sie war aber zu verschämt, um ein Wort dazu zu geben, sonst wär es vielleicht noch besser geworden.

Gebt euch die Hände, Kinder! rief darauf der Pfarrer: unter der Bedingung, daß Tannhof binnen hier und drei Tagen das Dorf hinter sich läßt und sein Glück draußen in der Welt sucht, sollt ihr euch fünf Jahre lang unverbrüchlich treu bleiben; — ist Marie aber dreiundzwanzig Jahre alt geworden und du hast noch kein ordentliches Auskommen für sie, dann soll Eins von dem Andern geschieden sein!

Damit trennte er uns, ich mußte voran zur Kirche hinausgehen; er aber hielt Maria zurück und hat dort noch viel zu ihr gesprochen, bis sie wieder Muth gefaßt hat, sodaß wir nun alle Beide das Beste hoffen.

Wie aber kommen Sie, lieber junger Freund, fragte

Notham forschend, auf den Gedanken, nach Amerika zu wandern? Ist Ihnen vielleicht gesagt worden, daß Sie dort nahe Anverwandte fänden? Oder haben Sie vielleicht meinen Namen Notham einmal gehört? oder fällt Ihnen sonst Etwas ein, was Sie darauf gebracht hat?

Notham hielt gespannt den Odem an sich, aber ein Seufzer entstieg seiner Brust, als Tannhof den Kopf schüttelte und fortfuhr:

Da ist ein Buchdrucker aus Plauen, der drüben in Philadelphia ein reicher Mann geworden ist; — und nicht nur dieser, auch mancher Andere ist arm hinübergegangen und dort zu Mitteln gekommen. Wo sollte ich nun weiter hin?

Notham sah den jungen Mann schwermüthig an, hin- und hergeworfen zwischen Vermuthungen und Wünschen.

Als Sie uns heut Abend vor dem Thore begegneten, fragte er nach einer Weile, sangen Sie die Strophe eines mir besonders theuern Liedes. Darf ich fragen, von wem Sie es gehört haben?

Da ist ein Dorf mit einem verfallenen Schloß, das liegt da droben von Weida her, das Mosen heißt, dort hat es mir ein guter Kamerad vorgesungen heute Mittag beim Kruge, ehe ich geradenwegs herunter nach Gera ging.

Es blieb ihm nur das Einzige übrig, den Ring, welchen Tannhof am Finger trug, näher zu prüfen.

Erlauben Sie mir, junger Freund, fragte er jetzt Tannhof, Ihren Ring hier mit dem meinen zu vergleichen?

Tannhof zog den Ring ab und sagte: ich habe mich auch schon gefreut, daß ich gerade so einen Ring habe wie Sie, der reiche Herr aus Amerika.

Notham hatte das Licht an sich gezogen, indem er den Ring der Flamme näherte und inwendig betrachtete. Es war eine Schrift darin eingegraben, seine Hände zitterten,

seine Augen umwölkten sich. Er heftete den Blick schärfer darauf und las: *Arthur. 17..!* —

Lange stand er da, überstürzt von allen Wonnen der Vaterfreude, endlich breitete er seine Arme aus und rief mit erstickter Stimme: Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn! Hurrah! jauchzte John und schwenkte seinen Hut.

Tannhof hatte jedoch eine andere Meinung; trotz der Berechtigung seiner Gefühle, welche er dem Verstande gegenüber bei dem Pfarrer geltend gemacht hatte, vergönnte er dem letztern jetzt den Vortritt.

Er hatte sich schnell genug Das, was er hier erfahren hatte, im Kopfe zurecht gelegt, um sich zu sagen, daß es sich hier um ein Geheimniß handle, aus welchem sein Glück mitblühen könne.

Das kommt mir Alles zu jäh, versetzte er, Rotham's beide Hände festhaltend, um mit mir einig zu sein. Wollen Sie mich denn auch immer als Ihren Sohn ansehen, wenn sich auch ergeben sollte, daß ich es am Ende nicht bin? Oder wenn ich nun eine andere junge Person herbrächte und sagte: da sieh zu, das ist vielleicht dein Kind! — welchen Habdank würde ich dann haben? —

Yankee! rief John, nimm dich in Acht, Bruder Jonathan über dich!

Junger Mann, versetzte Rotham bestürzt, daß du mein Sohn bist, muß ich so lange glauben, als ich den Ring hier in Händen habe; aber, Gott sei mein Zeuge, wärst du es nicht und schenktest mir das Kind, vielleicht auch die Mutter, du solltest sein Bruder sein; ich hätte für Euch Beide genug, um Euch glücklich zu machen!

Mann und Wort!

Und bei diesem Ausrufe erkenne ich noch einmal Johanna's Sohn! versetzte Rotham.

Den Ring hier, erzählte Tannhof zögernd, habe ich

erst seit vorgestern: Marie hat mir ihn bei dem Abschiede gegeben; es ist der Trauring ihrer Mutter.

Sie ist es! rief jetzt John; nun sind wir auf dem rechten Weg!

Sie ist aber des Pfarrers Tochter?

Pflegetochter.

Wie heißt ihr rechter Vater?

Arthur!

Mein Gott! mein Gott! rief Rotham, es ist mein Vorname; und ihre Mutter?

Weiß nicht; die ist schon lange begraben.

Johanna! meine Johanna!

Der Pfarrer muß sie gekannt haben, fuhr Tannhof fort, denn er sagte einmal, Marie hätte die Haare Ihrer Mutter.

Beschreibe mir das Kind!

Denkt sie Euch so schön, als Ihr wollt, sie ist immer noch schöner! Schlank ist sie wie eine junge Tanne; ihr Gesicht, ja Ihr solltet einmal hineinsehen, wenn sie lacht! — und die Grübchen auf beiden Seiten werden tiefer und die kleinen weißen Zähne blitzen um die Wette mit den großen, freundlichen schwarzen Augen! Damit sie nun erst recht schön ist, hat sie blonde Haare; blonde Haare und schwarze Augen, als sollte man erst recht in sie vernarrt werden! Und was für närrische Einfälle sie hat!

Von wem sprichst du? fragte Rotham mit starrenden Augen; — du schilderst meine verstorbene Frau, meine unglückliche Johanna!

Nun, da ist Marie ihre und deine Tochter!

Meine Tochter? sprach lächelnd und mit tonloser Stimme Rotham vor sich hin und faltete die Hände. Bei der Gewißheit, daß er ein Kind besitze und es glücklich wiederfinden solle, zog das Gefühl des Glückes so gewaltig

in sein Herz ein, daß es ihm so weh that, als müßte es zerspringen.

Soll ich den Wagen anspannen lassen? fragte John.

Ha! rief Rotham; auf die Post, Wagen und Pferde vor, und du — ach! es ist zuviel für einen Menschen, was mir zu Gemüthe will! — und du wärest — Maria's Verlobter? — und so am Ende doch noch mein Sohn? Jetzt drücke ich dich erst recht an mein Herz!

Nun kann ich es auch aufrichtig thun, versetzte Tannhof, denn es wird schon so sein, wie wir Alle denken!

Ich kann dir nicht helfen, entgegnete Rotham, du mußt mit uns zu Marie und ihrem Pflegevater fahren; wir fahren die Nacht durch.

Da sind wir morgen Nachmittag bei ihr! Ich kenne die nächsten Wege! — Und wenn Marie Eure Tochter sein sollte, — dann könnte ich doch auch zum Pfarrer sagen: Da bin ich und das Glück hat bei mir eingeschlagen! —

Wie es Gott auch fügt, so lange du diesen Ring besitzest, bin ich dein Vater!

So oder so!

Während sich Rotham und Tannhof auf diese Weise verständigten, kam die Extrapost vorgefahren.

Kaum gönnte sich Rotham Zeit, seinen Mantel umzuwerfen; ehe er sich noch recht besonnen, rollte der Wagen mit ihnen in die schöne, klare Julinacht zum Thore hinaus.

Am andern Nachmittag pochte Jemand an die Studirstube des Pfarrers Günther; er rief: herein! und Tannhof stand verlegen lächelnd vor ihm.

Du bist ein wortbrüchiger Mensch! rief zornig der Pfarrer; hältst du so dein Gelöbniß, welches du mir vor dem Altar abgelegt hast?

Ja, ich meine so!

Also gilt dir der Frieden eines gutgearteten Mädchens Nichts in der Verblendung deiner Leidenschaft?

Ihr Vater hat es mir nun einmal erlaubt und mich wieder zu Ihnen hergeschickt, hochehrwürdiger Herr Pastor.

Ihr Vater?

Ich denke, Arthur Rotham aus Neuyork.

Arthur?

Das ist sein Vorname, der auch im Ringe steht, welchen mir Marie zum Abschied gegeben hat.

Wo ist er?

Still! still! Marie weiß noch Nichts davon. Ich habe ihn zum Thor hinein in den Kirchhof zu dem Grabe ihrer Mutter geführt. Dort wünscht er mit Ihnen zu sprechen!

Hat dich Marie schon gesehen?

Nein, Herr Pastor!

Gottes Schickungen seien gepriesen; doch rauben sie mir vielleicht das Kind meiner Pflege und die Freude meines Alters! Doch führe mich zu dem fremden Mann, damit ich seine Ansprüche höre und prüfe!

Von der Pfarrwohnung führte eine hohe Treppe hinauf in den Kirchhof, in dessen Mitte die Kirche stand.

Der Pfarrer hatte seine Amtstracht angelegt und schritt feierlich die Stufen hinauf, Tannhof folgte ihm, mit der Mütze unter dem Arme nach.

Unfern des Haupteinganges in die Kirche war ein Grab mit einem einfachen steinernen Kreuze und der Aufschrift: „Aus der Fremde in die Heimat!“ Am Kopfende befand sich eine steinerne Bank unter einem breitästigen blühenden Lindenbaum.

Dort saß Rotham, da John bei dem Wagen zurückgeblieben war, einsam, versunken in die Erinnerung an die Vergangenheit. Seine Augen ruhten mit so schmerzlichem Ausdrucke auf dem Hügel vor ihm, als sollten sie die Todte auferwecken.

Wie reich und doch so arm ist ein Menschenherz, da es so viele, so gewaltige Gefühle nach einander durchempfinden kann und doch keinen Raum hat, zwei auf Einmal in sich ausklingen zu lassen.

Wie Rotham hier am Grabe saß, erfüllte ihn der Schmerz um Johanna so mächtig, daß die Hoffnung, sein und ihr Kind vielleicht in der nächsten Viertelstunde schon an sein Herz zu drücken, davon zurückgedrängt wurde.

Aus diesem betäubenden, schmerzlichen Hinträumen weckte ihn der Pfarrer, welcher mit Tannhof herangetreten war.

Selig sind, die in dem Herrn ruhen! sagte der Pfarrer mit einem Blick auf das Grab.

Rotham war aufgestanden und reichte ihm die Hand mit den Worten:

Vielleicht stehe ich vor dem Manne, dem ich Alles verdanke, was ein Mensch dem andern jemals schuldig sein kann. Seit achtzehn Jahren von Gottes Hand zu Boden geschmettert, neigt er sich in Ihnen erbarmend zu mir nieder. Auch selbst dann, wenn die wunderbare Hoffnung, welche mir die Brust erfüllt hat, wieder zerrinnen sollte, schmälert sich nicht mein Dank; denn ich habe doch mittel-

bar durch Sie die Bekanntschaft hier mit Tannhof gemacht, welcher mein Sohn sein und bleiben will.

Unter diesen Worten hatten sie sämmtlich auf der steinernen Ruhebank bei dem Grabe Platz genommen.

Auf die Bitte des Pfarrers, ihm den Zusammenhang der Begebenheiten bis zu seiner Ankunft hier in dem Kirchhofe mitzutheilen, erzählte Notham in kurzem Abrisse Das, was wir bereits wissen.

Mit der größten Spannung hörte der Pfarrer zu. Als Notham seine Leidensgeschichte beendigt hatte, sagte er:

Es waltet kein Zweifel mehr ob, daß dieses Grab Ihre selige Frau in sich schließt. Die Zeit ihrer Ankunft im Orte, oder vielmehr ihres Sterbens trifft mit Ihren Angaben genau zusammen, rechnet man die Zeit hinzu, welche sie zu ihrer Herreise gebraucht hat. Im Herbste nun bald vor achtzehn Jahren wurde ich in der Nacht hinaus in das Hirtenhaus gerufen mit der Nachricht: daß die Hirtenfrau, welche dort wohnte, bei ihrer Heimkehr aus dem Walde, wo sie Holz geholt hatte, auf der Straße in der Dunkelheit der Nacht eine Frau in Kindesnöthen gefunden, sie in ihre Hütte gebracht und dort entbunden habe; das Kind wäre am Leben, die Wöchnerin aber ohne Besinnung und dem Tode nahe.

Ich eilte, so schnell ich konnte, in das Hirtenhaus; die Fremde lag bereits im Verscheiden. Als ich ihr meine Hand auf die Stirne legte, sprach sie das erste und letzte Wort: „mein Kind!"

Ich ließ es ihr zeigen; ein eigenes glückliches Lächeln spielte um ihren Mund, dann suchte sie sich emporzuheben und, wie es schien, noch Einiges zu sprechen; aber schon fuhr ein Schauer mit Blässe über ihr Gesicht, sie faltete die Hände mühsam zusammen, sank todt zurück in die Kissen; — ich drückte ihr die Augen zu.

Nachdem ich ihre Seele dem Vater im Himmel empfohlen hatte, wandte ich meine Gedanken zurück auf die nothwendigsten Erörterungen über ihre Herkunft.

Hatte nun die Verstorbene in ihren schweren Leiden des Augenblicks nicht die nöthige Besinnung gehabt, der Hirtenfrau die nöthigen Mittheilungen zu machen, oder hatte diese, eine schwachsinnige Frau, nicht recht darauf gemerkt, sie wußte nur sich mit Mühe zu erinnern, daß sie von Meer und Schiff und Noth gesprochen. Da Ihr nun Notham heißt, so erklärt sich Alles von selbst. War sie auf der Reise beraubt oder mittellos geworden, sie hatte Nichts bei sich als die Kleider, welche sie anhatte. Diese waren fein und zeugten von vornehmem Stande.

Ich zog ihr den Trauring ab, weil häufig darin der Name des andern Gatten zu finden ist. Es ist der Ring, welchen Sie bei Tannhof gesehen.

Doch das Kind? wie wurde das Kind erzogen?

Da meine Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, so hielt ich das Kind der Fremden für ein Geschenk des Himmels. Ich ließ meine Frau rufen, welche Sie kennen lernen werden, und trug ihr bei der Leiche der Unglücklichen meinen Wunsch vor. Sie war mit mir einverstanden. Das Kind, ein Mädchen, wurde „Marie Arthur" getauft und von uns bis zu dieser Stunde erzogen. Gott hat unsere Mühe reichlich belohnt. Mit Dank für die vielen Freuden, welche er uns mit und in ihr gewährt hat, aber auch mit herben Schmerzen über ihren Verlust geben wir das Kind ihrem Vater zurück mit der Ueberzeugung: daß wir Alles für sie, unsere Marie, gethan haben, was nur immer ihre leiblichen Aeltern für sie hätten thun können.

Edler deutscher Mann, rief Notham, wir müssen uns hier das Herz in die Hände fassen, soll es Stand halten in dieser großen Stunde! Günther, laß mich so bei dei-

nem Namen dich nennen, du bist mein Bruder für Zeit und Ewigkeit!

Beide Männer umarmten sich, verbunden miteinander durch jedes Band, welches zwei Seelen vereinigen kann.

Und nun, Günther, sagte Rotham, stille auch du deinen Kummer; wir bleiben, so lange wir leben, hier zusammen! Ich werde hier bei unserem Sohne wohnen!

So geh' denn, Tannhof, hinunter zu Marie, unterbrach ihn der Pfarrer, — theile ihr Alles mit, was du gehört hast; von dir, dem sie bald auf immer angehören soll, mag sie den Vater zum Brautgeschenke erhalten!

Mit drei Sprüngen war Tannhof an der Treppe; wie im Sturmwind eilte er hinunter.

Während der Pfarrer von der Erziehung des Kindes, seinem vortrefflichen Herzen, ihrer Liebe zu ihren Pflegeältern, und dann von Tannhof, welchen er von Jugend auf kannte und immer mehr liebgewonnen hatte, seinem neuen Freunde und Bruder erzählte, kam auch John herbei. In wenigen Worten theilte ihm Rotham die glückliche Lösung seines Verhängnisses mit.

Es verging eine ziemliche Zeit, während sie auf Johanna's Kind warteten.

So schnell Tannhof hinunter in die Pfarre geeilt war, so vorsichtig hatte er Marie auf das Wiederfinden ihres Vaters vorbereitet.

Am Grabe deiner Mutter, sagte er nach manchem Hin- und Herreden, sitzt ein alter Herr und weint. Wer mag es sein?

Marie hing sich bestürzt an ihre Pflegemutter.

Mag er sein, wer er will! versetzte die Pastorin, mir soll Niemand mein Kind nehmen, das ich mir erzogen habe!

Aber der Herr Pfarrer sitzt mit ihm zusammen und sie haben viel miteinander zu verhandeln.

Ich möchte doch in aller Welt wissen, warf die besorgte Frau ein, wer nach beinahe achtzehn Jahren ein Recht auf das Kind haben sollte, wenn nicht wir?

Wenn es nun mein Vater, mein Vater wäre! schluchzte Marie.

Ich mußte ihnen den Fingerring geben, welchen du mir neulich geschenkt hast, weil darin der Vorname des guten alten Herrn steht!

Marie sank in die Knie, raffte sich aber wieder in die Höhe und rief: Ich will ihn sehen!

Deshalb bin ich auch hergeschickt worden, um dich und die gute Pflegemutter hinaufzuführen, denn dort — ja wirst du dir auch ein Herz fassen — wenn ich es dir sage —?

Es springt mir entzwei! seufzte sie mit erstickter Stimme.

So laßt uns hinaufgehen! versetzte Tannhof und trat mit Beiden den Weg an.

Er trug Marie mehr, als daß er sie führte, die Treppe hinan.

Stütze dich nur fest auf mich; siehst du den schönen alten Mann, welcher dort neben deinem Pflegevater sitzt?

Notham erblickte seine Tochter; — er breitete die Arme aus, Marie wankte, von Tannhof gestützt, näher und sank in die Arme ihres Vaters Arthur Notham, des Handelsherrn aus Neuyork.

Die Sonne war im Untergehen, ein purpurrother Schein breitete sich über die Gruppe und die Abendglocke begann zu läuten.

Der Wilddieb.

Eine Erzählung von ihm selbst erzählt.

Von

W. Alexis.

Von Natur bin ich eigentlich kein Wilddieb, aber ein Wildfang. Wenigstens meinten es ältere Leute. Mit meinen älteren Jahren entwickelte sich diese Disposition auf eine überraschende Weise. Während ich früher nur der Katze einen Papierschweif an ihren natürlichen band, oder dem Mops meiner Mutter einen Strumpf über den Kopf zog und ihn auf den glatten Mahagonitisch stellte, was, abgesehen davon, daß es unnütz war, einem Naturforscher Stoff gab, aus der thörichten Wuth der Katzen und der nicht minder unvernünftigen Angst der Hunde den vernünftigen Schluß zu ziehen, wie unendlich vernünftiger der Mensch ist als die Thiere, da so viele mit Papierzöpfen durchs Leben gehen, ohne rasend zu werden, und auf den glattesten Boden ohne Inconvenienz sich bewegen; während also — oder vielmehr ich fange einen neuen Satz an, denn ich bin kein Freund von langen Perioden. Ein Wildfang war ich als Knabe, der mit den Menschen fortfuhr, wo er mit den Thieren angefangen hatte, und er fand keinen großen Unterschied. Im Zöpfe anstecken und Röcke zusammennähen und Laternen auspusten habe ich es mit jedem großen Manne aufgenommen, der, ehe er das wurde, ein kleiner Mann war, nämlich ein Schulknabe wie ich.

Wenn es herauskam, daß ich es war, der mit Erbsen geregnet hatte, während der Mond am klaren Himmel hinter den Fensterladen schien, daß die alten Tanten erschreckt die Whistkarten niederlegten und sich fragten: Wie werden wir nach Hause kommen? oder daß ich die weiße Frau war, die im Winter die Mägde im alten Hause erschreckt; oder, als die kleine Stadt, wie toll und bunt in ihren Sonntagsröcken zusammenlief, der Schulmeister seine weißen Mädchen instruirte und der Bürgermeister den Schweiß in jeder Minute drei Mal von der Stirn wischte und doch in der schwer memorirten Rede immer wieder stockte, als seine Frau im letzten Hausflur vorm Thore ihn überhörte und sie alle nach dreistündigem Warten nicht zwar im Allgemeinen, aber doch im Speciellen zur Einsicht kamen, daß die höchsten Herrschaften nicht da wären, wol aber der erste April — da sagte Herr von Wagner, mein urgroßmütterlicher Oheim: das sind üble Auspicien.

Wie so? sagte meine Mutter, die mir eine sehr süße Tasse Kaffee eingeschenkt, zur Ausgleichung für den sehr bittern Blick, mit dem mein Vater mir die Lection gelesen, um die der wohlweise Herr Bürgermeister in eigener Person ins Haus gekommen war. Aber nun war er wieder gegangen und mein Vater hatte ihn bis an die Treppe begleitet und ihm einen Diener gemacht, so civil, als der alte Major sich nie vor einem Civilisten beugte.

Verdammte Geschichten! das haben wir davon! hatte mein Vater gesagt, als er zurückkam, glutroth, und ging auf und ab, wie im Parademarsch vor einer Batterie, die man nicht stürmen will.

Was denn, Mann? sagte meine Mutter.

Das, eben das. Ich sagt es immer, sagte mein Vater.

Was denn, Adam? fragte meine Mutter.

Es muß anders werden, sagte mein Vater. Die Erziehung taugt nichts. Der Junge muß Erziehung haben. Ohne Erziehung wird kein Mensch groß. Ohne Erziehung wird kein Mensch nichts.

Adam, du bist Major geworden, sagte meine Mutter.

Und kurzum, sagte mein Vater, Eva, du verstehst mich. Es geht nicht mehr so, es geht aus.

Adam! deine Pfeife geht aus, sagte meine Mutter. Das kommt vom Eifer.

Auch das noch! sagte mein Vater und stopfte seine Pfeife, und damit war er noch beschäftigt, als der Herr von Wagner eingetreten war, und dampfte heftig fort, während mein großmütterlicher Oheim eine Rede von vielen Worten hielt, die mit den übeln Auspicien schloß. Und darauf sagte meine Mutter: Wie so?

Was soll draus werden? sagte mein großmütterlicher Oheim und legte beide Hände auf seine beiden Knie.

Was wird draus werden! sagte meine Mutter. Dummes Zeug!

Cousine! es wird nichts aus ihm, sag' ich Ihnen.

Da ließ mein Vater die Pfeife aus dem Mund und sah meinen großmütterlichen Oheim groß an. Was! Weiter sagte er nichts; meine Mutter und mein großmütterlicher Oheim verstanden ihn.

Herr von Wagner! sagte meine Mutter und goß den Kaffee noch immer fort, als die Tasse schon voll war. Wer nie dumme Streiche macht, der wird nie ein kluger Mensch. Fragen Sie meinen Mann. Wir haben in unserer Familie keine Duckmäuser. Wer sich nicht selbst erzieht, der wird nie erzogen werden. Daß ich's Ihnen raussage, Sie sind nie jung gewesen, Cousin. Fragen Sie meinen Mann.

Mein großmütterlicher Oheim sagte zuerst nichts, aber

er richtete sich mit einem tiefen Seufzer auf und nahm eine lange Prise. Er war tief verletzt. Wenn mein großmütterlicher Oheim gekränkt war, zog er seine Dose aus der Tasche und überwand den Zorn. Er war ein Philosoph.

So hätte ich denn eigentlich hier nichts mehr zu sagen, sagte er und steckte die Tabacksdose langsam ein.

Aber zu hören, sagte meine Mutter, die eine sehr gute Frau war, aber keine Philosophin. Niemand wußte in der Stadt so gut den Kaffee zu kochen; aber wenn es in ihr kochte, mußte es heraus, wenn auch der Kaffee darüber überkochte. Was, weil der kleine Schelm die großen Dummköpfe zum Narren gehabt, weil er den Bürgermeister und den Magistrat in April geschickt, soll nichts aus ihm werden! In dem Jungen ist unser Blut. Sie haben's zehn Mal an uns verdient. Fragen Sie meinen Mann!

Mein Vater hatte seine Pfeife weggesetzt und war mit einem Donnerwetter aufgestanden: Ob sie's verdient haben! Zehntausend Mal verdient, das Schafsgezücht! Machen sie uns nicht das Leben sauer, als wären wir ihre Domestiken und nicht ihre Herrschaft —

Gewesen! sagte mein großmütterlicher Oheim.

Protestationen und Proteste, Chikanen und Separationen ohne Ende und kein Respect mehr.

Die Zeit! sagte mein großmütterlicher Oheim.

Was mein Vater darauf sagte, verbietet mir der Respect vor meinen Zuhörern zu wiederholen. Er rief auch die Zeit an, aber wie Götz von Berlichingen die Reichstruppen. Götz von Berlichingen gehörte seiner Zeit an, ich der meinen. Ich habe auch gelernt mich unter das Unvermeidliche fügen, darum vermeide ich Alles, was zarte Ohren beleidigen kann.

Und im Grunde genommen, fuhr mein Vater fort, ich

gönnte es ihnen. Der Junge hat gehandelt wie Einer von meinem Blute.

Hätte ich nichts dagegen, sagte mein großmütterlicher Oheim. Aber —

Wogegen haben Sie denn was? sagte mein Vater. Er hat Ihnen ja keinen Zopf gemacht.

Mein großmütterlicher Oheim fuhr plötzlich mit der linken Hand auf den Rücken und dabei wurde sein Gesicht blutroth. Wenn ein Maler diesen Auftritt auf einem Genrebilde darstellen wollte, würde Niemand ihn verstehen. Auch meine Zuhörer fassen schwerlich den Sinn, wenn ich ihnen nicht mit einer Erklärung, so verdrießlich mir Erklärungen sind, zu Hülfe komme.

Herr von Wagner hatte einen Zopf gehabt, aber er hatte ihn abgeschnitten, als die Zöpfe nicht mehr an der Zeit waren. Sage ich nun noch, daß er diesen Zopf, in chinesisch Papier gewickelt, im geheimsten Fache seines Bureaus aufbewahrte für den möglichen Fall, daß die Zöpfe wieder an die Zeit kämen, so begehe ich damit einen Verrath, nicht allein am Charakter meines großmütterlichen Oheims, sondern auch an mir selbst als Erzähler. Aber es ist geschehen, ein fait accompli, der Rubicon überschritten. Zurückthun läßt sich nichts, so wenig als einen Kanonenschuß ungeschossen machen. Ich entsage allen Ansprüchen auf Ueberraschung, die Macht der reinen Wahrheit geleite mich von nun an.

Herr von Wagner war ein Mann der Zeit. Wohl verstanden, ich sage ein Mann der Zeit, nicht wie Hamlet von seinem Vater: ein simpler Mann. Er war vollkommner; ein Charakter, der sich consequent bewiesen. Jede Consequenz ist ehrenwerth; also auch die Consequenz in der Inconsequenz. Er stammte aus einer alten Familie, die jedoch mehr von der Feder als vom Leder zog, — den be-

rühmten Famulus des Doctor Faust zählte er unter seinen Ahnen — ob sie ihrer Verdienste um die Gelehrsamkeit wegen erst später von den deutschen Kaisern in den Adelstand erhoben wurden, oder ob jener Famulus schon ein geheimer, heruntergekommener Edelmann war, blieb ein heraldisches Familiengeheimniß. Alt ist seine Familie, das ist über alle Zweifel. Und er selbst war es auch; aber man merkte es nicht. Ob er einen Graf St. Germainschen Thee trank, oder ob das die wunderbare Gabe der Männer der Zeit ist, daß sie den Einfluß derselben zu verstecken wissen, lasse ich dahingestellt.

Was war schon dem vorangegangen, als er sich den Zopf abgeschnitten, was ungefähr um die Zeit fiel, als unter dem Fallbeil in Paris die Köpfe fielen! Beiläufig, so ist meine Privatmeinung, daß dies nur aus Misverständniß geschah. Man wollte eigentlich nur die Zöpfe abhacken; aus einem Ungeschick der Scharfrichter flogen aber die Köpfe mit ab. Der späteren historischen Kritik überlasse ich die Würdigung meiner Conjectur. Für unsere Zeit paßt das Historische nicht; ich füge mich. Noch trug mein großmütterlicher Oheim seinen Zopf, als er mit den halberstädter Sängern für die Tugend und Freundschaft im Mondschein schwärmte und zur Nymphe der Selke auf feuchtem Moose seufzte; er schwitzte mit Basedow in Dessau an der Verbesserung des Menschengeschlechts und hobelte mit Campe an der Hobelbank, um sich zu einem nützlichen Mitgliede für die reine Menschheit zu erziehen. Alles noch mit dem Zopf. Man wird von mir nicht verlangen, daß ich seine Lebensgeschichte schreibe, das ist eine Aufgabe für Würdigere, noch wie er in Paris sein Wappenschild zerbrach und mit den Stücken, da ihn in den stürmischen Septembertagen fror, den Kamin heizte. Von diesem Umstande sprach er nicht gern, er ließ ihn in einem gewissen Nebel ruhen,

ob er doch sonst der entschiedenste Feind aller Dunkelheiten war. Ausgenommen, als er unter der romantischen Schule sich wieder an Gespenster zu glauben zwang und Sonette auf den heiligen Laurentius und die heilige Katharine verfertigte. Dies war jedoch nur vorübergehend. Einmal, das war ein historischer Moment, erstarrte mein großmütterlicher Oheim, als unter Trommelgewirbel die ersten Napoleonischen Grenadiere durch die Straßen marschirten. Es durchzuckte ihn wunderbar, der martialische Anblick, die Bärenmützen, die langen Bärte und hinten — der majestätische Zopf. Unwillkürlich fuhr er an den Hinterkopf. Zwar seinen Zopf nahm er da nicht wieder vor; aber die Zeit zwang ihn eine kurze Zeit über ein ungeheurer Bewunderer der Größe des Kaisers der Franzosen zu sein. Ihn übergoß, er wußte nicht wie, der Continentalpatriotismus. Mit der strengsten Kritik durchmusterte er seine Effecten und verbrannte freiwillig auf seinem Hofe Alles, was nach Colonialwaaren roch. Später sah man ihn an der Kletterstange auf dem berliner Turnplatze. Trotz des gräflich St. Germain'schen Thees — wollten indessen seine Glieder sich an den Reckbaum nicht mehr schmiegen. Ach, es war ihm auch schwer geworden, die Halsbinde abzuthun und den Puder aus seinem Haar zu bürsten, daß es in langen Locken über den Hemdekragen floß! Noch schwerer der germanische Purismus. Bekanntlich erhielt Jeder, der ein Fremdwort in die teutonische Sprache mischte, drei Schläge mit dem Klumpsack. Mein heroischer großmütterlicher Oheim ließ sie sich freiwillig aufzählen, auch wenn die Sünde noch nicht über die Lippen gekommen war. Das konnte er, aber auf die Kletterstange konnte er nicht: „Zieh' dich an deinem Zopf 'rauf, alter Junge!" rief ihm ein muthwilliger Knabe zu. Ach, wieder unwillkürlich faßte mein großmütterlicher Oheim an die Stelle, wo sein Zopf

gesessen. Er stürzte. Denn das steht, nach allen Zeitgesetzen, unumstößlich fest, daß ein schwerer Körper an einer glatten Stange nicht mit einem Arme sich festhalten kann. Von dem Augenblicke an hat mein großmütterlicher Oheim nie mehr den Turnplatz besucht. Auch in diesem Unbewußten — Zufall werden es Einige nennen — bewies sich, wie seine innerste Natur nur der Zeit gehorchte; denn am andern Tage wurde der Turnplatz von Polizeiwegen geschlossen. Seine Zeit war um.

Wir leben in der Zeit der Nothwendigkeit. Das Bedürfniß ist das Princip, welches unsere Lebenskraft beherrscht. Wer nicht früh nach dem Vernünftigen, denn das ist das Nothwendige, trachtet, kommt nie an sein Ziel. Die dummen Streiche kommen im Leben von selbst, man weiß nicht wie; darum ist es eine ganz unrichtige Theorie, die Jugend darauf anzuweisen. Im Gegentheil wird es die Pflicht guter Aeltern, den Hang danach auszumerzen. Man müßte den Trieb abdumpfen, statt uns im Stillen darüber zu freuen. Niemand ist in der Welt mehr ausgelassen, dafür sorgt die Polizei und die Philosophie und die zunehmende Population. Wer nicht schon von Kindesbeinen an die Stelle in's Auge faßt, wo ein Plätzchen für ihn ist, wer nicht zuerst auf vier Beinen dahin kriecht, dann geht, fährt, segelt, lavirt, kommt zu spät. Die Cultur hat keinen Platz in der Welt für die Ausgelassenheit gelassen. In Ihrem Jungen, meine lieben Vettern, steckt der Teufel — verstehn Sie mich wohl — an den glaube ich nicht, ebenso wenig als eigentlich — doch das gehört nicht hierher; aber, daß ich's mit einem Worte sage, tolle Jugendstreiche sind außer der Zeit, wo es nichts Wildes mehr gibt, wo paßt da ein Wildfang hin? Sie riskiren, Ihr Junge läuft geradezu in's Verderben. Damit verstehe ich nicht, daß er sich den Kopf auf's Pflaster schlägt, oder die

Pferde mit ihm durchgehen — das hätte nichts zu sagen — aber er läuft aus der Zeit raus, wie Phaeton aus dem Sonnengleise, und, meine werthen Verwandten, das ist ein unermeßliches Unglück, weil gar kein Maß dafür da ist, um es zu messen. Nun frage ich Sie, auf Ihr Aelternherz, wollen Sie die Verantwortung auf sich nehmen, daß Ihr Sohn, so zu sagen, weniger als ein Nichts wird?

Fragen Sie meinen Mann, sagte meine Mutter.

Mein Vater schlief regelmäßig ein, wenn mein großmütterlicher Oheim zu reden anfing. Er schnarchte schon seit einer Viertelstunde.

O mein weiser Mentor, großmütterlicher Oheim, wäre ich dir gefolgt! Nachkomme des berühmten Famulus, welcher ohne Zweifel, nachdem sein großer Meister zur Hölle fuhr, auch eine Größe wurde auf dieser Erde; denn erst, wenn der Erfinder zum Teufel ging, lebt die Erfindung selbständig, zeugend, nährend fort und die industriellen Kärrner bauen ihre Paläste. Was hätte ich gespart, welchen Kränkungen wäre ich entgangen, ein wie anderer Mensch wäre ich jetzt, wenigstens kein Wilddieb. An dir lag es nicht, du hast keine Ermahnungen gespart. Deine Stimme tönte durch tausend Zungen an mein Ohr, schade, nie zu meinem Herzen. Täuschen mich nicht alle Vermuthungen, so war ich auch in der Wiege ein anderer, und ich ward ausgetauscht. Weiß Gott, woher die Hexe den Unhold nahm, den sie in die Wiege zu Kröppelstädt legte, unter das alte Wappen in der wurmzerfressenen Tapete, und wohin der Wind Den führte, der der eigentliche Erbe war von der gewesenen Herrlichkeit des ehemaligen Besitzthums meiner vormals reichsfreien Väter. Beim Worte Wind fällt mir ein, das alte Gleichniß von der Zeit und dem Strome paßt nicht. Die Zeit ist vielmehr der Wind. Sagt man nicht, wenn es still ist, die Zeit geht nicht vor=

wärts? Ein Strom läuft immer, bei Tag und Nacht, jahraus, jahrein, seinen alten Weg. Der Wind rauscht bald hier, bald dort. Jetzt wirft er sich in die Wälder, jetzt rauscht er in der Ebene. Er bröckelt an den alten Schlössern auf den Bergen und treibt die Windmühlen. Bisweilen wirft er sie auch um. Ein Charakter, der mit der Zeit geht, weiß doch, wenn du ihn auf's Gewissen fragst, nicht, wohin es geht. Zum Exempel, wußte Talleyrand das, so klug er war? Er hatte nur die richtige Witterung, wenn der Wind umschlug, und seine omnia secum, d. h. sein Gewissen, so leicht gemacht, daß er ihn jedesmal mitnahm. Ich frage Jeden, hat Talleyrand sich je im Traum einfallen lassen, daß er unter den Priesterhänden zum seligen Ende kommen würde? — Wer dagegen dem Strom sich vertraut, sei er so leicht er will, er weiß voraus, der Strom führt ihn in's Meer — und das Meer ist die Vergessenheit.

Später wurde ich Student. „Herzensjunge!" sprach meine Mutter beim Abschied, ach, und welche schöne mütterliche Warnungen kamen aus ihrem Munde: „Und wenn du 'mal einen dummen Streich machst, komm nur dreist zu deiner Mutter." Mein Vater nahm mich apart. Er liebte nicht viel Worte, aber ein Vater muß doch seinem Sohn Ermahnungen mitgeben. Und nachdem er mich tüchtig geschüttelt und geherzt, sprach er mir in's Ohr: „Und übrigens, Junge, das bleibt unter uns, wenn du dich 'mal verliebst, nie in dein Dienstmädchen. Dann wirst du schlecht bedient." Herr von Wagner sprach auch. Ich habe seine Rede wieder vergessen.

Und eigentlich, wozu muß er denn studiren! hat mein Vater gesagt, als der Postkarren aus dem Thor rasselte. Meine Mutter saß, ihr Schnupftuch vor den Augen, im Sopha: Wenn sie ihn nun einmal sein hübsch Gesicht zer-

hauen mir in's Haus tragen! Wenn nur nicht die häßlichen Hieber wären!

Possen, sagte mein Vater. Die Hieber thun's nicht. Aber die Universitäten sind eigentlich außer der Zeit. Nicht wahr, Herr von Wagner?

Institutionen, die sich überlebt haben, sagte mein großmütterlicher Oheim. Wären nicht die Privatdocenten, die neue Ideen schöpfen und in Umgang bringen, so sollte man diese Traditionshallen mittelalterlichen Weisheitskrams ganz zuschließen.

Und was kosten sie dem Staate! sagte mein Vater. Wenn man die Weisheit frei gäbe, wie wohlfeil würde sie!

Und jetzt ein Collegium zwei Friedrichsd'or.

Mein großmütterlicher Oheim zuckte die Achseln. Vier ehedem, insofern Ihr Herr Sohn des Privilegiums sich bediente, sich auf die Freiherrenbank zu setzen.

In der Wissenschaft kein Standesunterschied, nicht wahr, Herr von Wagner?

Mein großmütterlicher Oheim nickte mit dem Kopf. Mein Vater fuhr fort:

Wie viel Meilen Eisenbahnen ließen sich für das Geld, was die Universitäten kosten, anlegen!

Und man käme unstreitig weiter, setzte mein Oheim hinzu. Beide setzten sich aber wieder an die Departementalkarten, um den Traktus der projectirten Eisenbahn mit den Fingern zu verfolgen. Hier ließe sich ein langes Capitel einschalten, wie auch Männer von Grundsätzen verführt werden können von der Macht der Begriffe. Ja, wer es noch nicht gemerkt, mein großmütterlicher Oheim hatte meinen eigenen Vater, was man nennt, herumgekriegt, derweil er mich verlorenen Sohn in das mittelalterliche Institut der Universität schickte. Mein Vater war ein

Mann der Zeit geworden; mich überließ man dem Gährungsproceß der Jugend, ob die Erkenntniß zum Durchbruch käme. Mein Vater war für die Eisenbahnen gewonnen, vermöge des natürlichen Processes, daß, wo der Begriff mit dem Interesse zusammenkommt, beide eins werden. Er zog den Strich durch seine schlechtesten Hufen, so lang es irgend ging, und das unfruchtbarste Haideland ward zum fruchtbarsten Magdeburger Boden — nämlich auf dem Papier. Das ist die Macht der Zeit, sagte triumphirend mein großmütterlicher Oheim, und mein Vater lächelte wohlgefällig, indem er einen langen Zug aus der langen Pfeife that.

Und dann das Projectchen dazu, sagte er mit ungemein schlauem Gesichte, indem er mit dem kleinen Finger links auf der Karte einen großen Kreis zog. Eine Mariage, und das gäbe wieder eine kleine Herrschaft, wie Anno —

Nichts wie ehemals, fiel Herr von Wagner ein, denn Sie bedenken nicht, um wie viel dieser Güterconnex durch die Eisenbahn meliorirt wird.

Donnerwetter! rief mein Vater. Wenn nur aus dem Jungen was wird! Der Alte hat seine Nicken, aber wenn er ihm gefällt, wenn er sich ihm nur ordentlich präsentirt — Herr von Wagner, wir müssen den Jungen erziehen!

Adam! drohte meine Mutter mit dem Finger. Das Speculiren gerieth dir nimmer. Laß den Gottlob seine Wege gehen. Er hat einen guten Namen. Die den in unserer Familie trugen, kamen noch immer durch die Welt.

So heiß ich nämlich, nicht Gottlieb. Es ist eine alte Eigenheit in unserer Familie. Der älteste Sohn wird immer Adam getauft, der nächstfolgende Gottlob. Gottlieb Einen zu nennen, bevor man wisse, ob ihn Gott lieb haben

werde, dünkte meinen Vorfahren eine Vermessenheit, aber Gott zu loben eine gute Sache zu jeder Zeit. Ein Adam, sagen unsere Chroniken, ist in jedem Hause; Gottlob wenn noch ein anderer dazu kommt.

Was Gott loben heißt, darüber sind die Ansichten jetzt verschieden, nämlich ebenso wie über das, was man loben soll. An mir hat es nicht gelegen, wenn ich nicht zur Erkenntniß gekommen bin; denn ich habe alle Collegia gehört bei Privatdocenten, bei außerordentlichen und ordentlichen Professoren, und außerdem las ich alle Broschüren, Journale und Zeitungen. Bisweilen war ich dem Erkennen sehr nahe; dann aber stieß mich wieder der neckische Kobold, und, daß ich's zu meiner Beschämung sage, mir kam's bisweilen vor, als habe meine Mutter es besser gewußt.

Daran erkannte ich nun wohl, auf welchen Irrwegen ich war. Was an mir, habe ich gethan, mich zurecht zu finden. Ich war immer kerngesund, zu allen tollen Streichen aufgelegt, und doch zwang ich mich zum großen Weltschmerz, zur Europamüdigkeit; ich knetete in mir durch alle Emancipationsgedanken, was Fleisch und Weiber anlangt, ich schnob Feuer und Flamme gegen alle Unterdrükkung, ob ich mich doch eigentlich frei wie ein Vogel in den Lüften fühlte. Es half Alles nichts. Es kommt dir nicht aus dem Innern, sagte ein Freund; er hatte Recht. Grade während des erhabensten Weltschmerzes hatte ich den allerbesten Appetit, und wenn ich wirklich glaubte, die alte Welt recht satt hinter mir zu haben und wahrhaft europamüde zu sein, fuhr es in mich und ich sang die lustigsten Wald- und Sehnsuchts- und Scheide- und Meidelieder, die je in deutscher Kehle erklungen sind.

Einer sagte: es ist die Romantik, die noch immer in dir ihren Sitz hat. Ein Zweiter: die verfluchte Gemüth-

lichkeit, die alte Schlafmütze unserer Väter, vor der wir auf den Knien liegen, nie zum Selbstbewußtsein kommen. Ich preßte, pumpte an mir. Vergebens, es blieb immer etwas in mir sitzen, was zur Zeit nicht paßte. O meine verehrten Zuhörer, wenn Sie diese Qualen in mir miterlebt hätten, Sie würden begreifen, wie man am Ende ein Wilddieb wird. Einmal ergriff es mich. Ein Freund vertheidigte bei der Promotion den Satz von den Illusionen in einer gewissen Doctrin. Ich war sein Opponent. Der Geist ergriff mich. Während die ältern Professoren krumme Gesichter machten und vom Zuweitgehen sprachen, bewies ich ihm, daß er noch lange nicht weit genug sei. Meine Rede floß wie Honigseim von den Lippen, nein wie der Vesuv und Aetna in einer Flamme; wir hatten nämlich in voraus auf das glückliche Gedeihen getrunken. Ich bewies ihm, daß der Katheder, auf dem er stand, nichts sei, als Atome, die wieder nichts wären, ja ich bewies ihm, daß er selbst vom Wirbel bis zur Zeh, der über ihm schwebende Doctorhut inbegriffen, nichts sei als auch eine Illusion. Mein Hauch blies ihn fort; er war wirklich vom Katheder verschwunden, ich weiß nicht wie, und ich hörte nur noch dumpf ein schallendes Gelächter. Als ich zum Doctorschmause wollte, sagte man mir, es sei kein Platz für mich da.

Abermals hatte ich es versehen, wo ich glaubte, es überaus gut und recht gemacht zu haben. Ein alter Bursch, wohlverstanden nicht einer von altem Schrot und Korn, er war hager und ernst vom Wirbel bis zur Zeh und trug eine goldene Brille, nahm mich auf's Feld hinaus. Er war ein Mann der Zeit, der es darin noch viel weiter gebracht als mein großmütterlicher Oheim, denn wie seine langen Beine den meinen um zwei Schritt, so waren seine Gedanken immer um zwei Decennien den gewöhnlichen Fortschrittsideen voraus. Uebrigens war er mein Freund und mein Repetent;

ich hatte ihn angenommen, um mich in Privatlectionen etwas vorwärts zu stoßen.

Gottlob, sprach er nach einigem Schweigen, es thut mir leid um dich; aber aus dir wird nichts. Du lernst Alles an; aber es kommt nichts aus dir selbst raus. Das ginge an, denn es geht Vielen so, und die Strömung, die mächtiger ist als der Mensch, reißt sie doch mit fort. Aber ich habe in dir eine fürchterliche Eigenschaft bemerkt, — die Ironie. Diese gehört einer gänzlich abgethanen Zeitperiode an, wo sie ihre Dienste gethan haben mag, gegen die kleinen Vorurtheile, über die wir längst hinaus sind. In den unsern ist sie nicht einen Schuß Pulver werth, vielmehr eine Hemmkette, daß wir unsere ganze Subjectivität nicht dem großen Zwecke allein hingeben und mit vollem Athem nach dem Ziele laufen. Ich könnte zu dir sagen: Bekämpfe sie. Aber zu meinem Schrecken habe ich's wahrgenommen, sie hat sich dermaßen in Fleisch und Blut dir eingefressen, daß gar keine Hoffnung da ist; du wirst selbst wenigstens so weit in der Erkenntniß fortgeschritten sein, um zu wissen, daß ein ironischer Mensch eigentlich gar kein Mensch ist. Denn wer sich selbst in einem fort vernichtet, wie kann der nur stehen, geschweige denn vorwärts gehen, oder gar fortschreiten. Also weiß ich gar keinen andern Rath für dich: Spring' in's Wasser oder baue Kohl.

Der fürchterliche Redner der Wahrheit hatte mir den Rücken gekehrt und ich stand da wieder da allein, verlassen, geächtet, wie ein von der Pest Befallener. Rings umher im Sonnenschein lachten viel tausend Kohlköpfe höhnisch mich an. „Soll ich alle meine Bildung aufgeben", rief ich, „meine kostbaren schweren Studien wären umsonst, und zu Euch sollte ich zurück!" Da rauschte der Abendwind in den breiten Blättern einer Pflanze, deren Wurzel

in Gestalt einer rothen Rübe, lichtverlangend, halb aus dem Boden vorgukte. Es war die freundliche Vermittelung der Runkelrübe, die mich wieder mit dem Leben aussöhnte. Die Zeit, meine werthen Zuhörer, verzehrt viele Ideen, producirt aber ebenso viele, um was zum Verzehren zu haben. Das Tröstliche ist demgemäß, daß der Geist, der hier eine zugeschlossene Thür findet, wo anders anklopfen kann. Warum verzweifeln, wenn man noch speculiren kann? Warum gemeinen Küchenkohl bauen, wenn man Runkelrüben cultiviren kann?

Die Industrie hat den Vorzug vor den Mythen und philosophischen Systemen der alten wie der neuen Welt, daß sie den geringsten Aufwand von Geist fodert. Es braucht nämlich nur ein Leithammel da zu sein, so finden die Schafe den Weg. Man kann mit der Europamüdigkeit, mit der Ironie, dem Weltschmerz, der Demagogie und dem Pietismus noch so sehr behaftet sein, das hindert nicht, daß man aus der Kartoffel das Lebenswasser, den Geist zieht, den die Zeit braucht. Der meinige schwankte, ob er der Runkelrübe oder der Locomotive den Vorzug geben solle. Ich bekenne, es ruht für mich in der Runkelrübe etwas ungemein Erhebendes. Die Foliage ist nicht schön, dennoch sprrizt und erhebt sie sich, wie der Vorbote, die Verkünderin von etwas Ungewöhnlichem. Und nun mit einem Male schießt die dicke, runzlichte, ebenso unschön angefärbte Rübe, das ist die Wurzel, aus der Erde, mit dem volleren Theil nach oben, gleichsam um auch ihrerseits die Weisheit unserer Väter zu Schanden zu machen, die da sagten: „das dicke Ende kommt nach.“ Wie bewußt ihrer Kraft, ihres innern Gehaltes, entringt sie sich dem fetten Boden, nackt, ohne Vermittelung, ohne Schönheitstinten, ohne andere Sehnsucht als die, fortzuwirken durch Selbstaufopferung, Hingebung und Verwandlung ihrer

Substanz in den rastlos fortschreitenden und arbeitenden Weltgeist. Wahrhaftig, die Runkelrübe ist die wahre Repräsentantin des trotzigen Selbstbewußtseins, aus dem unser Heil entspringt. Das aristokratischere Zuckerrohr ist zu sehr vom Duft der tropischen Fremde und Poesie umwoben, die Seufzer der gebrochenen Negerherzen flüstern in seinen Halmen, ein Mangel, der dadurch nicht ganz ausgeglichen wird, daß die todten Negerstimmen uns das Loblied der Handelsfreiheit singen. Auf der andern Seite, vergegenwärtigt uns nicht die Runkelrübe das Bild der vaterländischen Genügsamkeit! Hätten wir noch zum Runkelrübenzucker den Eichelkaffee, was brauchte Deutschland in seinem neuen Einheitsgefühl dann noch von der Fremde! Vertrüge sich, beiläufig gesagt, nicht die Zuckerhutform mit dem gothischen Strebepfeiler? Man sollte an den Zierathen des Kölnes Domes das, was die Zeit gebieterisch fodert und sie bewegt, nicht vergessen. Deutsche Eicheln, eine deutsche Runkelrübe!

Andererseits hat, was uns vom Platz bewegt, also die Locomotive vor allem, unbestrittene Rechte. Wer wollte sich die Mühe geben, das zu beweisen! Die Aufgabe der Zeit ist vielmehr, den Punkt der Vereinigung zu suchen. Man tadelt das Rütteln. Thorheit! Wir müssen gerüttelt werden, denn wir schlafen noch immer. Man hat schon die Probe gemacht, daß Milch auf der Eisenbahn von selbst zu Butter wurde. Wie wenn man diese verschwendeten Rüttelungskräfte, die in den Aether ungenutzt verfliegen, verwendete! Die Schienen mit Maschinenpapier belegt, kann eine Presse schneller drucken? Die Zeitungen machten und transportirten sich so von selbst. Was Rüttelung und Presse allein! Könnte ein Instrumentenmacher das Geräusch nicht brauchen! Pfeifen haben wir schon, warum nicht Flöten, Trompeten, Posaunen, die anstatt der Lunge

der Dampf nährt. Ließe sich nicht ein natürliches Kunstconcert mit jeder Eisenbahnfahrt in Verbindung setzen! Doppelte Entree und die Actien steigen. Wer dafür nicht zahlen will, dem werden die Ohren verschlossen. Der ausströmende Dampf, was schwärzt er jetzt an als die Brillen der Conducteure und die Wolken! Gibt es denn sonst nichts anzuschwärzen! Für Erfindung und Fortschritt hier ein unendliches Gebiet.

Doch ich blieb bei der Runkelrübe stehen. Beiläufig gesagt, jede Rübe ist eigentlich ein natürlicher Zopf. Wenn die Zöpfe wieder allgemein und zeitgemäß würden, was wäre natürlicher, als ihnen die Form der Runkelrübe zu geben! das gliche Manches aus. Versöhnende Maßregeln darf die Staatsklugheit nie von der Hand weisen.

Bei der Runkelrübe also stand ich, als ich mich unglücklicherweise — und hier muß ich eine Schwachheit bekennen. Innerlich roth, spreche ich es aus. Wie oft predigte mein würdiger Freund der lange Repetent Ulrich: Die Liebe ist eine Krankheit der Vergangenheit, und dabei pflegte er seine Brille abzuwischen. Sie ist ein Hauch aus der Gemüthswelt, der nichts zurückläßt. Sie gehörte der romantischen und der Sentimentalitätsperiode an, die Alten waren eigentlich nie verliebt. Da wir nun in Vielem weit über der classischen Zeit stehen, wie, sollen wir darin hinter ihnen zurückbleiben! Ich wandte ihm ein, daß die Dichter vorgeben, ohne Wein und Liebe nicht leben zu können. Er erwiderte: Schon gut. Die Liebe mag damals eine Wahrheit gewesen sein, sie ist historisch registrirt in Petrarca, Romeo und Julie und dem Käthchen von Heilbronn. Da bleibe sie ruhen als etwas Ueberlebtes. Ein Dichter, der heute eine Tragödie über die Liebe schriebe, ist unnatürlich! Aber die Liebe ist doch etwas Natürliches, wagte ich einzuwerfen. Sehr richtig, sagte der Repetent.

Aber wer bei ihr stehen bleibt, der kommt aus der unbewußten Natürlichkeit nicht heraus. Alle neuere Dichter, von Heine ab, behandeln sie, wie es sich gehört, en bagatelle. Man liebt, um es los zu werden. Eine Liebe, die zu Nichts führt als zur Aufregung der edleren Gefühle, raubt diese edleren Gefühle dem Streben nach der Wahrheit. Darum sie bei Seite geschoben und maltraitirt, wie Napoleon seine Maitressen. Denn wo eine Liebe über uns die Herrschaft gewinnt, verlieren wir die Herrschaft, nach der wir trachten. In solchen Tändeleien, als Schachspiel, Liebe und Billard, vergeudet ein Theil der Menschheit seine bessern Kräfte, im Verlieben verirren wir uns und kommen zu spät zum Bewußtsein. Wer aber schon das Bewußtsein hat, fühlt eine innere Scham, wenn er sich so weit vergessen konnte, verliebt zu sein. Das muß der Mann sich ersparen.

Ich habe mich vergessen. Wohlmeinende könnten zu meiner Entschuldigung annehmen, es sei eine Liebe gewesen, die den Geist zur Freiheit erhebt. Eins jener Wesen, die uns und sich zur Emancipation aus den Alltagsgedanken verhülfen. Ach nein, das eben ist das Beschämende, gestehen zu müssen, es war eine ordinaire Liebe. Keine Wally, keine Madonna, keine George Sand, auch keine Ida Hahn. Es war ein Mädchen mit rothen Backen und blonden Locken, beim Walzer sah ich sie zum ersten und nach dem Cotillon zum letzten Mal.

Mein Fräulein, darf ich die Ehre haben zum nächsten Walzer? sagte ich, und sie sagte, oder ich glaubte es zu hören: Mit Vergnügen. Und nachher verbeugte ich mich und sie neigte sich wieder, und als sich meine Augen aufschlugen, schlug sie auch ihre auf und wir sahen uns Beide an. Comtesse Amalie, Sie sind echauffirt, sagte ihre ältliche Begleiterin. Ich flog und holte ihren Shawl: Sie

sind sehr gütig, sagte die Comtesse, sich leicht verneigend. Nachher standen immer ein Dutzend um sie her, denn sie war eine reiche Erbin. „Vom Lande,“ sagte ein Stutzer naserümpfend, der an mir vorüberging. Sie hatte vermuthlich den Shawl nicht von ihm angenommen. Im Cotillon holte sie mich. Himmel! was sind deine Wonnen! sprach ich bei mir und schäme mich noch heute, obgleich dies eigentlich Entschuldigung verdient; denn was ist der Himmel anders als ein leerer Begriff. Es ist sehr heiß, sagte sie in einer Pause. Ueber die Maßen, sagte ich. Ich sage dies nur, um den Zuhörern ein Maß von meinem unbegreiflichen Seelenzustande zu geben. — Sie stieg in den Wagen. Denn was dazwischen vorgefallen ist, was wir gesprochen, wie wir getanzt, ob ich ihr Eis oder Punsch präsentirt habe, davon weiß ich nichts. Ich am Schlage, den zitternden Bedienten fortgestoßen. Ein freundlicher Blick, sie hüpfte hinein. Nehmen Sie sich in Acht, die Räder! Das war das Letzte, was ihre Silberstimme mir zuflüsterte, ihr Lockenköpfchen aus dem Kutschenfenster. Aber dabei glitt das Batisttuch aus ihrer Hand. Ich hatte es in meiner, als der Wagen fortrollte.

Es war eine finstere, regnerische Nacht, die Straßen voll Koth. Pferde, die im Hafer wühlen, fliegen wie der Sturm, wenn sie nichts zu thun haben, als eine Dame vom Ball abholen. Ich flog hinter ihnen, wie ich da war, um in dem Moment mit ihnen da zu sein, wo der Kutscher die Stränge festhielt. Vergebene Mühe. Dreimal lief ich durch die Stadt. Der Wagen, sie, mein Alles, war verschwunden. Ich fand mich wieder in einem Weinhause. Wenn man im Ballcostum zwei Stunden durch die schlechtgepflasterten Gassen einer Provinzialstadt im Regen läuft, so kann der Wein zwar die erschlafften Lebensgeister aufregen, die Toilette aber corrigirt er nicht. Ich legte mich

auf eine Bank an der Wand und schloß meine Augen. Andere späte Gäste kamen, ohne im Schatten des Tisches mich zu bemerken. Ein schallendes Gelächter weckte mich. Es waren wohlbekannte Stimmen und Gesichter. Einige darunter kamen auch vom Balle und theilten den Andern mit, was sie erlebt. Auch ich, auch meine Liebe.

Ein höhnisches Gelächter, ein schallender Chorus. Der Repetent Ulrich unter ihnen. Ich lag im Fieber, oder war es der Wein; und das Fieber oder der Wein wirkte wie ein Starrkrampf. Sie hielten Gericht über mich. Mein Urtheil war ausgesprochen, ich war verworfen. Schade um ihn, sagte ein Mitleidiger, er war doch ein aufgeweckter Kopf, und ein Anderer setzte hinzu: und es fehlte ihm nicht an gutem Willen. Der Repetent Ulrich aber stampfte das Glas auf den Tisch: Und ich sage euch, es war Alles falsch an ihm. Er taugt zu Nichts als zum Krautjunker.

Wissen Sie, meine Zuhörer, was ein grauer Tag ist? Wissen Sie, was Verzweiflung ist? Was es heißt, an sich selbst verzweifeln? Und wissen Sie, was Liebe heißt? Alles das mischen Sie zusammen, und Sie wissen doch noch nicht, wie mir zu Muthe war, als ich durch die Felder irrte, grad immer da, wo kein Weg war, und die Rebhühner aufscheuchte! Und dazu mein Ballcostum. Die dünnen Sohlen und die seidenen Strümpfe auf Stoppelfeldern, wo es vier und zwanzig Stunden vom Himmel gegossen hat!

Die Lerchen wirbelten am Himmel, als die Sonne durch die Nebel brach, und jede sang in die Lüfte: „Er taugt zu nichts.“ Als ob das unvernünftige Thier das nöthig gehabt hätte zu singen, da ich es mir selbst tausend Mal tausend Mal vorsagte. So viel Einsicht traut mir doch Jeder zu, um zu wissen, daß diese gewöhnlichste unter den

gewöhnlichen Liebesgeschichten für einen Mann meiner Bestrebungen und der auch nur zu dem Grad Bewußtsein gelangt war, ich sage nicht etwas Beschämendes, vielmehr etwas tief Empörendes hatte. Wäre ein tiefes Wasser vorbeigeflossen, ich wäre vielleicht hineingesprungen, vielleicht auch nicht. Das eben ist das Entmuthigende, daß ich das volle Bewußtsein meiner entwürdigenden Thorheit hatte, und doch noch thöricht blieb. Denn plötzlich faßte ich das Batisttuch, das ich nicht aus meinen Händen gelassen, an den Mund, drückte hundert Küsse darauf, dann drückte ich es an die feuchten Augen, wischte sie und blickte in den blaugewordenen Himmel und hoffte. — Dieses Hoffen allein müßte mich bei allen Vernünftigen als einen Träumer stempeln, an dem Hopfen und Malz verloren ist.

Deshalb gab ich mir auch gar nicht mehr Mühe, etwas Vernünftiges anzufangen, sondern war beschäftigt, in einen dicken Baumstamm den Namen Ama — einzuschneiden. Nämlich so weit war ich gekommen, als mich ein unsanfter Schlag auf meine Schulter aufweckte.

Was steht zu Diensten, rief ich, denn hinter mir stand, oder vielmehr jetzt vor mir, ein baumstarker Mann in einem grünen Rocke, an dessen Stiefeln ich sogleich, unter Zuhülferufung meiner psychologischen Studien, einen Amtmann erkannte. In der Hand einen gekrümmten Haselstock, dessen eines Ende meine Schulter berührt hatte.

Sie oder Er? sagte der Amtmann, mich zweifelhaft aus seinem rothen Antlitz anschauend, in welchem nicht der volle frische Morgen, sondern der Morgentrunk duftete. Das Sie galt vermuthlich den seidenen Strümpfen, das Er den Löchern darin.

Wie es Einem beliebt, sagte ich, mich kürzer fassend. Das Unbestimmte verhilft zwar nie zur Bestimmtheit, aber um aus Verlegenheiten zu reißen, ist es immer dienlich.

Der Amtmann zeigte mit dem Stock auf die Buchstaben: das da ist von uns?

Man sieht daraus, wie gut es bisweilen ist, die Initiative zu ergreifen. Man schlage den Ton an, den man will, und der Hall kommt nach.

Wir sind die Ursach, erwiderte ich, und das ist die Wirkung.

Also lateinisch? sagte der Amtmann.

Der Imperativ von amare, sagte ich. Es fehlt nur noch das Object, was geliebt werden soll und muß.

I der Tausend, sagte der Amtmann, also Er — Sie — Wir — können lateinisch malen — anstreichen, meine ich?

Ich verbeugte mich.

So taugt er ja zu was.

Ich erröthete, ob wegen der Position oder der Negation, die darin lag, laß ich dahingestellt.

Komm Er auf der Stelle mit, fuhr der Amtmann fort und streckte seinen Krummstab aus, als wolle er mich damit angeln. Wir können Ihn brauchen.

Ich erwiderte, daß ich ein freier Künstler sei.

Der Amtmann erwiderte, daß er solche freie Künstler, die die Bäume schädigten, in's Loch schmeißen ließe! Da ich sah, daß ich es mit einem vernünftigen Manne zu thun hatte, fragte ich mit der Bescheidenheit, die jeden Künstler ziert, ob meine Kräfte auch ausreichen würden?

Der Amtmann sah mir unter die Augen: Er sieht ja noch nüchtern aus?

Ich konnte es ihm nicht erwidern.

Die ganze Bauernschaft stand schon in Sonntagswämsern. Auch die weißer gekleideten Mädchen, zwar nicht weiß, sondern in bunten Röcken, aber die ellenlangen

Sträuße mit Levkoien uud Sonnenblumen sagten Jedem deutlich, daß es weißgekleidete Mädchen sein sollten. Der Ziehbrunnen knarrte in einem fort und die Bursche trugen einen Eimer um den andern an den Heck und gossen ihn über den Menschen, der dort in den Nesseln lag. Er knurrte, prustete, drehte sich um und schlief wieder ein.

'S ist schändlich um das Laster der Trunkenheit! sagte der Amtmann und goß ein Glas Branntwein, das ihm der Krüger schenkte, über die Lippen, und dann ein zweites. Und drauf ein drittes, denn er war außer Athem vor Aerger über den schlechten Kerl, der so sein Wort gebrochen.

Wir kriegen ihn nicht auf die Beine bis zur Zeit, und so wir ihn windelweich schlagen, sagte der Großknecht.

Der Amtmann stieß mich vor an den großen weiß angestrichenen Stein in der Mitte der Dorfstraße, und oben dran stand schwarz geschrieben:

Ihrem theuren Landesvater
Seiner Durchlaucht, unserm allergnädigsten Herzog

das Uebrige war noch weiß; der Pinsel und die Butte mit Rußfarbe stand daneben.

Laßt das Vieh in den Nesseln! sagte der Amtmann; denn die Bursche fingen an den Betrunkenen bei den Beinen heranzuziehen. Noch ist nichts verloren. Der Taugenichts hier weiß auch Lateinisch anzustreichen. Man muß den Menschen brauchen, wozu er taugt. Und nun merk dir's, — sagte der Amtmann zu mir, und wies auf ein beschrieben Papier, — 19 Linien und 43 Worte sind's. Für 19 Linien und 43 Worte alles in Allem einen halben

Gulden, vollauf Essen und Branntewein, bis du unter die Bank fällst, aber wohl verstanden, bei allen Kreuzdonnerwettern keinen Schluck, ehe du nicht fertig bist.

Also war ich als lateinischer Anstreicher angestellt. Meine Herren, jeder Beruf, den man treu erfüllen kann, stärkt das Bewußtsein. Es bedurfte nicht der zwei Quart Branntewein, die man in der Perspective mir hinstellte, als Lockung — der unverschämte Anstreicher vor mir hatte die zwei Quart auf zwei Zeilen ausgetrunken! — ich strich und schrieb ohne Aussicht auf den Branntewein, ja eigentlich ohne alle Aussichten, was das Zeug hält. Die Bauern sperrten Maul und Nase auf. Solch einen Pinsel hatten sie noch nie gesehn, der in den schönsten Schnörkelzügen flog. Jetzt war es noch weiß, und nun war es schwarz. Da ging mein Lob von Mund zu Munde: „Das ist ein Mann." „Der versteht's." — „Der kann's weit bringen." Der Branntewein ist nicht allein um deswillen verwerflich, weil die Mäßigkeitsvereine ihn verdammen, er berauscht auch das Individuum, und verlockt uns, gleich der Liebe, in das Gebiet unbestimmter Gefühle und Träumereien. Aber nicht weniger gefährlich ist das Lob. Auch der ist verloren, das heißt, er verliert sich selbst, die Klarheit des Bewußtseins, die regelnde Vernunft, welcher es einschlürft, so wie ich. Die guten Bauern, und ich auch, machten nur zu bald die Erfahrung.

Nicht eine Stunde war vergangen, da prangte auf dem weißen Steine die glänzend schwarze Inschrift:

Ihrem theuren Landesvater
Seiner Durchlaucht unserm allergnädigsten Herzog
welcher
bei seiner allerhöchsten Durchreise
nach
Paris
allhier
nicht allein die Postpferde zu wechseln
sondern
auch auf einige Augenblicke
im Schulzenhofe
höchstselbst
abzutreten geruhte
die vereinigte Dorfgemeinde
aus dankerfülltem Herzen
der
Nachkommenschaft
zum
ewigen Angedenken.

Das ist brav! sagte der Amtmann und schlug mir auf die Schulter, diesmal nicht mit dem Haselstocke, sondern mit der flachen Hand. Die Bauern schenkten mir volle Gläser. Ich bat um die Erlaubniß zu sprechen; denn kein öffentliches Werk ohne öffentliche Rede. Die Bauern hatten bis da nur ihren Amtmann gehört. Wer so schön lateinisch malte, der mußte auch schön reden, wenngleich nicht lateinisch, doch unverständlich. Reden, die man nicht versteht, wirken bekanntlich am meisten. Also ich hub an. Andächtig hatten sie die Köpfe entblößt, während ich den Pinsel in der einen, die andere Hand auf den Stein lehnte.

Hochverehrteste Dorfgemeinde! Insonders Sie, zu ver=

ehrendes Comité, behufs der Errichtung dieses Denkmals der Pietät! Wenn gleich das Werk seinen Meister lobt, ich meine nicht den, der es ausführte, welchen auch nur andeutend zu erwähnen, die Bescheidenheit mir verbietet, vielmehr denjenigen allein, in dessen Brust zuerst der Gedanke keimte, so doch noch ungleich mehr den, welcher für den Gedanken die Form fand. Ich meine den Lapidarstil. Unbestreitbar ist der Lapidarstil derjenige, welcher dem Bestimmten die möglichste Unbestimmtheit gibt und den Auslegern das weiteste Feld läßt. Wie nun, sage ich, konnte Ihre Weisheit, die Ihrer Loyalität die Wagschale hält, zweckmäßiger sich ausdrücken, als in einem Stile, dessen Handgriff den nachkommenden Generationen verloren geht. Denn wenn dereinst, erwägen Sie das wohl, einer kommenden Zeit die Verständniß dieser Ihrer Loyalität, als eine dann unbekannte Sache, völlig verloren gegangen wäre, so ließe sich vermöge der Kritik ein dem heut beabsichtigten ganz entgegengesetzter Sinn herauslesen. Erschrecken Sie darüber nicht, denn das ja ist die Aufgabe alles Dessen, was auf Dauer Anspruch macht, also auch des Lapidarstils, daß es sein Antlitz nach der aufgehenden Sonne und seinen Mantel nach dem Winde richtet. Zwar, hochverehrteste Dorfgemeinde, kann ich dir nicht verbergen, daß Böswillige oder Uebelwollende, was auf eins herauskommt, schon jetzt einen andern Sinn in die schlichte Sprache deiner aufrichtigen Gefühle legen. Nicht von Jenen rede ich, die da sagen, daß die zweite Linie aus der Construction fällt; denn nachdem Ihr geschrieben:

Ihrem theuren Landesvater

hätten vielleicht Stilistiker den gemüthlichen Dativ weiter geführt und gesagt:

Ihrem allergnädigsten, durchlauchtigsten Herzog

aber Ihr erschrakt plötzlich über die zu große Vertraulichkeit, fühltet mit loyalem Rechte, daß nach jenem Anfange der Respect wieder in seine Kanzleigrenzen treten müsse, die Devotion kristallisirte sich plötzlich in Euerm erweichten Gemüthe, und Ihr schriebet, Andern ein Beispiel gebend, daß ein Fehler gegen die Stilistik verzeihlicher ist als einer gegen den Respect:

Seiner Durchlaucht unserm.

Was aber hilft es vor Jenen, die da sagen wollen, daß in diesem Lapidarstil so viel Wahrheit sei als auf dem Grabstein, wo es vom Wucherer heißt, daß er ein Wohlthäter der Menschheit war. Zwar unbestritten stehe es fest, daß Seine Durchlaucht, dein allergnädigster Landesvater hier die Pferde wechselte, auch das, daß er im Schulzenhofe höchstselbst auf einige Augenblicke abtrat, wie nicht minder, daß er zum Wohl seines Landes nach Paris reiste, was man auch daraus weiß, daß die allergnädigste Landesmutter in allen Kirchen nach seiner Abreise im Geheimen beten ließ, daß ihn der Herr auf allen seinen Wegen, den rauhen und glatten, sage auf allen Wegen, also auch seinen Abwegen, behüten und bewahren möge. Nachdem nun aber Hochderselbe sich seinem Reiche wieder nähere, ja in dieser Stunde schon, aller Wahrscheinlichkeit gemäß, an der Grenze von den weißgekleideten Mädchen empfangen wird, die gnädigste Landesmutter aber, statt ihm entgegenzufliegen, Postpferde genommen und mit verweinten Augen zu ihren Aeltern gereist sei, inmaßen ihr hinterbracht worden, daß ihr hoher Gemahl außer andern natürlichen Merkwürdigkeiten von Paris auch zwei Grisetten für sein einheimisches Naturaliencabinet mitbringe, da nun, hochverehrteste Dorfge-

meinde, habest du diesen Stein, und die Inschrift darauf, rasch setzen lassen, sagen die Spötter, wie man im gemeinen Leben sagt, um ihm Sand in die Augen zu streuen. Dieses laß ich auf sich beruhen. Einmal weil es zu gemein wäre, zweitens weil schon so viel Sand gestreut ist, daß du, schlichter Landmann, zu spät kämst, und drittens weil ein Stein kein Sand ist. Hier kann nicht von Sand und Stein, sondern nur von der Wurst die Rede sein, die du nach der Speckseite wirfst, sagen die Spötter. Nämlich deines Landesvaters Herz, das du überrumpeln wollest, damit er in einem jener gemüthlich kindlichen Impulse, an denen er leidet und die jetzt eben seine Agnaten und Stände veranlassen, ihm einen Vormund zu bestellen, daß du, sage ich, so recht pfiffig und schlau den Augenblick nutzen und das Eisen schmieden wollest, um dir von ihm, ehe er seine Räthe gesprochen, die Schweinetrift wieder bewilligen zu lassen; welche du im Proceß mit dem Fiscus mit Fug und Recht und zum Besten des Allgemeinen verloren hast, das, meine hochverehrte Dorfgemeinde, von dir zu behaupten —

Es ist eine eigene Sache mit der populären Redekunst. Wer hat sie in Deutschland studirt! Dennoch glaubte ich das richtig getroffen zu haben, daß der Lapidarstil dafür nicht passe. Die Bauern waren anderer Meinung. Sie hielten den Lapidarstil ihrerseits wenigstens für angemessen, mir zu antworten. Ein Stein flog gegen meine Schulter, ein zweiter schlug mir den Hut vom Kopfe. Unter solchen Umständen hielt ich es nicht für angemessen, die weitern Würfe und Einwürfe abzuwarten, zumal da dieselben Individuen, welche noch eben nicht Lobes genug gewußt, in schnöder Undankbarkeit nicht allein nach Kiesel und Knütteln griffen, sondern in den gröbsten Worten mich einen Taugenichts, Hallunken, Vagabunden, ja sogar einen Injurianten schalten. Ohne meinen Pinsel, den ich zu rechter Zeit noch

einmal in die Rußbutte gesteckt, wäre ich verloren gewesen. Das rothe Gesicht des Amtmanns war im Wege der Vertheidigung vollkommen angeschwärzt, dreier andrer kaum minder, als ich den günstigen Augenblick der Bestürzung ergriff, über eine Hecke zu springen. Da schon ließ ich den einen Rockschoß zurück, auch meine übrige Rede, wie ich vorhin zu sagen vergaß. Aber gerettet war ich nicht. Es war, als ob die Hölle hinter mir los war. Sogar glaubte ich die Worte zu hören: Er hat uns zu Narren gehabt!

Ueber das Blachfeld ging die Hetzjagd. Sie waren mir auf den Hacken. Da gingen plötzlich die Böller los, die Dorfglocke läutete — nicht um meinen Auszug, um den Allerhöchsten Einzug. Ich stürzte mich in den Staubwirbel vor mir, aus dem Rosse und Wagen zum Vorschein kamen, ja wie ein Verzweifelnder hinein mitten in den Allerdurchlauchtigsten Reisezug. Die glänzend frohen Gesichter, die geschmückten Herren und Damen, Kränze an den Wagenschlägen und Laternen, die Sitze mit Blumen überschüttet, und ich — brauche ich Ihnen zu beschreiben, wie ein lateinischer Anstreicher aussieht, dem die Bauern den halben Kragen und die Hecken den Rockschoß abgerissen haben? Mein Gesicht angeschwärzt, die Aermel aufgekrämpft, in der Hand den Pinsel. Ich war nicht präsentationsfähig. Wollte ich die Durchlaucht anreden? Ich weiß es nicht. Hatte ich doch eben erst die Erfahrung gemacht, welchen Effect ein Redner hervorbringt, der sein Publicum nicht kennt. Halt den Dieb! schrie es hinter mir. Eine zierliche Pariserin kreischte: Er hat eine Pistole! — Ein Mörder! — Ein Demagog! rief der Kammerherr, Hülfe! ein Königsmörder! schrie ein erblassendes Gesicht, als meine eine Hand den Kutschenschlag berührte, die andere hielt den Pinsel ausgestreckt. Kammerhusaren sprengten heran. Mord! rief die eine Pa-

riserin; er sinkt in Ohnmacht, die andere. Er ist getroffen, schrien drei. Eau de Cologne! die Erste.

Ja, wäre nicht der erste Kammerhusar gestürzt, der zweite auf ihn und ich über beide fortvoltigirt, und wäre der Staub nicht gewesen und die unaussprechliche Verwirrung, und wären nicht die Pferde des Durchlauchtigsten Wagens scheu geworden und ausgerissen und das ganze Gefolge hinterdrein, und hätte nicht Seine Durchlaucht geschrien: Vorwärts! vorwärts! peitscht! peitscht!, als der ganze Bauerntroß statt hinter mir, hinter dem durchgehenden Wagen lief und die Pferde immer scheuer machte, und hätten die Pariserinnen nicht mit den Tüchern geweht, und die Bauern mit den Fahnen und geschrien, daß Niemand wußte, woran er war, bald: Halt den Dieb! bald: Hoch seine Durchlaucht! — es wüßte Niemand, was daraus, und am wenigsten ich, was aus mir geworden wäre.

Daß kleine Dinge oft große Wirkung haben, hat noch kein Philosoph geleugnet. Daß ich dadurch ein Wilddieb wurde, ist für die Weltgeschichte das minder Bedeutende. Der Fürst aber — ich greife hier wieder der Geschichte vor, die mich noch über die Stoppelfelder fliehen sah — der Fürst fuhr zwar, ohne ein Auge darauf zu werfen, an dem Stein der Loyalität vorüber und die Gemeinde kam um ihre Schweinetrift, aber im nächsten Schlosse bereits, wo er sehr blaß abstieg und vier Cavaleristen mit geladenen Karabinern vor sein Schlafgemach stellen ließ, schickte er nach seinen Räthen und Agnaten — er brauchte nicht weit zu schicken — und kam ihnen mit der Erklärung freiwillig entgegen, daß er, der Regierungssorgen überdrüssig, die schwere Last den Schultern Anderer überlassen wolle. Der Mordanfall auf der Straße, oder, zum Besten gedeutet, der majestätsverbrecherische Angriff eines Wahnsinnigen, der meuterische Aufstand einer Dorfgemeinde, während ihr Fürst in äußerster

Lebensgefahr schwebte — er ließ es sich nicht ausreden — und die Sorglosigkeit, wenn nicht der Verrath Derer, die seinem Vertrauen die nächsten waren, hatten sein Nervensystem erschüttert, seinen Muth gebrochen. Möge in dieser aufrühreriscchen Zeit regieren, wer dazu Lust habe, waren seine Worte, er fühle sich zu gut, um mit dem Undank zu kämpfen. Die Sache war in der Wirklichkeit sehr bald abgethan, da sie auf dem Papiere längst fertig war. Andere sagen, es sei das der erste Regierungsact des Durchlauchtigen gewesen, wo er aus freien Stücken zum Wohl seines Landes handelte. Man hat ihm keinen Denkstein dafür errichtet.

Ich war längst aus dem Territorium dieses Fürsten, auch schon durch ein zweites souveraines Gebiet, wenn ich nicht irre, als ich auf dem dritten — einige Hunde hörte ich noch immer hinter mir kläffen und den Staub meiner Verfolger sah ich im Umdrehen — über einen Graben in den nächsten Busch springen wollte. Unglücklicherweise sprang aber in demselben Moment von drüben Jemand herüber. Wir trafen uns, und in Folge der unglücklichen Collision, denn Jeder wollte sich am Andern halten, umklammerten wir uns und fielen Beide in den Graben. Zur Beruhigung meiner Zuhörer, er war weder tief noch naß; auch sonst hatten wir uns nicht beschädigt. Ich hielt meine Waffe fest, er seine, als wir uns losließen und einander forschend anblickten. Fürchten Sie nicht für mich, wenn ich sage, daß seine kein Pinsel, sondern eine lange verrostete Flinte war. Wir verständigten uns bald, daß keiner den andern zu fürchten habe, da jeder etwas Anderes fürchtete. Ich hatte es mit einem gebildeten Manne zu thun, dessen Anzug, was die Zerrissenheit anlangte, mit dem meinen harmonirte. Nur daß in seiner Zerrissenheit mehr Uniformität war, oder, um mich deutlicher auszudrücken, sie war aus

Einem Stücke. Ich liebe Charaktere, die das ganz sind, was sie sein wollen.

Also der Zerrissene, der feine schlaue Augen hatte, die überall herumfuhren, kraute sich hinterm Ohr, nachdem ich ihm in Kürze erzählt, was mir begegnet war, und er hatte aufmerksam zugehört.

Also das war's nur! sagte er und hauchte und putzte das Schloß seiner Flinte. Ich dachte, die wilde Jagd ginge schon los.

Ich sah den gebildeten Mann verwundert an: Wie, Zerrissener! sagte ich, auch Sie glaubten an das Kindermärchen einer dunkeln Feudalzeit?

Er sah mich an, mit einer Miene, als verstünde er mich nicht. Daran erkannte ich seine Schlauheit. Vermuthlich entdeckte er in mir noch irgend einen fatalen romantischen Zug, den ich auszumerzen vergessen. Treuherzig wollte er mich machen, um zu lachen, wenn ich meine Albernheit bloß gäbe.

Was Märchen! Es ist wahrhaftig so, mein Herr, sagte er.

Ich ließ mich nicht irre machen. Zerrissener, an Alles in der Welt kann ich mich zwingen, wenn es an der Zeit ist, zu glauben, nur nicht daran, daß der wilde Jäger um deßhalb verdammt ist zu spuken, weil er am *Sonntag* auf die Jagd ritt. Die diesem Märchen zum Grunde liegende Idee führte ja gradeswegs zur anglicanischen Sabbatfeier.

Das ist mir schon egal, sagte der Zerrissene, aber die Jagd geht los, die ich meine, das können Sie mir glauben.

Welche?

Nun auf den großen — den berühmten Wilddieb, haben Sie nie von dem gehört?"

Wilddieb! sagte ich. Der Begriff gehört eigentlich gar nicht in diese Zeit mehr. Insofern Wild überhaupt noch

geduldet wird in dem Zustande der Cultur, ist es so frei wie seine Natur. Jeder habe das Recht, es zu tödten, wo er es findet.

So! sagte der Zerrissene mit einem ganz eigenen Blicke und legte, wie probirend, sein Gewehr an, das wär' eine schöne Geschichte. Wovon sollten denn die Wilddiebe leben, wenn jeder Lumpenkerl schießen darf. So denkt der Gelennik nicht.

Wer ist der Gelennik?

Nun der große, der — berüchtigte Wilddieb, auf den sie Jagd machen wollen.

Jagd auf einen Wilddieb! sagte ich. Das ist eine Idee entweder der frühen Vorzeit oder der Zukunft. In die Gegenwart gehört sie nicht. Jagd auf einen Menschen, auf ein berechtigtes, mit Vernunft begabtes Individuum!

Das ist mir nun egal, sagte der Zerrissene, und den Herren wird's auch egal sein; aber sie denken sich das Spiel zu leicht, die großen Herrn. Der Gelennik ist auch nicht von gestern. Haben Sie denn nie von dem Gelennik gehört?

Es ist zu jeder Zeit für einen Mann des Fortschritts eine peinliche Sache, seine Unwissenheit bekennen zu müssen.

Der Gelennik trifft Ihnen, wenn sein guter Tag ist, auf dreihundert Schritt das Weiße im Auge. 'S ist curios, daß der Herr nichts von dem Gelennik gehört hat!

Meine peinliche Lage wuchs.

Auch nicht das, wie er aus der Flammenburg brach? fuhr der Zerrissene fort. Ich senkte den Kopf, er schüttelte ihn. Davon weiß doch jedes Kind zu erzählen! Wie er sich am Felsen runter ließ, dreihundert Fuß, steil wie ein Senkblei, nur einen Besenstumpf zwischen den Beinen und zwischen den Füßen eine eiserne Stange. Das soll ihm ein Anderer nachthun! Und damit nicht zufrieden, klettert er,

noch ehe der Tag anbricht, an's Fenster des Grafen eine Mauer hinauf, dreißig Fuß, klopft an, weckt ihn aus dem Schlaf und wünscht ihm einen guten Morgen. Sagt, könnte es doch nicht unterlassen, aus Respect in eigner Person dem gnädigen Grafen anzuzeigen, daß er sich auf die Beine gemacht. Ja, als der Graf wach war und die Hunde und die Reiter aus dem Thor preschten, der Gelennik war längst über alle Berge. Curios, daß der Herr davon nichts gehört hat.

Welcher Graf?

Nun, der große in den Bergen, der berühmte Jagdherr, der Graf Wetterstrahl.

Wetterstrahl! sagte ich, curios!

Ja, curios ist's auch. Er hörte es so gern, wenn sie ihn den König der Wälder nennten, und das Volk nennt den Gelennik so. Und wer hat mehr Recht darauf! Weiß der Graf, was der Gelennik weiß! Der kennt jeden Pilz und jeden Stein, er zählt die Rehe und die Hirsche, that nie einen Fehlschuß; der Graf, ich will ihn durch seine eigenen Forsten führen und er weiß nicht giks nicht gaks. Ein Schütz ist er auch nicht, das kommt vom lieben Gott. 'S ist doch kaum glaublich, daß Ihr nichts vom Gelennik gehört haben solltet! Ihr seid wol nicht weit her? Ja, hätte der Graf ein Bischen Vernunft! Das aber ist's eben. Hochmuth kommt vorm Fall. Da bot ihm der Gelennik an: Siehst du, Excellenz, du kriegst es nicht. Ich schieße dir die fettesten Braten fort und die reichen Bürger in der Stadt speisen dein Wildpret und lachen dich aus. Nun nimm Vernunft an, nimm den Gelennik in Dienst, bezahle ihn gut und er gibt dir sein Wort als Schütz, du sollst deine Braten selbst speisen. Soll kein anderer Wilddieb mehr in dein Revier, wenn du mich drein läßt.

Und der Graf wollte nicht den Bock zum Gärtner.

Prustete und schwur was vom Hängenlassen. Ja, das hängt sich auch so leicht. Erst haben, und dann — hängen wir auch noch nicht. Nun, das hat der Herr doch gelesen, wie er ihn damals in der neuen Schenke fing? Es stand ja in allen Zeitungen!

Der Zerrissene war bewanderter in den Zeitungen als ich, der täglich alle las, die allgemeinen und die gemeinen.

In der neuen Schenke hatten sie ihn überrumpelt, fuhr der Zerrissene fort, war ein bischen durstig gewesen, der Gelennik. Draußen standen ihrer 20, ja 30, Jäger, Gensd'armen, mit geladenen Büchsen, legten Baumstämme gegen die Thore; versteckten sich hinter den Holzhaufen. Hatten heillose Angst, daß er eine Kugel pfeifen ließ. Der Gelennik aber pfiff nicht: „Na nu", rief er raus, „ich gebe mich ja schon." Sprang aus dem Fenster: „Da habt ihr mich!" Sie, nicht faul, ihrer drei oder vier faßten ihn und hielten ihn. Ja, mit Respect zu sagen, seine Beinkleider und seine Jacke und sein Hemde. Hatte Toilette gemacht, alles lose über die Schultern. Er, der Gelennik, mit drei Sätzen über die Hofmauer. Hast du ihn gesehn! — Hatten das Nachsehen und seine Hosen dazu; die gönnt er ihnen. — Nu, soll's mich doch wundern, ob sie ihn jetzt kriegen werden.

Wo sitzt er?

Der Zerrissene wies zurück auf den hüglichten Wald: Nun, da drin, denk ich. Der Herr Graf sind ein reicher Herr und ich gönne ihm wol das Vergnügen, das es sein muß, ein Menschenkind als wie ein Thier in die Angst und zu Tod zu hetzen.

Hetzen will er ihn?

Freilich! O das wird ein Plaisir geben. Eine Treibjagd mit Hussa- und Hörnerklang. Die Junkerherren, aus nahe und fern eingeladen, alle mit Hunden und Jägern und Leibfarben. Nicht wahr, eine große Ehre für den Gelennik!

In den Küchen auf der Burg wird zugekocht und geschmort und gebraten. Das wird einen Schmaus setzen, wenn sie ihn haben! Da soll getrunken werden auf die Rückkehr der alten guten Zeit, wie sie sagen, wo sie nur zu pfeifen brauchten und Bauer rühr dich, dreh dich! hieß es. Die Pokale werden abgeputzt, aus denen seit Menschengedenken Keiner trank, die Hirschgeweihe gefirnißt, die Wappen über den Thüren geputzt. Wenn Ihr ein Anstreicher seid, da könntet Ihr was verdienen. — Wenn sie ihn nur erst hätten!

Wenn sie ihn umstellt haben, sagte ich. Er kann sich doch nicht unsichtbar machen.

Der Zerrissene machte eine sehr pfiffige Miene. Der Gelennik hat auch seine Freunde. Möchte ja sein, daß der Graf ein Mal falsch in die Tasche griff. Gab Einem, der mehr wollte, zu wenig für die Kundschaft. Der Gelennik bezahlt auch seine Kundschafter.

Zerrissener! sagte ich, bei alledem ist mir die besondere Wuth eines so bedeutenden Mannes auf einen so geringen nicht begreiflich, zumal da letzterer nicht das abstracte Recht des Grafen, sondern nur sein concretes, die Hasen, beeinträchtigt.

Der Zerrissene pustete mit zugespitzten Lippen: Wißt Ihr, was der Wilddieb dem Wildgrafen schwor? Wenn er ihm noch ein Mal in die Quer käme, woll' er ihn den Zopf von der Parruck abschießen. Zwei Mal schoß er ihm schon den Filz vom Deckel. Na nu kommt der Zopf dran. Ist mir sehr begreiflich, daß er fuchswild ist. Da — schaut mal rechts. Das ist der Graf; neben ihm reitet der Verwalter. Seht ihn Euch genau an.

Ich nahm den Reiter scharf in's Auge. In einem grünen, altväterischen Tressenrock, auf dem Kopf einen Dreimaster und im Trabe schlug der Zopf lustig auf und ab. Da

krachte es mir dicht hinterm Ohr, das Pferd des Grafen scheute und ab flog sein Hut. Als ich mich umdrehte, rauchte es mir um die Nase, der Zerrissene war fort und sprang in Sätzen wie eine Katze im Graben, bis er in den Gebüschen verschwand.

A priori läßt sich durchaus nicht bestimmen, was ein Weiser in meiner Lage gethan hätte. Bleiben oder fortlaufen, das war hier die Frage. So einfach sie scheint, so complicirt wurde sie, wenn man alle Rücksichten und Bedenklichkeiten in's Auge faßt, die sowohl mittel- als unmittelbar sich an die Consequenzen dieser und jener Handlungsweise knüpften. Ich war noch nicht einmal mit der Exposition im Reinen, als der Verwalter die Hand auf die Lende schlug und rief: Herr Graf, hol mich der und jener, und am Ende ist er's nicht!

Der Graf hatte mich schon länger mit wunderbaren Blicken angesehen, nicht bös, sondern fast erschrocken: Christian, wenn Er nichts weiter zu sagen weiß.

Vergessen habe ich nämlich zu sagen, daß die beiden Reiter längst neben mir hielten, und wenn ich inzwischen zum Entschluß gekommen wäre, nicht zu bleiben, sondern davonzulaufen, so wären sie das Hinderniß gewesen, an dem mein freier Wille scheiterte.

Daß dich, Herr Graf — rief der Verwalter — ich glaube, Ihr Zopf —

Ich weiß es, sagte der Graf, zitternd und blaß im Gesicht, und hielt die linke Hand am Schopf.

Excellenz, wir nähen's geschwind zusammen und pudern's. Dann ist alles gut.

Der Graf war vom Pferd gestiegen und ging auf und ab. Was ist gut! sprach er vor sich hin. Der Kerl ist in die weite Welt gelaufen und Alles ist verdorben.

Der Verwalter war auch abgestiegen und sagte: Wer weiß! Es hat's Niemand gesehen.

Ist Er blind? sprach der Graf und zeigte auf mich.

Das ist kein ordentlicher Mensch, brummte der Verwalter. Wenn's nur um den Zopf ist, Excellenz, ein Stück Geld ihm in die Hand gedrückt, so schweigt er.

Der Graf rieb die Hände: „Es ist zu spät, sie abzubestellen. Man hält mich zum Narren! Der Landmundschenk von Zipfel-Eichenberg, der Landjägermeister von Wildganshausen, die Freiherren von Specht-Trippelburg schreiben mir außer sich vor Freude über den Einfall. Und wäre nur nicht der Prinz von Bockstein-Bock-Bock-Ueberden Weg! Er bringt alle seine Kuirassieroffiziere mit!

Excellenz, wir stellen doch das Treiben an. Man knallt, pafft, bläst — nur Lärm gemacht. Das ist doch die Hauptsache. Das Uebrige findet sich. Wenn Alles lustig ist, Illumination und Raketen am Abend und der Tanz. Wenn sie was im Kopfe haben und die Herren Offiziere unten beim Ball unter den Dorfmädels charmiren. I Gott, Alles das so untereinander und ein Bischen Reden von der alten Zeit, es müßte ja schlimm sein, wenn sie den Wilddieb nicht vergäßen.

Aber die — Reunion! Der Graf rieb sich den Kopf. — Ich versprach ihnen etwas Eclatantes. — Mit den Turnieren läßt sich's nicht mehr thun. Auch die Ringelstechen, und mit den Mohrenköpfen, sie haben recht, es ist was von Spielerei bei. Aber einen Wilddieb, einen halben Mörder, einen Zuchthausgesellen einfangen, das hätte uns ein Ansehen gegeben. — Es ist was von Ordnung dabei, auch allgemeine Gerechtigkeit. Dem Dinge ließe sich ein sogenannter liberaler Anstrich geben. Eine Art Volksgericht, wo der Adel nur vorangeht in Tod und Gefahr. Es wäre in die Zeitungen gekommen. Ach Gott, Christian, wenn ich an die Zeitungen denke, was wird das wieder Futter geben,

welche Artikel gegen den Adel! — Schaff Er mir den Gelennik!

Der Graf und der Verwalter traten bei Seite und sprachen lange heimlich mit einander. Aus ihren Blicken konnte ich, ohne Schmeichelei, annehmen, daß sie von mir sprachen.

Was ist Er eigentlich? sagten der Herr Graf zu mir. Denn daß ich nicht zum Gelennik gehöre, hatte man mir abgefragt und ich hatte die Wahrheit zu sagen in meinem Interesse gefunden.

Eigentlich nichts. Ich hielt dafür, noch immer in der Wahrheit zu bleiben.

Das ist nicht viel, sagte der Graf. Worauf steht denn Seine Aussicht?

Eigentlich auf nichts, sagte ich; ich konnte es beschwören.

Da sahen sich die Beiden wieder an und ihre Blicke sagten, sie hätten ihren Mann gefunden. Er taugt dazu, murmelte der Verwalter, und der Herr Graf sagten: Wenn er überhaupt zu was taugt.

Meine Herren, lassen Sie mich kurz über den schwierigsten Punkt meines Lebens hinweggehn. Ich ließ mich als Wilddieb engagiren. Nachdem das entscheidende Ja gesprochen war, kam es nur noch auf die Bedingungen an. In diesem Punkte war ich vorsichtiger. Man kann sich, wenn man Contrakte abschließt, nicht genug vorsehen. Der Graf zog seine Börse.

Keine Vorausbezahlung, sagte ich, ehe nicht der Dienst geleistet ist. Sie, mein Herr, sind mir sicher, Sie wissen nicht, ob ich es Ihnen bin.

Sonderbarer Schwärmer! Ich glaube wenigstens, so etwas sprach der Graf in den Bart.

Er wollte nun im voraus die Summe nennen.

Verzeihen Sie, sagte ich. Der Werth einer Handlung

läßt sich nicht in voraus bestimmen. Es kommt auf Zeit, Umstände an, auf die Art der Ausführung. Ein ungelegenes Wort, ein unbedachter Blick kann den ganzen Werth einer Handlung zerstören. Erlauben Sie mir, daß ich nachher meine Liquidation einreiche. Ich bin überzeugt, Sie werden meine Ansprüche nicht unbillig finden.

Der Verwalter war nicht der Meinung. Er *fürchtete*, ich könne zu viel fordern.

Dummes Zeug! sagte der Graf. Sobald wir ihn eingefangen und ins Schloß geführt haben und eingesteckt — vielleicht wird Ihn der Gerichtshalter ein bischen ausfragen. Nun, da wird Er doch zu antworten wissen!

Ich hoffe zu Ihrer Zufriedenheit.

Nun gut. Er versteht mich. Dann kriegt Er sein Geld und geht über alle Berge. Noch in derselben Nacht. Dafür wird mein Verwalter sorgen. Und läßt sich nie wieder sehn. Versteht Er mich?

Ich glaubte den Grafen vollkommen zu verstehen; auch verständigten wir uns gegenseitig über Art und Weise der Jagd, wo ich fliehen, wohin mich verstecken, wann vertheidigen und wann mich ergeben solle. Einige Schüsse, natürlich blinde, wurden zu meiner Defension mir erlaubt. Der Graf cavirte, daß ich meinerseits höchstens ein Schrotkorn in die Waden erhalten solle. Es begreift Jeder, daß mir noch außerdem dafür ein Schmerzensgeld versprochen wurde. Natürlich bedurfte ich auch einer Flinte, Schrot, Pulver; ich forderte eine gute Flinte. Der Graf ging ungern daran; indessen stellte ich ihm vor, daß ein Wilddieb, da die guten Zeiten der Bogen und Armbrüste vorbei sind, nur mit guten Schießgewehren eine gute Rolle spielt. Der Verwalter erhielt Auftrag, mir alles bei Einbruch der Nacht in mein Versteck zu bringen, auch die nöthigsten Lebensmittel. Da ich auf dem letzten Ball aus Liebe wenig und

seither als Anstreicher und Landläufer gar nichts gegessen, so wird man es mir nicht verargen, wenn ich in Bezug auf diesen Artikel mich sehr vorsah. Ich accordirte mir kalte Küche, gebratenes Geflügel, auch wegen der Nacht im Walde eine Flasche Madeira. Alles das gestand man mir gern zu; allein der Graf wollte nichts davon wissen, daß ich wirklich für meine Hand auf seine Jagd gehn sollte.

Ich zuckte die Achseln: Ew. Excellenz, zum Betriebe eines jeden Geschäftes gehört ein gewisser Grad von Begeisterung, zu jeder Lüge ein Kern von Wahrheit. Wenn ich einen Wilddieb vor den Andern spielen soll, muß ich mich auf eigne Hand etwas geübt haben. Ich muß im Feuer gewesen sein, wenn ich in's Feuer kommen sollte. Stimmt diese Ansicht nicht mit Dero Theorie, so müßte ich bedauern Ihren Erwartungen nicht entsprechen zu können.

Lassen Sie ihn schießen, flüsterte der Verwalter dem Grafen zu. Der trifft nichts.

Also schienen wir im Reinen und waren es doch noch nicht. Ich forderte einen Revers, schriftlich, mit des Grafen Unterschrift, daß ich auf sein ausdrückliches Geheiß am morgenden Tage als Wilddieb auf seinem Gebiet agiren solle.

Diese Forderung empörte seine Ehre. Ich sprach von meiner.

Unverschämt, sagte der Verwalter. Er — Sie sind doch nicht weit her.

Ich konnte es mit Grunde verneinen, bestand aber auf meiner Forderung.

Es ist ein Unglück, sagte der Verwalter, daß jeder Mensch jetzt Ehre für sich haben will.

Und wenn er dem Andern sie geben soll, so meint er sich selbst zu schaden, sagte der Graf, unmuthig auf- und abgehend.

Ich konnte der psychologischen Richtigkeit in der Be-

merkung des Grafen nur meine Anerkennung zollen. Die Krankheit der Zeit, Herr Graf!

Er schoß mir einen mistrauischen Blick. Ich beugte mich sehr tief. Es mochte ihn wieder versöhnen. Nun ward gehandelt. Er wollte sein feierliches, gräfliches, ehemals reichsgräfliches Wort einsetzen, das mehr als eine Schrift gelte. Ich setzte ihm alle Fälle auseinander, wo ein reichsgräfliches Wort nichts gilt, zum Exempel, wenn der Reichsgraf todt ist und bei Verträgen unter 50 Thaler Werth. Endlich wurden wir Handels eins.

Er unterschrieb, nämlich auf ein Blatt in seiner Brieftasche: daß Alles, was ich morgen thun werde, mit seinem Wissen und Willen geschehe. Auch sei ich befugt, für den Fall, daß ich bis zum nächsten Hahnenschrei noch in Haft wäre, von diesem Papier Gebrauch zu machen. Ich aber stellte dagegen einen Revers aus: daß, falls ich an dem Morgen vor dem Hahnenschrei entlassen wäre, ich jenen Schein vernichtet dem Verwalter zurückstellen und bis an meine Sterbestunde keine Sylbe von der Sache zu irgend Jemand erwähnen wolle.

So war denn alles in Ordnung und zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht, und wäre ich kein Wilddieb und er kein Reichsgraf gewesen, wir hätten uns die Hände geschüttelt. Nur habe ich nachher erfahren, daß der Graf beim Heimwege immer stiller wurde. Der Verwalter hörte die Worte: Wenn der Kerl es nur nicht einmal drucken läßt!

Welche moralische Bedenken man auch gegen meine Handlungsweise haben mag, das wird man mir wenigstens zugestehen, daß ich bei Abschluß des Vertrages nicht leichtsinnig zu Werke gegangen bin. Der Schein war allerdings nur mit Bleistift ge- und unterschrieben. Gilt aber doch ein Testament auf dem Schlachtfelde gemacht schon dann,

wenn der Testator auch nur mit seinem Blute seinen Willen auf das Schwert gekritzelt hat. Auch erwäge man, daß ich mich offenbar in der Avance befand. Konnte ich nicht am folgenden Tage einen Kasseneinbruch begehen, Mord und Todtschlag verüben, Demagogie treiben und Feuer anlegen, es kam nicht auf meine Kappe, es kam auf den Grafen, mit dessen Wissen und Willen Alles geschah, was ich unternahm. Eine Warnung für Alle, nicht leichtsinnig etwas in die Zukunft zu verheißen, dessen Folgen sie nicht übersehen können.

Darin war ich ganz beruhigt. Ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben mit Ueberlegung und Besonnenheit gehandelt. Das Gefühl gab mir Beruhigung, eine gewisse Würde. Ich dachte, wenn du auf diesem Wege fortgehst, kannst du doch noch einmal ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft werden. Ja, ein Stolz überschlich mich, wenn ich an den Wildgrafen dachte. War er nicht ganz in meine Hand gegeben! In meiner Macht stand es, ihn zu prostituiren? Mit allem seinem Stolz mußte er sich vor mir beugen. Aber ein edler Entschluß durchglühte mich, ich wollte nur einen noblen Gebrauch von meiner Gewalt machen! Ach, was sind Entschlüsse! Namentlich Entschlüsse, gefaßt in einer schönen Mondnacht.

Das war es. Eine laue, wonnige Luft spielte mit den Wipfeln der Bäume. Der Vollmond bettete seinen Silberglanz im schwellenden Moose, er bleichte die Rasenflecke, er schaukelte sich in den dicht wuchernden, hochstaudigen Farrenkräutern. Eine Feennacht für Oberon und Titania; die Eichkätzchen kletterten und schwangen sich lustig von Ast zu Ast, die Rehe spielten in Rudeln auf dem Grase. Auch ein ernster Hirsch mit seinem hohen Geweihe zeigte sich als Zuschauer, gleich als wollte er das lustige Volk warnen, daß ihm die Vernichtung drohe. Noch dachte ich nicht daran.

Ganz verloren in süßen Beschauungen, seufzte ich laut „Amalia!“ Der Fels drüben antwortete: „ja! ja!“

Das erweckte mich zu meiner Berufspflicht. Zu unnützer Romantik war keine Zeit. Ich war als Wilddieb angestellt; es galt meiner Vocation Ehre bringen. Ihr armen, schuldlosen Thiere, ihr trautet der innern Stimme; euer Instinct sagte euch, daß ich ein falscher Wilddieb sei. Ach, aber die Falschheit betrog diesmal die Natur. Ich weiß nicht, wie es gekommen ist. Je mehr ich schoß, um so mehr faßte mich die Mordgier. Nie hat ein Wilddieb so frech, so schonungslos in einem Revier gewirthschaftet. Ich knallte die ganze Nacht durch, daß die Nachbarschaft erwachte. Sie meinten, es müsse ein ganzes Rudel Wilddiebe sein, es sei auf die Vernichtung des gräflichen Wildstandes abgesehn, aus Grimm, weil es morgen aus war. Als dieser Morgen nun graute, welche wirklich hochverrätherische Verwüstungen hatte ich angerichtet! Drei solcher Nächte und ich ein Wilddieb, und eine von den sieben nobeln Passionen wäre auf diesem Revier unmöglich geworden. Ich sah, ich zählte, ich starrte, ich schauderte.

Im Schweiß meines Angesichts schleppte ich die Rehe, Hasen, Eichhörnchen und auch einen Sechzehnender in meine Burg. Wie ich auch zu Krähen und Spechten kam, weiß ich heutigen Tages noch nicht. Meistentheils habe ich doch eigentlich nur in's Blaue oder richtiger in's Grüne gezielt. Das Laub war grausam zerschossen. Vielleicht, daß der Verwalter in der Rüstkammer aus Versehen eine alte Freischützenflinte ergriff. Das Treffen saß in der Büchse, denn aufrichtig bekannt, ich selbst war nie ein Treffer.

Was wäre nun angemessener gewesen, als moralische Betrachtungen über die blutenden, übereinander gehäuften Körper anzustellen! Aber ich war zu müde und zu hungrig, um zu raisonniren, auch nur innerlich. Also machte ich es mir

behaglich in meiner Burg, verzehrte meine Rebhühner und Enten und sprach dem Madeira herzhaft zu. Alsdann zündete ich eine Cigarre an und streckte mich auf mein Moosbett.

Meine Burg nämlich war ein Haufen übereinander gethürmter und überwachsener Steinblöcke, in deren oberster Klüftung ein angenehmer Versteck für einen natürlichen wie für einen engagirten Wilddieb sich von selbst darbot. Ueberhangen von einer Birke, die in den Spalten wurzelte, gewährte sie einen malerischen Anblick; auch eine Operndecoration hätte damit Effect gemacht.

Der Tag graute, wie gesagt, die Sonne vergoldete die Wipfel des Waldes, die Vögel sangen ihr Morgenlied, fernher schallten Jagdhörner, näher und immer näher, die ganze Gegend belebte sich, ich hörte das Klaffen der Meuten und mir — wie mir zu Muthe war, davon ein ander Mal. In spannenden Momenten, die der Entwickelung sich nähern, halte ich es für unangemessen, wenn der Erzähler seine Zuhörer mit der Schilderung seiner Gemüthszustände aufhält. Die besten Gedanken sind die, welche sich in Thaten äußern. Thaten versteht Jeder. Ueberlassen wir die Schätzung Andern. Nur das sage ich: ein einziges Mal überlief mich der Gedanke, wär' es nicht besser, du liefst fort wie der Gelennik. Eine Ameise zwickte gerade an meinem Bein. Sie mochte mich an das Schrotkorn erinnern, auf das mir der Graf Aussicht gemacht. Aber mit edler Entrüstung schüttelte ich den Gedanken von mir. Diesen einen Charakter wenigstens mußt du ganz durchführen, rief eine Stimme. Wenn du zu nichts taugst, zeige wenigstens der Welt, daß du ein Wilddieb sein kannst.

O, es soll ein lustig Schauspiel gewesen sein, meine Zuhörer, wie sie von der hohen Burg den gewundenen Weg herabzogen, die edeln Gäste, zu Roß und Wagen, in alterthümlichen Jägerröcken, Einige Federn und Büsche auf

den Hüten, Einige mit Haarbeuteln und Zöpfen, Mancher den Jagdspieß aus der Vorzeit in der Faust; die rothen Jockeys dazu, die Kuirassieroffiziere, schöne Männer mit schönen Bärten auf schönen Pferden. Auch ein Engländer, aus Britannien gekommen, um in den deutschen Wäldern zu jagen. Solche Hetze hatte er nie erlebt. Erinnerte sie ihn doch an die Outlaws in Ardenwood, den Robin Hood und die Seinen, auf die man auch Hetzjagd machte, und es war eine goldene Zeit in Altengland. Nur mit dem Unterschied, damals war es Natur und jetzt Kunst. Er und die Seinen in weißen Piquéjacken. Und auf Alle schien die Morgensonne.

Ich sah nicht, wie sie von fünf Dörfern ausrückten, mit Hallo und Jubel die gnädigen Herren bewillkommten, wie sie rechts und links über die Felder sprengten; wie die den Waldsaum umstellten und die in Trupps die Schluchten durchzogen. Ich sah nicht, wie auf des Grafen Antlitz die Freude glänzte, als Alles fertig war und Hunde, Rosse und Menschen des Zeichens gewärtig. Ich sah nicht, als er es gab; ich hörte nur, wie Waldhorn zu Waldhorn schmetterte und das Echo es wiedergab und die Treiber klapperten und die losgelassene Meute klaffte. Das Herz jauchzte im Leibe, nicht gerade mir, aber den Reitern. Es ist ein altes Lied, und Einige sagen ein dummes, aber Freude ist doch ein schöner Götterfunken.

Der Marquis Clam-Grog ritt mit dem Prinzen von Bockstein-Bock-Bock-Ueber den Weg um die Wette vorauf. Der Wildgraf hatte nicht wenig Verdruß und Mühe mit so vornehmen Gästen. Der Prinz wollte seine neuen Pistolen versuchen, der Marquis die Spürkraft seiner Windhunde. Jener zielte, wo es im Gebüsche raschelte, der Brite schwang seine Peitsche. Der Graf war zwar ein ehemaliger Reichsgraf, jetzt aber — es ließ sich nicht ändern — ein Mitglied des Staates und ein Unterthan des Gesetzes. Eine fiscalische

oder gar Criminal-Untersuchung wäre ein übler Ausgang geworden zu einem so herrlichen Anfang.

Meine Herren, meine gnädigen Herrn, meine hochverehrten Herrn Gäste, Sie durchbrechen die Linien! Trauriges Geschäft, wenn man den Muth am Aermel zurückzupfen muß. Wenn wir nicht im geschlossenen Kreise bleiben, immer enger, immer näher, so entschlüpft er uns.

Der Prinz von Bockstein-Bock-Bock-Ueber den Weg strich sich den Knebelbart. Wenn Durchlaucht nur etwas hier verziehn wollte, rief der Wildgraf, die Büsche dort scheinen mir verdächtig. Wir schicken die Treiber hinein. Wahrscheinlich, wenn er drin sitzt, springt er dort durch die Kehle auf die Anhöhe. Vergebens.

Packan! rief der Prinz; der Brite sprach englisch zu seinen Hunden und beide flogen gegen die Büsche.

Der Wildgraf blickte besorgt nach dem Verwalter: Wenn er noch drin säße!"

Der Verwalter schüttelte den Kopf: Er sitzt nicht drin. Gott weiß, wo er sitzt! — Aus drei Büschen hätten wir ihn schon rausklopfen müssen, so war die letzte Verabredung. — Der Mensch, ach Gott, Excellenz, der Mensch —!

Der Wildgraf schlug mit der Hand auf den Hut: Vorwärts! Es war etwas von Verzweiflung darin — nur in der Verzweiflung nämlich redete der Wildgraf lateinisch — als er durch die Zähne schrie: per ardua ad astra!

Der Verwalter hatte recht. Und hier sehe ich mich genöthigt meine Zuhörer abermals von der lustigen Jagdpartie zu meiner traurigen Person zurückzuführen. Allerdings war es so verabredet, wie der Verwalter sagte, aber nur mit ihm, nicht mit dem Grafen. Ich sollte mich von Busch zu Busch treiben, herausklopfen lassen, verschwinden, um wieder zu erscheinen, bis ich gegen Mittag in meinem letzten Schlupfwinkel umzingelt würde. Aber die Sache gefiel mir nicht. Ich

fand es bequemer, sie suchen zu lassen und in Ruhe meine Cigarren zu rauchen. Mein Gewissen war ganz beruhigt. Denn wenn ich die Entdeckung bis auf den letzten Augenblick sparte, so erhöhte ich unbedenklich das beabsichtigte Vergnügen, machte meinem Contrahenten noch vielleicht eine freudige Ueberraschung, insofern derselbe nämlich dem Zweifel hingegeben war, ob ich überhaupt den Contract gehalten hätte. Endlich aber, wenn ich auch mein Wort brach, so blieb ich doch innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen und hätte Jeden, der es mir vorwarf, als Injurianten belangen können; denn mündliche Nebenabreden bei schriftlichen Verträgen haben keine Gültigkeit.

Auf diese Weise hatte der Wildgraf nichts vom Ungestüm des Prinzen und seiner Kuirassiere zu befürchten; auch der Marquis peitschte umsonst in die Büsche; seine Windhunde fuhren sich selbst in die Ohren. Durch eine leichte Reiterattaque war meine Festung nicht genommen. Aber auch Troja mußte fallen, als seine Zeit kam. Immer enger und dichter drängte der Kreis der Treiber zusammen:

Und die Hirsche flohn in's Thal

declamirte der Freiherr von Specht-Trippelburg aus der Stolbergschen Ballade. Den Teufel auch sind sie geflohen, rief der Landjägermeister von Wildganshausen, die Blutspuren meiner geschleiften Beute mit den Augen verfolgend. Als hätten die Kerle im Walde aufgeräumt! — Entsetzlich! stöhnte der Verwalter mit einem Blick auf seinen Herrn. —

Durchlaucht! Durchlaucht! Meine Herrn Offiziere, wo sprengen Sie hin? rief der Wildgraf, als die Reiter in einer breiten Schwenkung ihm alle Spuren zertraten, welche sein geübtes Auge so eben auf's Neue im Grase entdeckt hatte und verfolgte.

Da gehts los! lachte der Prinz von Bockstein=Bock=Bock=Ueber den Weg, die Rosse wieherten und die Kuirassiere schnalzten. Sie waren hungrig und dürsteten. Nicht auf den Wilddieb, auf die Saumthiere ging es los, die, mit Körben beladen, dort auf dem freien Platz still hielten; und die Jäger und Bediente packten die Körbe ab und breiteten die Schätze der Küche und des Kellers auf dem Rasen aus.

Hundert Schritte von mir geschah das und ich konnte Alles mit ansehn. Die Peripherie, der Kreis war gezogen, ich der richtige Mittelpunkt, ich die Seele des Ganzen, wenn auch die passive, ich die Vereinigung ihrer Aller; nach mir richteten sich ihre Blicke und auf mich, der unsichtbar schon diese Hunderte in geistiger Spannung erhielt, wollten sich diese Hunderte, sage ich stürzen, sobald sie abgefrühstückt, um mich, wenn nicht materiell doch moralisch zu zerfleischen. Um in solchen Augenblicken kaltblütig zu bleiben, ist die ganze Kraft der Philosophie nothwendig.

Daran hinderte mich aber eine Beobachtung. Mich kümmerte gar nicht die wilde Lustigkeit des Prinzen von Bockstein und seiner Kuirassiere, die unglaublich schnell die Flaschen umdrehten und wenn ihre Messer in die Schinken und Keulen fuhren, schon an das Handgemenge mit mir denken mochten. Mich genirte auch nicht die Peitsche in des Marquis Händen, mit der er künstliche Kreise schlug, die Spitze immer wieder fangend, und dabei erzählte, wie er auf die Weise einen Wilddieb in Northumberland festgeschnallt, als er über eine Hecke springen wollte. Wie eine zappelnde Forelle an der Angel hatte er ihn in die Luft geschnellt und dann zu Boden fallen lassen. Bei Jägergeschichten ist der Glaube ein bedeutender Beweis für ihre Echtheit. Alles das nicht, meine Aufmerksamkeit störte, meine Gedanken verwirrte lediglich — ein Zopf. Ohne den Zopf hätte ich

den Mann gekannt, der mir den Rücken zugekehrt saß, ich hätte ihn genau gekannt. Himmel, jetzt wandte er sich. Das Profil präsentirte sich schwarz gegen das Feuer im Walde. Vorn, das war seine Nase, hinten, das konnte nur sein Zopf sein. Meinen Sie, die Gegenwart meines großmütterlichen Oheims unter meinen Feinden hätte mich verwirrt! Das störte mich gar nicht, die Furcht vor einer Entdeckung lag ganz abseits vom Strom meiner Gedanken. Aber wie kam der Baron Wagner wieder zu einem Zopf? An diese eine Frage knüpften sich hundert Fragen. Hatte ich hundert Jahre geschlafen seit voriger Nacht? War wieder Zopfzeit? War — mein Gott! rief ich mir zu, am Ende bist du gar nicht mehr an deiner Stelle. Vielleicht ist die Zeit in der einen Nacht weit über dich vorgeschritten, die Reaction vollständig eingetreten und du gehörst, vermöge Stand, Geburt, Name, Erziehung unter die Jäger und nicht unter die Gejagten.

Lassen Sie mich kurz sein. Diese Gedanken verwirrten mich dermaßen, daß ich die Besonnenheit verlor und das Zeichen früher gab, als verabredet war. Auch über die allgemeine Verwirrung im Lager lassen Sie mich schnell hinweggehn, als Einer schrie: Da sitzt er! Der Andere: Pfeffere ihm auf's Leder! Der Dritte: Die Hunde los! — Das wilde Hussa! gellt mir noch in den Ohren. Ich fand nicht einmal mehr Zeit, meine Cigarre auszurauchen, kaum den letzten Rest des Madeira auszutrinken und Flasche, Papiere, kurz, was mich verrathen konnte, in eine Felsenritze zu werfen. Seiner übernommenen Pflicht muß der Mann auch in der äußersten Gefahr, selbst dann treu bleiben, wenn er gegen seine Ueberzeugung handelt. So handelte ich. — Wie ich umzingelt war, wie man mir zuschrie: Ergib dich — wie ich schwieg, sie schossen, ich schoß wieder, es paffte, knallte, rauchte — letzteres war sehr zweckdienlich

— wie der Verwalter zuerst hinaufsprang und wieder hinunterstürzte — es war verabredet — wie nun die Kuirassieroffiziere hinzusprangen, aber der Wildgraf ließ es sich nicht nehmen, er gewann ihnen den Vorsprung ab, wie er und der Verwalter, der von der andern Seite heraufgeklettert war, mich packten, entwaffneten, banden, das Jubelgeschrei, die Freude, die Mordgier auf allen Gesichtern — o, es war so viel Wahrheit darin, daß ich selbst fast bedauerte, daß es nur ein Schauspiel war.

Dieser Heidenmensch! rief der Landjägermeister von Wildganshausen, die Hände verrenkend. Sehn Sie, meine Herren, was er angerichtet hat!

„In einer Nacht! rief der Freiherr von Specht-Trippelburg.

Ein diable à quatre! rief der Prinz von Bockstein-Bock-Bock-Ueber den Weg.

Der Brite zählte mit der Reitpeitsche die Hasen, Ricken, Böcke, Hirsche, Habichte und Eichhörnchen, welche die Jäger von den Steinen herabzogen.

Drei solche Wilddiebe in einem Revier und es wäre aus mit aller Jagd! rief der Jägermeister.

Excellenz bluten!

Der Wildgraf war blaß, ich glaube indeß mehr vor Schreck über die geschossenen Rehe und Hasen als über das Blut an seinen Händen.

Hat sich noch vertheidigt! Er hat Sie verwundet! rief man.

Mich? fragte der Graf erstaunt; das Blut war nicht wegzuleugnen, die Wunde aber fand sich nicht.

Das Räthsel ward bald erklärt. Ich war der Oedipus. Wenn ich auch nicht blind geworden, so hatte doch ein Schrotkorn von den vielen Ladungen, die an den Steinen zerprallten, meine Backe dicht unter dem Auge gestreift.

Das Blut war meines. Man verband mein Gesicht mit einem Batisttuch, das man in meiner Brusttasche gefunden. Meine Schönheit vermehrte es nicht, aber mein Glück. Wer hätte mich unter dem blutigen Tuche, in der zerrissenen Kleidung, die Hände auf dem Rücken, erkannt!

Fester ihn gebunden! rief der Freiherr von Specht-Trippelburg aus einiger Entfernung. Man kann ihn nicht fest genug binden. Solch ein desperat Gesicht sah ich noch nie.

Fester, knirschte der Wildgraf, der mit Ingrimm und Wehmuth seine gemordeten Thiere anblickte.

Ich rüttelte mich und fluchte: Ein Schrotkorn in die Waden das hätt' ich mir gefallen lassen. Wo steht denn geschrieben, daß man dem Wilddieb in's Gesicht schießt!

Hört, hört! rief der Brite. Man sollte die Hunde auf ihn loslassen! ein Anderer.

Was hindert uns dran? rief der Prinz. Ein Bischen ihm an die Waden lecken. Hussa Packan — Dido!

Ihm frei Spiel gegeben — zwanzig Schritt vorauf — im Kreise herum! jauchzte ein Junker aus der Nachbarschaft.

Um Gottes willen, meine Herren! Der Wildgraf hob seinen Arm in die Höh. — Er ist ein Mensch.

Was Mensch! riefen zehn Stimmen. Ein Mensch, der so mit den Thieren umgeht.

Aus purem Muthwill — der Landjägermeister knirschte mit den Zähnen. — Er verdiente ja als Landschädiger —

Papachen! der Prinz von Bockstein klopfte dem Wildgrafen auf die Schulter. Die Köter pariren auf's Pfeifen. Ein bischen Angst dem heillosen Kerl; weiter nichts!

In alter Zeit schmiedete man solche unverbesserliche Wilddiebe auf einen Hirsch und jagte sie lebendig in's Dickicht!

Der Freiherr von Specht-Trippelburg nahm eine Prise und lächelte: Alles in Ehren, meine Herrn! Das geht denn doch nicht mehr — die Humanität!

Possen! Possen! rief der Prinz. Blos Unterhaltung. Man gibt ihm nachher einen Schnaps.

Nimmermehr! schrie der Wildgraf in äußerster Angst. Ich freute mich gewiß nicht weniger als Sie, wenn die alten Gebräuche, das ehrwürdige Herkommen — aber dieser ist ein Mensch, ein Mensch wie wir. — Die Gesetze, die Regierung, wir kämen in schwere Verantwortung, bitte Sie inständigst, meine gnädigen Herren! Ein Irrthum vielleicht! Es kann sich noch Alles anders ausgleichen. — Guter Mensch! du bist doch nicht zu fest gebunden?

Der Marquis hatte sehr zufrieden gelächelt: Halten Sie noch! — Jeder Mensch ist frei Einer — aber freiwillig vielleicht — es wär' doch hübsch! Er zog seine Börse: Du! Willst laufen, springen? Alles dein.

Ich stieß einen dumpfen Fluch aus und wandte ihm den Rücken.

Der Lord steckte lachend die Börse ein: Charaktermensch — sehr gut — gefällt mir.

Der Marsch ging aus dem Walde. Draußen strömten sie herbei von nah und fern. In den Dörfern war kein Kind zurückgeblieben, selbst aus der nächsten Stadt waren Reiter und Kutschen gekommen, um die Einbringung des Gelennik zu sehen. Der Zug nach dem Schlosse, wer beschreibt ihn! Meine Herren, lassen Sie sich das Wunder erzählen von Einem, der es mit ansah. Was sah ich unter meiner Binde, als die Reiter mit Spießen und Büchsen, die vor mir ritten, und das Volk, das mitlief. Was hörte ich als das Lachen, den Jubelruf, das Flüstern der Tausende, die um den Zug drängten, daß er kaum Platz fand. Auf zwei Leiterwagen kamen die Musikanten, einer voran,

einer hinter mir. Im einen Dorfe stürmten die Bursche vor Lust den Kirchthurm und läuteten, im andern schlugen sie die Feuertrommel.

So ward noch kein Wilddieb eingebracht. Es war ein schöner Tag, sprach der Erbmundschenk am Schloßportal zum Wildgrafen. — Es soll noch ein schönerer Abend werden, entgegnete dieser. Denn der Wildgraf war wieder ganz heiter. Der Verwalter hatte ihm zugeflüstert: Excellenz, wir können ruhig sein. Der Mensch ist die Vernünftigkeit selbst und ganz zufrieden. Wir konnten keinen bessern greifen. Wegen des Schrotkorns in der Backe will er nachher selbst mit Ihnen rechnen. Ich stehe dafür, er ist mit zwei Ducaten zufrieden. Wenn alle Menschen so traktabel wären, es wäre wieder eine gute Zeit.

Ja, es war ein schöner Tag, ein noch schönerer Abend, und darauf folgte eine noch viel schönere Nacht. Wie strahlte Freude auf dem Gesichte des treuen Verwalters, da er seinen Herrn so froh sah. Er trank mit dem Gesinde in der Burghalle, er trank mit den Bauern von Haus zu Haus. Lichter, Fackeln, Pechfeuer auf dem Schlosse und im Dorfe, oben Ball und Schmaus, unten Ball und Schmaus. Die Diener keuchten unter den Flaschenkörben auf den engen Kellertreppen. Der edle Wein aber floß von der hohen Burg bis hinunter in's Dorf, wenn er auch dort nur als Punsch, Bier und Branntwein ankam. Eine Küche im Freien war improvisirt. Gern hätte man einen alterthümlichen Ochsen am Bratspieß gedreht, aber das Rindvieh sollte mit nächstem Markt aufschlagen. Drei Hammel und ein Schwein waren das zeitgemäße Surrogat und befriedigten das Bedürfniß. Wo wahre Freude ist, bleibt auch die Poesie nicht aus:

Unser gnädigster Herr Graf soll hoch leben
Und der Gelennik bald am Galgen schweben!

Unter meinem Gitterfenster sangen sie es und tranken mir zu. Es war ein pittoresker Anblick: die drei bratenden Hammel, das Schwein, ihr schwelender Duft, die Pechfeuer und darum die freudetobenden Zecher, die wirbelnden Tänzerreihen, Kuirassieroffiziere, Junker und Bauerdirnen. Und das Gekicher, die Musik, der Glanz, der Duft, die Wonneluft des lauen Herbstabends.

Ein glückliches Volk! sagte der Freiherr Specht-Trippelburg, aber an einem andern Fenster ohne Eisenstäbe.

Ein wahrhaft patriarchalisches Fest! ein Anderer.

Es muß ein schönes Gefühl sein, so seine Unterthanen glücklich zu sehn, seufzte der Baron Wagner. Wenn jeder Edelmann diese wahre Aufgabe der Zeit begriffe, wie manche Vorurtheile würden in ihr Nichts versinken. Es kostete im Grunde genommen so wenig —

Drei Hammel und einen Anker Rum, rief eine verlorne Stimme hin.

Und was sagt meine gnädigste Comtesse dazu! sprach der Prinz von Bockstein-Bock-Bock-Ueber den Weg.

Ich glaubte, Eure Durchlaucht hätten unten angenehmere Gesellschaft gefunden.

Der Prinz strich mit einer verbindlichsten Verneigung seinen Bart: Nur um nach der Ordnung zu sehn. Meine Offiziere sind auch Menschen.

Mich dünkt, der arme Gefangene ist auch einer.

Wenn er meiner gnädigsten Comteß Aufmerksamkeit erregt hat, ist er sogar ein glücklicher Mensch.

Es ist ein grausames Spiel, daß man ihn wie ein wildes Thier schleppte, zur Augenweide der Leute.

Himmlisch! rief der Prinz. Solche Gefühle der Humanität aus solchem Munde! Auf Seele, ich finde es himmlisch.

Zur Tafel aber führte nicht der Prinz die Comteß, der

Marquis Clam=Grog hatte sich zwischen ihn und sie geschoben. Die Armbeugung des Prinzen war rund und gefällig, die des Lords schroff und eckig. Aber Gegensätze gleichen sich aus. Mit vieler Anmuth legte die Comtesse ihren runden Arm in den eckigen des Mylord.

Uebermüthiges Beefst — brummte der Prinz zwischen den Zähnen und wandte sich an den Baron Wagner, der hinter ihm stand. Und was ist er?

Durchlaucht zu entschuldigen — sagte mein großmütterlicher Oheim — von mütterlicher Seite stammen die Clam=Grog von Maria Stuarts Stiefbruder, insofern —

Ah so, sagte der Prinz. Mich hungert!

Schöne Comteß interessirt sich für ihn? sagte der Lord, der drei Köpfe höher als die Comtesse, sich auch nicht um einen halben zu ihr neigte.

Für wen, Mylord?

Capitaler Mensch, der!

Der Prinz.

Der Dieb! Interessire mich auch für capitale Menschen. Macht Fortschritte Deutschland. — Universitäten sehr gute Begriffe — romantische Schule — gute Charaktere — sehr gut benommen der capitale Mensch — braucht man Charaktere überall. Wilddiebe jetzt gemeiner Pöbel in England. Ohne Sorgen, Comteß — werde ihm helfen, mich für ihn interessiren. Soll sein Glück gemacht sein.

Diese Tafel, diese Aufsätze, diese Weine, diese Reden. Und sie waren alle unter sich. Das unter sich sein erhöht bekanntlich überall das Vergnügen. Der Champagner schäumte, die Gesundheiten, auch Reden, die Lebehochs von unten, der Tanz der Jüngeren, die Aelteren an einem besonderen Tische im Winkel, — ich habe diese Wonnen nicht mitgenossen!

Eigentlich ist das Volk überall gut, sagte der Erb=

mundschenk in diesem vertraulichen Kreise. Es sind nur die Zeitungsschreiber, die ihm die Köpfe verrücken. Wir sehen es heute. Unser würdigster Wildgraf hat das Problem gelöst, auf was Weise die alten, gemüthlichen patriarchalischen Verhältnisse sich wieder herstellen lassen. Fahren wir so fort und das Volk wird sich bald wieder daran gewöhnen, den Adel bei allen großen, gemeinnützigen Unternehmungen an seiner Spitze zu erblicken.

Mein großmütterlicher Oheim hat da auch mitgeredet. Schade, es hörten ihm die Wenigsten zu, der Wein redete schon zu laut in Jedem mit. Einige schliefen im Lehnstuhl, als er von der Aufgabe der Zeit sprach, durch Zeitungsartikel auf das Volk einzuwirken. Es war ein schöner Augenblick, seine neueste Proposition zur Gründung einer Reunionszeitung vorzulegen. Als er die neununddreißig Paragraphen des Statutes gelesen, erwachte der Freiherr von Specht-Trippelburg und sagte: Sehr schön. Der Erbmundschenk gähnte: Ja, es ist an der Zeit, er meinte zu Bette zu gehen. Unvergleichlich! sagte der Wildgraf, aber wer soll die Zeitung lesen! Thaten, nicht Worte, große Thaten! das ist die Sache!

Mein großmütterlicher Oheim war noch ganz von der Größe des Gedankens ergriffen, den der Wildgraf ausgesprochen, als er durch ein Lärmen von draußen unterbrochen wurde. Ein lautes Gelächter schallte herauf; der Anlaß war ich. Nämlich der Gefangene — Sie vergönnen, daß ich, Cäsar's Beispiel folgend, in der dritten Person von mir spreche — hatte den Kopf durch die Gitterstäbe seines Fensters gesteckt und einen Zuspruch zum Volk gehalten, den ich nicht wiederholen will, der aber darauf hinauslief, daß er nicht begreife, warum er allein faste, da Alle im Vollsein und Frohsinn wären und er die alleinige Ursach davon.

Excellenz, flüsterte der Jäger, der die Meldung brachte, der Mensch verlangt Wein!

So gebe man ihm Wein! antwortete der Graf. Dafür ist ja der Christian!

Der Verwalter ist nicht zu Wege.

So gebt ihm! Es versteht sich, der Mensch muß trinken.

Auch essen, Excellenz! Er will aus der gräflichen Küche, er sagt —

Natürlich zu essen. Er soll doch nicht verhungern!

Der Jäger ging verwundert. Die Nacht und der Lärm schritten vor. Der Wilddieb schrie zum Fenster hinaus, der Wein sei sauer. In sauerm Wein könne er nicht die Gesundheit des gnädigen Herrn trinken, der die Güte gehabt habe, ihn zu fangen. Die Bursche neckten ihn: Du willst wol Champagner trinken? — Allerdings Champagner! rief der Gefangene. So ist's recht! — Der Gelennik will Champagner! Champagner für den Gelennik! — Man ist ja nicht umsonst Wilddieb! — Ob der Gefangene schon getrunken oder der allgemeine Rausch ihn angesteckt hatte, lasse ich unentschieden. Der Jäger kam wieder mit verdrießlichem Gesichte vom Schloß herunter und rief und schrie nach dem Verwalter. Umsonst!

Christian, als ein treuer Diener seines Herrn, hatte sich die Freude so zu Herzen genommen, daß sie ihm zu Kopf gestiegen war. Wo er unter den Glücklichen taumelte oder lag, wußte Niemand. Ein Zustand der Gleichheit hatte Fortschritte gemacht. Der grimmige Jäger warf das Schlüsselbund auf die Erde: So bediene ihn ein Anderer; ich thu's nicht. Das ist verkehrte Wirthschaft, wo die Diebe Herrschaften werden.

Ob sich der Andere gefunden, wäre zweifelhaft, wenn nicht der Marquis aus der Noth geholfen hätte. Wenn ein-

mal eine Sache verkehrt geht, so ist es gut, sie auf den Kopf zu stellen. Die französischen Legitimisten, die aus Desperation Demokraten wurden, haben diese Doctrin wissenschaftlich ausgearbeitet. Der Lord war kein Legitimist, kein Demokrat und kein Doctrinair, aus dem Impulse seiner frischen Natur übernahm er es mir den Champagner zu bringen.

Der Champagner war trefflich und der Lord gewiß auch ein trefflicher Mann. Wir saßen eine Stunde bei einander. Ich wunderte mich über seine Redekunst, er wunderte sich über meinen Charakter und das Volk wunderte sich, was wir zusammen sprächen. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen.

Mylord, sagte ich, 300 Pfund Sterling sind beinahe 2000 Thlr. Preußisch oder 3500 Gulden Rheinisch. Schlage ich noch dazu die freie Wohnung und die Extraordinaria, so muß ich Ihnen bekennen, daß kein gamekeeper oder Wildhüter so in Deutschland gestellt ist. Dennoch fehlt dieser vortheilhaften Anstellung das Eine, was alle diese Vortheile paralysirt — die Freiheit. Wissen Sie, was es heißt ein Wilddieb sein? — Wissen Sie, Mylord, was es heißt ein Wilddieb mit Bewußtsein sein! Das bin ich, darauf bin ich stolz. Diesen Stolz kann mir kein König der Erde nehmen und Albions Schätze sind nicht reich genug, mir dieses Bewußtsein abzukaufen.

Hierauf rückte er mit andern Propositionen heraus. Ich sollte auch ein Wilddieb bleiben, nur ein englischer. Seine Waldungen lagen irgendwo an der Grenze anderer Waldungen. Das pflegt so zu sein. Er stand sich nicht gut mit seinen Nachbarn. Auch das pflegt vorzukommen. Seine Nachbarn schossen auf seinem Revier, was war natürlicher, als daß er wünschte, auch auf ihrem Revier schießen zu lassen. Es kam ihm nur darauf an, einen schlauen, verschwiegenen, kühnen Mann zu gewinnen.

Mylord, entgegnete ich, Ihre edeln Gesinnungen rühren mich. Wüßten Sie, wie die ganze Poesie meiner Jugend bei Ihrem Vorschlage in mir erwacht, die Erinnerung an jene herrlichen Zeiten der Cheviotjagd, der hochherrlichen Faustkämpfe, Hinterhalte und Gemetzel der Barder-Chiefs, oft nur um ein Stück Wildpret, und ich, ich sollte da wieder auftreten als ein neuer Robin Hood, ich in das Hifthorn stoßen, ich im schottischen Haidekraut liegen, die Locken umrieselt von schottischem Nebel. Mylord, Sie wissen nicht, welche Kraft das Gemüth eines Deutschen anrufen muß, um diesen Lockungen zu widerstehen. Ich habe diese Kraft angerufen und ich widerstehe ihnen. Mylord, ein Charakter muß ganz sein, alle Halbheit raubt uns die Achtung der Welt und unsere eigene. Wenn ich ein guter Wildhüter sein soll, so kann ich nicht ein guter Wilddieb sein. Eins hebt das Andere auf. O, ich bitte, schweigen Sie, Mylord, ich sehe auf Ihren Lippen einen neuen Vorschlag schweben, den der volle Edelmuth Ihrer Seele gebiert. Sie wollen mir die erste Stellung erlassen, Ihrer Großmuth genügte es, wenn ich nur die zweite annähme. Nein, Mylord, ich habe zu viel Gründe dagegen. Auch da fehlte mir ja die Freiheit, der Impuls von innen, wenn ich angestellt, um ein bestimmtes Gehalt auf fremde Jagd ginge. Ich bin ja auch Mensch, ich könnte auch davon denken, du brauchst nur deine Pflicht zu thun und damit Punctum. Sagen Sie selbst, was würde daraus. Dann aber noch eines. Der Boden meiner Heimat hat mich geboren, hier wurde ich, was ich bin. In die Fremde versetzt, wissen Sie, weiß ich, was ich da sein werde?

Immer ein Charakter, rief der Brite überwältigt, der die Achtung jedes Mannes erzwingt.

Wenn die englischen Sittengesetze dies erlaubten, so wäre er mir um den Hals gefallen. Er preßte meine bei-

den Hände und sah mir klar und bewegt in's Auge. Es war ein schöner Moment.

So kann ich Ihnen nicht helfen, sprach er. Sie wurden mir aber nur um desto lieber. Wenn es dazu käme — was umschreiben vor Männern, die wie Sie dem Schicksal in's Auge blicken. Sie werden das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen wissen, ich aber verspreche Ihnen, ich will unter dem Galgen stehen und die Rücksichten der Welt sollen einen freien Briten nicht abhalten, Ihnen noch da zum Abschied die Hand zu schütteln.

Ich zuckte die Achseln: Mylord, dazu ist bei uns keine Aussicht. Auch wenn man in der Reaction vorschreitet, so zweifle ich doch, daß man bis zum Galgen um Wilddiebstahl kommt. — Möglich freilich ist alles. — Inzwischen etwas Karrenschieben, Raspeln im Zuchthause, — darauf allein könnte ich einen edeln Freund einladen.

Der Brite wendete noch im Hinausgehn den Kopf. Es war ein schöner Blick: Der Bewunderung für wahre Größe ist alles möglich.

Vermöge meiner rationellen Natur sind mir alle Excesse zuwider, sei es in der Begeisterung, sei es in der Liebe, sei es im Trinken. Um deßhalb erlassen Sie mir die Schilderung, welche Zustände das letztere unten und oben vorbrachte. Der Uebermuth ist auch ein Exceß, können Sie sagen; leugne ich denn aber, daß ich ein Mensch bin? Und welcher Schauspieler ist nicht übermüthig, dem es gelang sein Parterre zu entzücken wie ich, daß der Brite mit dem Lorberkranz in der Hand zu mir heraufstieg. Und ich wies ihn von mir! Du edles Volk, habe ich hinuntergerufen, das schäumende Glas durch die Eisengitter steckend, dieses volle Glas der Freiheit! Nämlich du schaukelst dich in der Illusion, ich säße gefangen und du wärst frei. Denkst du, daß ich dir wie jenem Doctoranden die Illusion rauben und

dir zeigen will, wie ich ein eigentlicher Freier bin und du liegst in den Nebeln deiner Bewußtlosigkeit verstrickt, die dich nicht einmal merken läßt, daß sie mit dir spielen, wie du meinst mit mir zu spielen? Weit gefehlt! Prediger in der Wüste erhielten keine Anstellungen mehr. Denn jede Predigt setzt die Illusion voraus, daß man Zuhörer hat. Von dieser bin ich frei. Solltest du meinen, die Herren thaten Unrecht, so sage ich: falsch! Wir sind Alle durch die Bank Industrielle geworden, wir Alle müssen uns selbst erst Das bereiten, was wir verfolgen, hetzen, bekämpfen, fangen oder tödten wollen, seien es nun Theorien, Tyrannen oder Wilddiebe. Darin sind wir Alle, Liberale, Radicale, Conservative und Servile, gleich dem großen Ritter von La Mancha. Die Natur erschafft nur Mühlenflügel, wir machen die Riesen daraus. Das ist die große Freiheit und Gleichheit Aller, das ist die Wahrheit, sage ich dir, die bis an's Ende der Welt ausreicht. Ein Narr, der jedem Narren sagen will: Das war ein Mühlenflügel und kein Riese. Selig, die da glauben, daß wir fortschreiten, selig, die da hoffen, daß wir zurückschreiten, warum denn nicht auch selig die, die festsitzen wie ich hier. Und Ihr Seligen da unten, die Ihr mich nicht hört, eben weil Ihr selig seid, dies letzte Glas nicht Euch, denn Ihr habt genug, mir trink ich's zu, mit dem aufrichtigen Wunsch, daß ich die künftigen Mühlenflügel nicht klappern höre, wenn ich vor einem neuen Riesen stehe. Denn, ganz im Geheim gesagt, daß es der Repetent Ulrich nicht hört, nur dadurch, daß wir an Riesen glauben, wachsen wir selbst.

Also die Nacht, von der ich nicht reden will, war vorüber. Mein großmütterlicher Oheim, der außerordentlich wenig Schlaf brauchte und — eine noch außerordentlichere Eigenschaft — er blieb immer nüchtern — mein großmütterlicher Oheim saß vor dem Ruhebett des Wildgrafen, der

sehr blaß aussah und starke Kopfschmerzen hatte. Wären die Kopfschmerzen nicht gewesen, so wäre er, er hat es mir oft versichert, während mein Oheim redete, wieder eingeschlafen. Denn er war nicht zu Bett gekommen. Die rosenfingerige Eos hatte, nachdem sie die Wetterhähne der Burg Wetterstrahl vergoldet, tiefer hinunter gar seltsame Gruppen angeröthet.

Sie wissen, worauf es ankommt, sagte der Wildgraf, sein spärlich Haar durch die Finger gleiten lassend, während der Ellenbogen auf dem Tische lag.

Thaten, große Thaten, nicht Worte — sagten Ew. Excellenz. Wahrhaft große Worte!

Dummes Zeug! sagte der Graf. Was soll man denn thun! Sie glauben's doch nicht.

Excellenz schienen doch gestern der Ansicht —

Ach was gestern! Ich wünschte, es wäre gar nicht gestern gewesen. Man kann ja nichts mehr unter sich thun. Auf Menschen ist kein Verlaß. Es ist auch nicht anders. Plaudertaschen sind überall. Mir wird brühsiedend heiß, wenn ich daran denke, wie die Geschichte in die Zeitungen kommen wird.

Dem könnte man durch eine Berichtigung entgegenarbeiten. Da ich gestern die Ehre hatte, Ew. Excellenz unsern Plan der Reunionszeitung vorzutragen, so könnte diese Darstellung ein eclatanter erster, ein sogenannter leitender Artikel werden.

Damit man ihnen noch mehr Futter gibt zum Gewäsch!

Demnach meine ich, Ew. Excellenz, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ist —

Bleiben Sie mir mit den Zeitpunkten vom Halse.

Wo ein würdiges, entschiedenes Auftreten —

Repräsentiren, darauf kommt es an! Wer sich dem Volk gut präsentirt, dem glaubt es. Sehn Sie mal die

Kuirassiere! Es sind nicht die Mädchen allein, auch die Bauern! Alles macht Front, greift an die Hüte, wenn ein Offizier vorbeiklirrt. Die Welt ist militärisch einmal gewöhnt; ein Unglück ist's, aber es ist. Es thäte noth, daß wir uns Alle in Uniform steckten und schnüren ließen. Sehn Sie den Prinzen da. Es ist nicht viel dahinter, aber eine Art ist's, ein Wesen. Das Volk will Puppen. Was kann er Schulden machen, ohne Sicherheit, während wir —

Mein großmütterlicher Oheim blickte ihn besorgt an. Der Prinz von Bockstein! — Ich glaubte — der Prinz ist zwar von sehr alter Familie, ein artiger Cavalier, und was die gnädige Comteß Amalie betrifft —

Pah! sagte der Wildgraf. Etwa von seinem Oberstwachtmeistergehalt? Und Gehaltsabzug auf Lebenszeit und noch darüber. Oder von seiner Apanage? 350 Thaler jährlich. Baron, ich schätze gewiß den Adel. Aber wenn er sich zu sehr zersplittert, dann ist er kein Adel mehr. Es gibt eine Realität, Baron, gegen die man unter keinen Verhältnissen, ohne empfindlich gestraft zu werden, sich auflehnen darf. — Grade raus, der Major soll mir willkommen sein und sein Sohn auch. Es kommt nur darauf an —

Daß er sich gut präsentirt, fiel mein großmütterlicher Oheim freudig ein.

Das ist das Wort, lieber Baron, Sie sind ein Mann von Verstand, den seine Grundsätze stets zurecht führen. Mehr darf, mehr soll man nicht verlangen. Sich würdig präsentiren, das ist die Aufgabe der Zeit. Man glaubt dann, was man sieht. Wenn wir uns Alle würdig präsentirten, würde man an uns glauben.

Der Baron machte sich einige Notizen in seine Schreibtafel — für einen zweiten Artikel.

Demnächst aber, fuhr der Graf fort, gilt es, das verwerthen, was wir besitzen. Ein altmodischer Schatz, im

Keller verschlossen, ist kein Schatz mehr. Eine Tugend, die sich nicht äußert, ist keine Tugend. Geld, was nicht unter die Leute kommt, ist kein Geld.

Der Baron schlug die Seite um und schrieb weiter.

Was man auch gegen die Zeit anführen mag und ihre umwälzerischen Tendenzen, das muß man ihr lassen, sie findet die Wege auf, das Besitzthum zu verwerthen, dem Verlegenen einen Anstrich zu geben, daß es wieder Käufer findet, und das Unnütze nützlich zu machen. Der Freiherr, ich hätte es dem alten Major wirklich nicht zugetraut! Superiöre Ideen mit diesem Eisenbahnzuge! Und mit welcher Schlauheit hat er es durchzusetzen gewußt!

Als deutscher Biedermann.

Das meine ich ja eben. Er hätte zwar auch den Traktus eine Meile länger durch mein Territorium leiten können; da hat er allein an sich gedacht, der alte Fuchs. Nun, ich gönne es ihm —

Zumal wenn die Besitzungen dereinst in eine Hand kommen.

Er denkt an Runkelrüben. Das ist nichts. Der wohlfeilste Zucker ist der beste. Ich bin für Freiheit des Handels. Aber unser Holz, unsere Kohlengruben — ich meine meine, die verwerthen sich erst jetzt. Nun kann man Wassermühlen anlegen, die Gebirgsbäche sind stark genug. Auch eine Papierfabrik.

Herrlich! Für den Absatz sorgen wir selbst. Unsere Reunionszeitung —

Da müßte man doch vorsichtig verfahren. Nur sichere Kunden. Aber was meinen Sie zu meinen Forellen?

Ich aß nie delicatere.

Es ist mir über Nacht ein Gedanke gekommen: diese Fische bedürfen geschütteltes Wasser, um lebendig zu bleiben. Man könnte sie auf der Eisenbahn in Wassergefäßen, deren

Rüttelung sich durch die Verhältnisse selbst macht, also gar nichts kostet, nach der Residenz schaffen. Auf diese Weise machte man sich populär in der Stadt und die Fischerei würde zum Kapital. — Es geht mir noch viel im Kopf um. Wann kommt der liebe Major, und sein Sohn doch mit?

Der Major hat ihm geschrieben, daß er ihn unterwegs treffen soll. Wir können sie jeden Augenblick erwarten.

Herrlich, prächtig! Wenn der junge Mensch nur meinen Erwartungen entspricht.

Er hat zwar etwas lustig auf der Universität gelebt.

Schadet nichts. Jugend muß austoben.

Viel von seinen Streichen reden gemacht.

Wenn er nur keinen publiken Scandal gemacht hat.

Wenn er nur nicht zu tief in demokratischen Extravaganzen —

Schadet nichts. Gar nichts. Je mehr er über die Schnur gehauen, um so vernünftiger wird er nachher.

Die modernen Doctrinen —

Schüttelt ein junger Mann wieder ab.

Hegel —

Freilich! — Schadet aber nichts, lieber Baron, wirklich nichts.

Excellenz haben ganz recht. Alles das verdaut sich wieder im organischen Lebensproceß. Aber ein unglücklicher Hang zur Ironie wird mir leider durch Alles, was ich von ihm höre, bestätigt. Dieser Hang läßt sich nicht austreiben. Er hat sich sogar — es ist schmerzlich, das von einem Blutsverwandten zu sagen — er hat sich bereits spöttisch gegen unsre Reunionszeitung ausgelassen.

Desto besser! rief der Wildgraf. Das Menschengeschlecht will Götzen haben, vor denen es auf den Knien liegt. Das muß sein. Aber es ist sehr gut, daß es auch Solche gibt, die sehen, wo das Holz hohl ist und der Wurmfraß

darin. Was schadet denn einer Sache mehr als ihre versessenen Anhänger. Im Gegentheil die hellen Köpfe, die über ihren eigenen Stand dann und wann cavalierement spotten, wie der Prinz von Semilasso, thun uns gut. Dann und wann den Champagnerpfropfen des Witzes knallen lassen, Coteriegeheimnisse zum Besten gegeben, das gefällt dem Publicum und nährt eine gefällige Stimmung. Gefällig sein, recht gefällig, mit freundlichem Lächeln, das ist die Aufgabe.

Mein großmütterlicher Oheim faßte erschrocken seinen Zopf.

Der Ironiker ist immer am sichersten, man weiß nicht, wo man ihn fassen soll, fuhr der Graf fort. Auch in unsern Reihen können wir ihn brauchen. Wer weiß denn, lieber Baron, wohin es einmal umschlägt. Habt Ihr denn den Scherz nicht verstanden, konntet Ihr das für Ernst halten? antwortet man lächelnd. Ich sage Ihnen, Baron, Alles läßt sich anwenden und vernutzen, wenn man es zu rechter Zeit vorbringt und im rechten Licht präsentirt. Wenn er sich nur gut präsentirt. Mehr verlange ich nicht. Aber das fordere ich.

Der Verwalter war eingetreten. Wenn sein Herr schon blaß aussah, so fehlt mir die Farbe, um das Gesicht des Dieners zu malen. Beide sahen sich an, und ich weiß nicht, wessen — war es Schreck, war es Bestürzung, war es böse Ahnung — größer war.

Er hat ihn doch ausgezahlt! rief der Graf, den eine Erinnerung plötzlich bleischwer auf die Brust fiel.

Der Diener sagte ängstlich: Gnädiger Herr ließen mir kein Geld zurück.

Geld! Unsinn! Warum holte er es nicht?

Excellenz schliefen fest —

Die ganze Wahrheit durchzuckte wie ein Blitz den Wildgrafen: Er hat geschlafen — Er hat's verschlafen.

Der Verwalter senkte den Kopf. Wie ein gerichteter Sünder stand er an der Thüre.

Der Wildgraf nahm sich zusammen: Der Mensch ist doch nun über alle Berge?

Christian antwortete nicht, aber er blickte scheu auf den Baron Wagner.

Der Herr gehört zu meiner Familie! sprach der Graf und schritt in Erwartung guter Nachrichten im Zimmer auf und ab. Wenn er sich aber auf's Gewissen gefragt, so erwartete er sehr schlimme.

Excellenz, stotterte der Verwalter, ich habe geschlafen, das ist wahr, — aber ich schlief in Dero Dienst — aus Freude — aus Ueberraschung, daß Alles so gut gegangen. Gemerkt hat auch Niemand etwas.

Daß Er betrunken war?

Meine Person, Excellenz, ist hier die Nebensache. Und wenn Hochdieselben mich aus dem Dienst jagen — so verlieren Sie einen treuen Diener; ob Sie aber einen so treuen wiederfinden, der, was er versäumt, wieder bestrebt ist gut zu machen, das weiß der liebe Gott.

Christian! schläft Er noch? Ist Er betrunken? Was soll's? Was ist's? — Er hat ihn doch gut behandelt.

Excellenz! So ist nie ein Wilddieb gehalten worden. Der englische Mylord hat ihm selbst den Champagner eingegossen.

Champagner! In dem Grafen dämmerte eine unangenehme Erinnerung. Ich hoffe, es hat es Niemand gesehen.

Aber gehört. Die Pfropfen knallten nur so gegen die alte Decke. Und Reden hat er gehalten an's Volk, von Mühlenflügeln und Riesen, und Euer Gnaden leben lassen.

Der Lord?

Nein, der Dieb.

Der Wildgraf machte eine abwehrende Bewegung.

Genug! — Wir haben uns vielleicht an dem Menschen versehen — Irrthümer kommen wol vor —

Ja, Excellenz, wir haben uns fürchterlich versehen!

Man gibt ihm ein Stück Geld.

Er nimmt ja nichts, Herr Graf. Es war eine so bequeme Strickleiter, Herr Graf, ich machte es ihm vor, wie er runter klettern sollte. Ein altes Weib konnte runter steigen. Nein, er sagte, er wollte von vier Heiducken getragen werden und drei Trompeter müßten vorblasen, sonst ginge er mit keinem Fuß aus dem Gefängniß.

Christian! Er sprach es doch ganz sacht?

Nein, er schrie es. Zum Glück sind sie noch Alle verschlafen. Ich faßte ihn am Arm, ich wär ihm beinahe zu Füßen gefallen. Lieber junger Mann, sagte ich, wie viel wollen Sie denn eigentlich haben? Der Herr Graf gibt ja Alles! — Was! schrie er auf. Mit Gelde, mit lumpigem Gelde mir den Schein abkaufen, den Schein — diesen Schein! Ach Gott, ach Gott! er hatte sich fürchterlich. Elender, sagte er, weißt du, was dieser Schein gilt? Meine Ehre und noch Eines, ja Vieler! Und für den mir schnödes Gold!

Der Graf war in den Armsessel zurückgesunken. Er hielt sich beide Hände vor's Gesicht und seine beiden Knie hoben sich und streckten sich wieder in unwillkürlichen Taktschlägen: Eine schöne Geschichte. Ich hab's geträumt.

Ich hab's gedacht! sagte der Verwalter.

Was hat Er mit Seiner beschränkten Einsicht zu denken!

Gott bewahre, Excellenz, denken! Wie sollte ich mir das unterstehen! Ich habe nur so gedacht.

Was will er eigentlich, der Mensch? fuhr der Graf wieder fort.

Er geht nicht aus dem Gefängniß, sagt er, als bis Ew. Excellenz ihn selbst abholen.

Ich will ja gleich hin! Der Graf sprang auf. Ehe das Dorf wach wird.

Das ist's ja eben, Excellenz, das will er nicht.

Was will er denn?

Excellenz sollen kommen in Ihrem ganzen Costum, nicht in Ihrem Morgenrock —

Wenn es weiter nichts ist, rief der Graf und streifte den Schlafrock ab. Wir haben es mit einem Sonderling zu thun.

Ach, es ist noch was weiter. Excellenz sollen nicht allein kommen.

Versteht sich, mit Ihm.

Ach nein, noch mehr, mit dem Herrn Erb-Landmundschenk und dem Herrn Erb-Landmarschall und dem Herrn Erb-Landtruchseß.

Nicht auch mit dem Prinzen und seinen Kürassieren?

Ja, Excellenz, und allen Herrschaften und Jägern, so viel wir waren gestern. Und vor der Gefängnißthür sollten Excellenz ihm um den Hals fallen und um Entschuldigung bitten —

Nicht noch mehr?

Und dann ihn unterm Arm führen, Excellenz auf der einen und der Prinz auf der andern Seite, den hohen Weg auf der Mauer in den großen Saal, daß Alle es sähen, und ihm da ein Dejeuner geben, und seine Gesundheit trinken, und ihm dann ein Comitat geben, in einem Vierspänner, mit Schimmeln vorgespannt, bis an die Grenze, und Wagen hinterher und Reiter und Waldhörner. Kurz, grade so wollte er wieder fortgebracht werden, wie er eingebracht worden.

O, es gibt Gesetze, sprach der Wildgraf, die Finger zusammenpressend.

Das sagte er auch — von wissentlicher Gefangennehmung unschuldiger Personen und Privathaft. Aber er wolle

die Gesetze nicht incommodiren. Er habe andere, wirksamere Mittel in Händen.

Ach, er hat sie! rief der Graf.

Nun sagte ich ihm, mit Euer Excellenz Erlaubniß, den Affront könnte mein gnädiger Herr sich nicht anthun lassen, das sehe er doch wol selbst ein. Ob er denn keinen andern Vorschlag hätte?

Und?

Er besann sich. — Excellenz, ich glaube, er ist etwas übergeschnappt. Plötzlich griff er das Tuch, das blutige, womit wir ihm gestern die Backe verbunden, sah es an und hielt es hoch und lachte. Dann gab er's mir: Ich fand's im Walde, sagte er. Es kann doch nur der Comteß gehören. Bringe es ihr wieder, und wenn deine Comteß es verlangt, dann geb ich den Schein zurück, klettere auf die Leiter, oder, wenn sie's verlangt, ich springe auch zum Fenster hinaus. Und nun setzte er sich wieder hin, wie ein Lamm fromm, und lächelte innerlich.

Ich hoffe, Christian, Er hat die Bestellung nicht ausgerichtet!

I Gott bewahre, Herr Graf, was denken Sie von mir.

Mir geht ein Licht auf. Da muß man eilig —

Das sagte die Comteß auch, oder was Aehnliches.

Amalie hat doch —

Mich gesehn, als ich herlief. Das Tuch hielt ich vor mir und sah's mir so recht an, und wollt es Euer Excellenz bringen. Da also im Corridor kriegte sie mich zu sehen, oder vielmehr das Tuch. Sie rief: Wo hast du das her? Ich habe eigentlich nichts gesagt, Excellenz, aber mein Schreck und ihr Schreck auch — sie mußte schon sonst woher etwas gehört haben, daß es mit dem Wilddieb nicht richtig sei. So hatte sie's mit einem Male mir fortgerissen, nämlich das Tuch, und daß Ew. Excellenz in

schrecklicher Verlegenheit sind vor dem frechen Menschen, das habe ich ihr entweder gesagt, oder sie hat's gerathen, und sie ward blutroth und sprach: Mein armer Vater! oder was es war, und dann etwas von gut machen. Ich, wie gesagt, war noch zu erschrocken über die Frechheit, also ich weiß nichts und kann nichts sagen, als sie mir fortgestürzt war.

Doch nicht in sein Gefängniß?

Gott bewahre. Er sitzt an der offenen Thüre und trinkt Kaffee und liest die Zeitung.

Mit einem Ruck war der Wildgraf in seinem Jagdrock. Der geflickte Zopf kam ihm zwischen dem Kragen nach vorn. Mit einem zweiten Ruck riß er ihn ab. Es war meinem großmütterlichen Oheim, als ob sein Zopf ihm weh thäte. Aber Zeit, um nachzufühlen oder nachzudenken, blieb ihm nicht, denn draußen schmetterte ein Posthorn, ein Wagen rasselte auf dem Hofpflaster und hereinstürzte mein Vater, der Major, und flog dem Wildgrafen in die Arme.

Herzensnachbar! Tausend Mal willkommen! Wissen Sie schon?

Würdiger Mann, sprach der Wildgraf und seine Hand zitterte in der meines Vaters. Ich fürchte schon zu viel erfahren zu haben.

Noch lange nicht genug, entgegnete mein Vater. Sie waren seit vorgestern nicht am großen Durchstich.

Ich hatte — unangenehme Geschäfte.

Prächtige Geschäfte, sage ich Ihnen, sagte mein Vater und warf sich in den Stuhl, um Athem zu schöpfen. O die Eisenbahnen, goldene Eisenbahnen! Sie sind's, die das Glück der Menschheit fördern! Der kahle Hügel, über den unsere Grenze geht, der uns Beiden gehört, worauf kaum die Kiefersträucher fortkommen, was denken Sie sich, Excellenz —

Wir verlieren Beide nicht viel Terrain, wo die Bahn durchschneidet.

Verlieren! lachte mein Vater auf. Was gewinnen! Ich komme rüber gefahren, ich traue meinen Augen nicht. Die Ingenieurs wollten Sie heut überraschen. Bin ihnen zuvorgekommen. Ein Kohlenlager, Excellenz, ein Steinkohlenlager, schwarz, tief, mächtig — eine Kohle, sage ich Ihnen, pechschwarz, glatt, spiegelblank, das Wasser lief mir im Munde zusammen. Es erstreckt sich, zick zack durch unser Beider Gebiete, nicht zu trennen, nicht zu messen! Eine pure Goldgrube. Die ganze Residenz können wir in Dampf hüllen. Excellenz, das zusammengeworfen, was sag ich werfen, es ist schon eins — ein kleines Fürstenthum wird's, versteht sich, wenn wir mit rechter Industrie —

Nur nicht Runkelrüben —

Was Runkelrüben! Kohlen sage ich. — Ist denn der Schlingel, mein Sohn, noch nicht hier?

Sie bringen Ihren Herrn Sohn nicht mit?

Er ist ja schon da.

Wo?

Hier.

Hier?

Promenirte eben auf dem Walle.

Auf dem Walle?

Mit der Comteß. Ich winkte ihnen. Ja, die hatten Besseres zu sehen, als einen alten Vater.

Der Wildgraf strich sich über die Stirn: Wie sieht denn Ihr Herr Sohn aus?

Mein Vater wurde etwas blaß: Er hat sich doch gut präsentirt!

Der Wildgraf sank wieder in seinen Großvaterstuhl. Die beiden Alten sahen sich an — es war sehr viel in ihren Augen zu lesen. Da knarrte die Thüre —

Meine verehrten Zuhörer, Sie werden meine Selbstüberwindung erkannt haben, wie ich, nur der Wahrheit gehorchend, mich in Momenten Ihnen darstellte, die ein Held, was man so unter einem Helden versteht, auch seinem Kammerdiener verbirgt. Meine ehrgeizigen Bestrebungen sind längst dahin. Der Ruhm ward eine todte Größe für mich, mein ganzes bescheidenes Streben ist, ein nützlicher Mensch zu werden, wobei ich nicht allein an die Menschheit im Allgemeinen denke, sondern auch an mich und meine Familie im Speciellen. Was die Runkelrübe anlangt, so bin ich darüber noch nicht im Klaren; die Kohlengrube liefert recht hübsche Ausbeute, aber nur für meine Fabriken —. mein guter Vater und auch der Wildgraf haben sich in ihrem ersten Ueberraschungsfieber zu Illusionen hinreißen lassen, die der Erfolg nicht rechtfertigte. Wenn ich in meiner Papierfabrik — sie ist eigentlich nur zu Actien bestimmt, nicht auf Actien gegründet, sondern künftige Actien sollen darauf gegründet, d. h. darauf gedruckt werden — wenn, sage ich, durch das weiße Papier, das ich liefere, ich einigermaßen dem Menschengeschlechte für das viele unnütz bedruckte werde aufgekommen sein, dann fühle ich mich befriedigt. Also, mein Stolz ist bescheidener, aber auch dem bescheidenen werden Sie nicht zumuthen, daß er Ihnen weiter erzählen und bekennen soll, was sich ereignete, als die Thüre knarrte und Comteß Amalie zuerst und ich hinter ihr eintrat. Wie die beiden Alten und wie wir aussahen, alles das kann jeder Schulknabe unter meinen Lesern sich selbst denken, sagen, er sieht es klarer, als ich es malen kann. Ach, meine verehrten Zuhörer, es ist ein schmerzliches Gefühl für Jemanden, der, abgesehen von seinen andern höhern Lebenstendenzen, erst jüngst die unwillkürliche Ursache war, daß ein Fürst seine Krone niederlegte, und dann freiwillig als Wilddieb, was

gewiß unerhört ist, und nicht ohne Glück debutirte, daß ein solcher in den allergewöhnlichsten Liebesgeschichten von der Welt sein Ende nehmen muß. Denn bin ich damit nicht zu Ende, und kann es ein beschämenderes Ende für einen mit Bewußtsein handelnden, freien Charakter geben, als sich grade in das Individuum zu verlieben, welches die beiderseitigen Aeltern ihm ausgesucht und bestimmt haben. Selbst ein Komödiendichter schämt sich eine solche triviale Intrigue noch zu erfinden. Mich beruhigt das allein, daß der Repetent Ulrich immer der Meinung war, daß Ehen, wenn überhaupt vernünftig, nur aus Vernunft geschlossen werden dürften, und daß die Ehen, die durch die Vorsorge der Aeltern in's Leben treten, gewissermaßen dem Begriff einer wahren Ehe näher kämen, als die ihr Fundament im Strohfeuer einer romantischen Liebe hätten. Also war meine Liebe zu der lieblichen Amalie auch eigentlich keine Liebe, sondern ein Gehorsam gegen die weisere Einsicht unserer beiderseitigen Aletern. Die Comteß mußte das beschämende Gefühl, welches mich drückte, mit der, dem schönen Geschlechte eigenen, Theilnahme mehr noch als ich empfinden, denn sie war blutroth und schlug ihre Augen nieder.

Während die alten Herren viel miteinander sprachen, wie die verdrießliche Sache auszugleichen sei — mich verdroß sie gar nicht, — saßen wir Beide auf zwei Stühlen nebeneinander, und ich hielt ihre Hand und sie meine, und sprachen gar nicht. Seitens meiner Zuhörer hoffe ich dafür auf Dank, denn was in aller Welt hätten wir sprechen können, was sie nicht schon hundert Mal gelesen haben.

Da sagte der Wildgraf: Und im Grunde genommen, hat er sich gut präsentirt, denn er hat sich originell präsentirt.

Es hat einen romantischen Anstrich, sagte mein großmütterlicher Oheim. Es ist so etwas von der herrlichen

Geschichte, wo ein legitimer Erbe unbekannt, er selbst kennt seine Abkunft nicht, und in Verkleidung in das Schloß seiner Väter kommt. Er wird ergriffen, soll hingerichtet werden, aber die Stimme des Blutes ist mächtig. Seine legitime Natur schlägt durch und mit unaussprechlichem Jubel endet die Geschichte. Wenn es bekannt wird, es wird imponiren.

Der Wildgraf strich mit der Hand über seine gerunzelte Stirn: Man darf denn doch nicht zu weit zurückgehen in die Zeiten des Aberglaubens.

Ueberlassen Sie mir die Geschichte zeitgemäß einzurichten, sagte mein großmütterlicher Oheim. Es soll ein zeitgemäßer Artikel werden für unsere Zeitung.

Der alte Mann hat recht gute Gesinnungen, sagte nachher der Wildgraf zu meinem Vater, aber er verdirbt uns am Ende mit seinen confusen Ideen Alles. Man muß die Leute nicht vor den Kopf stoßen, man muß keinen Anstoß geben, mit einem Worte — der Mann ist nicht au niveau mit der Zeit.

Lassen Sie gut sein, sagte mein Vater, wir wollen ihn in die Lehre nehmen. Schwarz auf weiß, er soll Artikel schreiben über unsere Kohlen. Das ist an der Zeit.

Und Ihr Sohn? Werden wir uns da nicht täuschen?

Den erzieht Ihre Amalie. Unter der Lehrmeisterin wird noch was aus ihm.

Und das liebliche Kind that wirklich Alles, daß aus mir noch etwas werden sollte. Sie war mit jedem Tage mehr zufrieden.

Du bist so lieb und so gut, sagte sie, und sprichst bisweilen so aus Herzensgrund, daß man nur immer hören möchte und dir auch aus Herzensgrunde gut wird. Dann aber sprichst du wieder so häßlich, als hieltest du dich über Alles auf. Ach, Gottlob, warum kannst du denn nicht

immer gut sein, warum mußt du auch ironisch sein? Versprich, o versprich es mir, daß du es nie wieder sein willst.

Ich verspreche dir, sagte ich, mein süßes Kind, daß ich gegen dich immer derselbe sein will, der ich in diesem Augenblicke bin, auch wenn die lose Zunge mit den leichten Gedanken forteilen will. Gern möchte ich dir auch versprechen, daß ich die lose Zunge bändigen wollte, oder sie zwingen, nur Ernstes und Gefälliges zu reden. Aber, liebes Kind, dann würde ich ja ein Anderer, als ich bin, und du liebst mich, weil ich so bin, wie ich bin. Der dich und mich schuf, hat mich nun einmal so geschaffen; ich muß lachen, wenn Andere weinen, aber mein lautes Lachen ist doch vielleicht ein stilles Weinen. Du meinst, es sei nur ein neckischer Kobold in mir, der dich um meine Liebe beneide, ich solle ihn austreiben. Ach, liebes Kind, dieser Kobold wird mit den Jahren immer ruhiger und stiller werden. Aber wer ihn vor der Zeit austreiben will, an dem rächt er sich. Ein altes gutes Sprüchwort sagt: man muß seinem Narren auch bisweilen Zucker geben. Wollt' ich ihm den entziehen, wenn er naschig ist, wie würde er grollen und hervorbrechen und toben zur Unzeit gleich einem Krankheitsstoffe, den man mit Palliativen auf einige Zeit zurückdrängt. Laß ihn immer dann und wann gewähren, und erschrick nicht, lache vielmehr mit ihm. Es ist jedem Ding seine Zeit gemessen, auch ihm, aber wie ein Kleid legt man ihn nicht ab. Er lebt mit uns und rüttelt uns und hält uns wach, und wenn er einmal recht tolle, unziemliche Bockssprünge macht und du dich über ihn ärgerst, dann denke, daß ich mich mit dir über ihn ärgere und desto mehr thun will, um, was er Böses gethan, wieder gut zu machen.

Nur keine Liebe.

Novelle

von

Levin Schücking.

Briefe.

Es war sehr natürlich, daß dem Herzog von Hetzendorff=Massenbach das Regieren mitunter äußerst schwer wurde. Er hatte nämlich keine Unterthanen, wenigstens keine solche, an denen etwas zu regieren gewesen wäre, da sie ein Häuflein der gutmüthigsten und lenksamsten Menschen bildeten, die je auf einem Paar Quadratmeilen Landes in einer Stadt, einem Markt, einigen Kirchdörfern und mehren Gütern und Höfen gewohnt haben. In patriarchalischer Einfachheit, nie aus einem engen Kreis ererbter Sitten weichend und der Väter Verfahren in allen Dingen zur festen und genügenden Richtschnur nehmend, war nun seit vielen Jahrhunderten eine Generation derselben nach der andern unter Herzoglich Hetzendorff=Massenbach'schen Auspicien geboren worden, aufgewachsen, in die Blütezeit getreten und verwelkt. Denn geblüht hatten sie alle; bei einem gesunden Klima, nahrhaften Getränken und wenig Arbeit konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Segnungen landesväterlicher Fürsorge und Ueberwachung hell und unverkennbar auf ihren runden und freundlichen rothen Wangen malten. Sie brauchten weder den Arzt noch den Richter, weder den

Voigt noch den Gendarmen und am allerwenigsten den Steuerempfänger, wenn er nicht selber gekommen wäre: und wozu sie den Herzog selber brauchten — das hätte Keiner von ihnen ausgeplaudert, und deshalb überließen sie vertrauensvoll ihm selber, darüber zu entscheiden — er mußte es doch wissen!

Er wußte es aber auch nicht, und das war sein Kummer. Er hätte gar zu gern regiert und zu walten und zu schalten gehabt, daß ihm der Schweiß von der Stirn getropft wäre: aber war er nicht in einer verzweiflungsvollen Lage, in welcher ein Petrus a Vineis, ein Oxenstierna und ein Sully selber mit seiner Regierungsweisheit zu Ende gekommen wäre und nicht gewußt hätte, was zu thun? So lange der Herzog jung war, half er sich, indem er jagte, ritt, fuhr und derlei ziemlichen und einem großen Herrn wohlanständigen Uebungen oblag, sodaß die Hetzendorffer nicht mehr wußten, ob ihr Herzog des Jagens und Reitens wegen, oder das Jagen und Reiten ihres Herzogs wegen von Gott so trefflich erfunden und eingerichtet sei. Dem sei wie ihm wolle, es verflossen doch dem Herzoge auf diese Weise die übermäßig vielen und langen Tage, womit der Mensch auf Erden gesegnet ist. Jetzt aber war der gnädigste Herr älter und corpulent geworden und fing an, alle körperlichen Bewegungen zu scheuen: die Jagd hatte ihren Reiz für ihn verloren; die Diners, zu denen er sonst ein Erkleckliches an Zeit verwendet, machten ihm unwohl; der Wein trieb ihm Congestionen zu Kopf; kurz, der Herzog von Hetzendorff-Massenbach fühlte, daß er so nicht fortvegetiren könne, daß er der Anregung, des Reizes und der Thätigkeit bedürfe, um nicht Hypochonder, krank, und unglücklich zu werden.

Es muß mir etwas das Blut durch die Adern peitschen, eine Aufregung, eine Anspannung aller meiner See-

lenkräfte thut mir noth — oder ich gehe zu Grunde! — seufzte er. Lassen Sie die Lärmtrommeln rühren, Hartung, schreiben Sie Proclamationen, fangen wir einen Krieg an; z. B. Krieg mit meinem Nachbar, der Krone P. Ich will mich an die Spitze meiner Heere stellen und wie ein Löwe angreifen!

Durchlaucht, die Krone P. wird es nicht merken, versetzte der Baron Hartung, der geheime Cabinetssecretair, an welchen Serenissimus jene Worte gerichtet hatte.

Aber Sie sehen doch, daß es so in meinen Landen nicht bleiben kann. Ich leide fürchterlich: meine Nerven sind so abgespannt, daß ich den ganzen Tag über in Schlaf zu sinken geneigt bin. Eine völlige Revolution thut mir noth! —

Eine Revolution! fuhr er nach einer Weile fort — wer hat mir dies Wort auf die Zunge gelegt? Machen wir eine Revolution, Hartung! Das gäbe Leben, Lärm, Arbeit; Gelegenheit zu einer heroischen Kraftäußerung — man schriebe von uns; die Zeitungen würden voll davon, wie ich die Hydra der Empörung besiegt, mit eigner Hand, den Degen in der Faust!

Durchlaucht, an mir soll's nicht liegen; aber Ew. Durchlaucht Unterthanen sind zu glücklich und zu ergeben, um eine Revolution machen zu wollen.

Aber mir zu Gefallen? Sie wissen, daß ich sie liebe, wie meine Kinder! — Doch das ist's ja! ich glaube, Sie haben Recht, Hartung: es sind gute, gute Menschen — sagte der Herzog, indem eine Thräne in seine blauen, groß vorquellenden Augen trat. So bleibt mir nichts übrig, als die Revolution selber zu machen. Sie muß von obenher kommen — ich muß ein Tyrann werden. Ich will anfangen sie zu despotisiren, daß ihnen die Augen übergehen sollen — wenn Alles vorüber ist, soll ihnen der

Schaden aus meiner Schatulle ersetzt werden, machen Sie sich zu dem Behuf die nöthigen Notizen, Hartung, damit keinem Unrecht geschieht. Aber Sie sollen sehen — fuhr er fort, indem er vor den Spiegel trat und sein gutmüthiges, etwas schwammiges Gesicht in Runzeln zog — wie mir der Tyrann stehen wird: es wird aber zweckmäßig sein, wenn ich mir einen martialischen Schnauzbart wachsen lasse — meinen Sie nicht? he?

Durchlaucht werden aber dennoch immer Serenissimus bleiben, versetzte lächelnd der Cabinetssecretair.

Es erfolgte nun aus dem Herzoglich Hetzendorff-Massenbach'schen Cabinet eine Reihe von Verordnungen, die keinen Sinn und keinen Verstand hatten; aber, wie es schien und unbegreiflicherweise, ganz erfolglos, denn, soviel sich verspüren ließ, wunderte sich Niemand darüber. Man ließ die Verordnungen ablesen und an's schwarze Bret am Rathhause der Residenz schlagen und ging dann den alten Weg. Der Herzog gerieth darüber immer mehr in den Eifer des Despotisirens. Bald befahl er, alle Schlafmützen seien nur noch in den Landesfarben zu tragen, weil Serenissimus dies für passend erachte; bald, es seien alle Regenschirme abzuschaffen, da seine geliebten Unterthanen doch hinreichend trockene Gesellen wären. Den Hunden wurde das Bellen, den Essen das Rauchen untersagt, Alles bei Stockprügelstrafe. Um die Beamten zu plagen, wurde ihnen aufgegeben, statistische Verzeichnisse über alles Vieh im Lande anzufertigen, was als völlig unausführbar erschien, da ja Niemand sagen konnte, wo da die Grenzen zu ziehen seien. Endlich ging der Herzog so weit, sein Cabinet zu einer chambre noire zu machen: das Lesen der Briefe gab ihm nicht allein eine Unterhaltung, diese neue Art landesväterlicher Obhut und Ueberwachung diente auch dazu, die lämmerhaften Gemüther zu

erbittern und ferner das Wachsen der zu erwartenden Gährung im Lande, das Anknüpfen von Verbindungen mit dem revolutionairen Ausland und so weiter auf's Genaueste zu beobachten.

Eigentlich ist die Sache unmoralisch! sagte der Herzog, indem er seinen jungen Tyrannenschnauzbart glatt strich: aber es geht nicht anders — große Politiker haben sich immer über solche Scrupel erhaben gefühlt. Nicht wahr, Hartung? Bin ich nicht der Vater meiner Unterthanen? Darf ein Vater nicht die Briefe seiner Kinder durchlesen, schon um der orthographischen Böcke willen?

Der Cabinetssecretair wagte nicht zu widersprechen, da er sah, daß die schwarze Kammer eine Lieblingsidee des Fürsten geworden war. Doch bat er, ihn von dem Geschäfte des Brieferbrechens zu dispensiren und einen untergeordneten Schreiber, auf dessen Verschwiegenheit zu bauen war, dazu zu verwenden.

Der Menschen Gewissen ist leicht beruhigt. Nachdem der geheime Cabinetssecretair sich gegen das Verletzen der „Siegelheiligkeit" verwahrt, schien er keinen Grund zu kennen, der ihn abgehalten hätte, die einmal erbrochenen Briefe zu durchblicken und die, welche ihn interessirten, mit Muße zu durchlesen.

So finden wir ihn eines Morgens allein in dem Cabinet des Herzogs, die jüngste Sendung, welche vom Postmeister eingelaufen war und die der Schreiber mit geschickt gelöstem Siegel vor ihn auf den Tisch gelegt hatte, durchmusternd, bis die Durchlaucht erschien, der er sie alsdann einzeln zu überreichen pflegte.

Der Cabinetssecretair Peter von Alcantara Baron von Hartung war ein zierlich gebauter blasser junger Mann mit schönen Gesichtszügen, die etwas weiblich Zartes hatten. Seine Augen waren von einer klaren, aber harten Bläue

und die scharfgeschnittenen, sehr regelmäßig gezeichneten Brauen milderten diesen Ausdruck von Schärfe und Härte nicht, der eine gewisse Zwiefältigkeit in seinem Gesichte hervorbrachte, da es schien, als ob der muthige, männliche Ernst und die Strenge, welche seine Blicke verriethen, die Milde und Weichheit hätte verdrängen mögen, welche um seine Wangen und um seinen anmuthigen Mund sich gelagert hatten. Er sah sehr klug, sehr ruhig und zugleich etwas blasirt aus, wenn man eine gewisse Resignation, dem Lauf der Dinge hier auf Erden und was derselbe für ihn noch herbeibringen könne, jemals Geschmack und Interesse abzugewinnen, so nennen darf. — Und in der That mochte er sich nicht glücklich fühlen. In einer größern Stadt erzogen und ein nicht unbeachtetes Glied ihrer höchsten Gesellschaft, hatten ihn seine Verhältnisse genöthigt, ganz kürzlich eine Stellung an einem kleinen Hofe anzunehmen, da er kein Vermögen besaß, und so den geistigen Genüssen, welche eine Stadt durch ihre mannichfachen Kreise und Anregungen gewährt, zu entsagen, ohne dafür die Befriedigungen einzutauschen, welche das Gemüth sich aus einem innigen Verkehr mit der Natur und aus dem Reiz des Landlebens unter edeln Menschen zu verschaffen weiß. Dieser ganze Hetzendorff'sche Hof konnte auf drei Wochen amusiren, in der vierten aber wurde er langweilig und in der fünften unausstehlich.

Doch sagte man, daß der Baron Hartung aus seinen früheren Kreisen nicht ungern geschieden sei, weil sie ihm durch eine unerwiderte Neigung vergällt worden, die ihn lange Zeit hindurch an den zahlreich bespannten Triumphwagen einer schönen und geistreichen Dame gefesselt habe.

Er saß gedankenlos über diese Krämerzuschriften gebeugt, den Kopf mit dem Arme stützend und eines der Blätter nach dem andern von sich schiebend. Wie uner-

sprießlich, wie blödsinnig flach und nichtssagend waren die Physiognomien, welche ihn aus diesen Schriftzügen anstarrten! blondköpfige, rothwangige und wohlhäbige Seelen, deren höchstes Verlangen sich darauf richtete, daß ein Handelsfreund ihnen eine Kiste mit Kandis sende oder ein Schuldner eine Rechnung von drei Gulden bezahle: — und wie interessant, wie eigenthümlich ausgeprägt, wie voll Geist, voll tiefer Poesie können die Physiognomien sein, die wie mit luftigen, für das körperliche Auge unerfaßbaren Farbentönen auf den weißen Grund gemalt sind, worüber eine intelligente Hand ihre Linien gezogen hat! Der Schatten, den die Seele wirft, das Daguerreotyp innerster Gedanken, zu deren Entwickelung das Gespräch nicht Ruhe und Muße läßt, der Spiegel des Charakters, das ist der Brief intelligenter und gemüthbegabter Menschen — durch seine Aeußerungen wie seine Form, durch seinen Stil wie seine Schriftzüge. Jeder Brief ist der Schreiber selbst — in einen Bogen Papier und eine Anzahl schwarzer Striche verwandelt. Nehmt eure Briefe, die, welche ich meine, die, welche ihr des Aufbewahrens werth haltet, die Briefe voll Freundschaft, voll Vertrauen, voll Liebe. Ist nicht dieser hier, dieser Brief voll Enthusiasmus, voll Wärme und Begeisterung, der Schreiber selbst? blickt er euch nicht daraus an, wie er die geballte Hand an die Stirn drückt, wie es ihn so gewaltig ergriffen und gepackt hat — die Idee, die Freiheit, das Gefühl, die Tochter seiner Hauswirthin voll Nikolaus Lenau und Zärtlichkeit, ein Zeitungsartikel, ein Gemälde, es sei nun, was es sei? Ist er es nicht, der seine Wimper so oft naß gefühlt hat und nun aus lauter Angst davor immer der lauteste Schreier ist und mit miserablen Späßen sich und die Gesellschaft „zweckessender" Freunde füttert, damit die Stimmung nur nicht über die prosaische Heiterkeit hinausklimmt, damit nur nicht

die Andern um ihn her die reizbaren Saiten in seiner Brust berühren und ihn zwingen, wie elektrisch durchzuckt, überwältigt, sein blutendes Gefühl vor ihnen auszuströmen — zu sprechen, zu weinen, aus der Haut zu fahren? Ist nicht die ganze Färbung dieses Briefes so blau wie sein tiefblaues Auge, liegt nicht um diese langgezogenen Züge seiner Buchstaben, die mit Blitzesschnelle in schlanke Schnörkel auseinander gefahren sind, dasselbe, was um seine flatternden dunkeln Haare, die langen wirren Locken schwebt, der Aether, das geistige Palmölarom der Schwärmerei?

Und nun dieser zierlich gefaltete duftige Brief hier, auf dem glättesten Bath, mit der Vignette, wo Amor den Löwen bändigt, mit all der logischen Klarheit des Nichts in den Gedanken, mit den regelmäßigen, graden, wie abgezirkelten Schriftzügen, wo eine Zeile ist wie die andere — ist er nicht die glatte seidene Salonseele selber, die ihn schrieb? Eine Seele, deren Gefühle und Gedanken wie ein Uhrwerk gehen, aufgezogen von gemachter Sitte und in deren Dasein alle Stunden schlagen an der Glocke des guten Tons? —

Dann dieser dritte Brief — dieses Ungeheuer von einem Briefe, denn es sind acht, neun, zehn zarte dünne Blätter, noch an den Seiten und über dem Datum beschrieben, das heißt über dem Ort, wo man das Datum hinzusetzen pflegt, denn der Brief selbst hat keine Tag- und Zeitangabe — er dürfte sie nicht haben, wenn er auch nicht von einer Dame wäre; er gehört nicht in die irdischen Bestimmungen von Zeit und Raum — ist er nicht so weich, so leicht, sind nicht die Züge so fein und unmateriell, die Gedanken so duftig, die Gefühle so voll Durchsichtigkeit und Klarheit, so diaphan gewebt, als ob man durch sie hin bis in die Unendlichkeit schauen könnte, daß er wie die, welche ihn schrieb, daß

er sie selbst ist? Ist sie nicht auch eine so leichte unmaterielle Gestalt, sind ihre Züge nicht so zart, ist ihre Stimme nicht so voll weichen Mollklangs, wie er aus diesem Briefe tönt? Ist sie nicht eben so eine durchsichtige Vase für ihre Gedanken und Gefühle, die gleich einem Strauß tiefgefärbter und phantastischer Blumen, in deren frische Kelche der Schmerz und die Leidenschaft eines Engels die Thautropfen geweint haben?

Und dies seltsame Gefühl, einen solchen Brief, den ihr selbst geschrieben habt, solch einen mit der Feder gezeichneten Schattenriß eures damaligen Seins nach langer Zeit von einem Freunde aus der Schublade genommen zu sehen! ihr möchtet ihn um Alles nicht wieder lesen; ihr mögt ihn nicht sehen: es ist ein Sarg, in dem eure todten Gedanken bestattet: ihr seid es selbst, wie ihr damals dachtet und spracht, der darin bestattet ist; er ist euch fatal wie euer Spiegelbild bei Nacht.

Es waren diese Gedanken, welche dem jungen Mann durch den Kopf gingen, als er im Cabinet des Herzogs von Hetzendorff über den nichtssagenden Briefschaften gebückt saß, welche eine nach der andern von ihm geöffnet und wieder zusammengefaltet wurden — bis er plötzlich einen leisen Ruf der Verwunderung ausstieß, während seine Hand zitterte, als ob der Brief, den sie aufgehoben hatte, ihr einen elektrischen Schlag versetzt habe. Es war ein sorgfältig zusammengelegtes Couvert, mit einem Wappen, das eine siebenspitzige Freiherrnkrone schmückte. Der Löwe, der mit aufgehobenen Pranken den Inhalt vertheidigen zu wollen schien, und gegen jeden Frevler drohend die Zunge ausstreckte und die Zähne wies, zürnte umsonst; das Couvert war, wie alle andern Briefe, geschickt geöffnet und Hartung hatte den Inhalt herausgenommen und fast ganz durchlaufen, ehe ein Gedanke, wie er dies unloyale Ver-

fahren gegen die Schreiberin dieser Zeilen — denn es war eine schöne, deutliche, etwas männlichfeste Frauenhand, welche den Brief geschrieben — entschuldigen oder nur beschönigen könne, in ihm aufstieg. Der Brief lautete:

Elfenburg, den 11. Mai.

Liebe Christine!

Damit Du siehst, daß mich meine neuen Verbindungen meinen alten Freunden nicht abspenstig machen, schreibe ich Dir schon heute, um Dir zu sagen, wie froh und wohl mir hier ist — ich freue mich an meinen Wäldern, an meinen Bergen, an all meinen Herrlichkeiten, daß ich in Versuchung kommen könnte, Dir eine sentimentale Beschreibung des Frühlings zu machen und ihn mit seinen tausend Blüten und tausend jubelnden Stimmen vor Deinen Augen in mein Territorium einziehen zu lassen, wie er in meine Seele eingezogen ist. — Ich habe es nicht nöthig; Du weißt ja dennoch, wie tief und wohlthuend die Natur auf mich wirkt, und wie sehr ich ihre Reize den langweiligen Zuständen vorziehe, denen ich entflohen bin. O wie bemitleid' ich Euch bei Euerm lauwarmen Thee, Eurer lauwarmen Conversation, Euern lauwarmen Interessen: wie dürr, wie reizlos, wie abgedroschen habe ich immer ja schon als kaum erwachsenes Mädchen diese Kreise gefunden! In der That, Christine — den Stolz mußt Du mir lassen — ich habe mich immer erhaben über das leere und nichtige Treiben unserer heutigen Gesellschaft gefühlt; und wenn ich mich nun daraus zurückziehe, so ist das Opfer, was ich damit Salentin bringe, und das er von mir verlangt hat, wahrlich keines, für welches ich große Dankbarkeit von ihm fodern kann!

Salentin läßt Dich durch mich bitten, den beigefügten

Brief, den ich von ihm zum Anschließen bekommen habe, an seinen Freund Hardenstein zu besorgen.

Ich werde wahrscheinlich Hartung wiedersehen. Es sind nur zwei Stunden von hier bis Massenbach, wo der Herzog seine Sommerresidenz hat. Seine Erscheinung wird mich verlegen machen. Du weißt, ich bin mich einer — freilich kleinen und verzeihlichen — Schuld gegen Hartung bewußt. Es war eine Zeit, wo ich glaubte, in ihm Das zu finden, was ich suchte, einen Mann im vollen Sinne des Wortes. Ich will auch jetzt nicht behaupten, daß ich mich damals durchaus täuschte; er hat manche schöne Eigenschaft, er besitzt Geist und Weiche des Herzens, ich glaube, daß eine reiche Ader von Gefühl, ja von Poesie in ihm schlummert — aber weißt Du, daß ich ihm nicht ganz traue, daß ich nicht ganz von der festen Unerschütterlichkeit eines tüchtigen und entschiedenen Charakters in ihm überzeugt bin? Jedenfalls ist er eitel und muß durchaus in den Hintergrund treten, neben den großartigen Zügen, in welchen die Natur das Bild meines edeln Salentin ausgeprägt hat.

Ich bitte Dich, liebe Christine, vergiß nicht, mir regelmäßig die Modekupfer zukommen zu lassen und gelegentlich Demoiselle des Fripperies zu sagen, sie könne die Schachtel mit dem Cardinalkragen und den blondenbesetzten Nachthauben mit dem Boten senden, der jede Woche ein Mal nach Massenbach geht. — Lebe wohl, meine theure Freundin; ich verlasse mich sicher auf Deine Ankunft im August. Einen Kuß auf die weiße Stirn Deines Ernst! Halte lieb Deine

Adrienne Traunstein.

Es waren zwei Dinge in diesem Schreiben, die den Baron Hartung äußerst unangenehm berührten: das erste

war, daß Adrienne von Traumstein mit dem Grafen Salentin von Guolfing verlobt schien, und das zweite, daß sie erklärte, es sei ihm, Hartung, nicht zu trauen!

Es mochte nie in seinem Leben ein Wort irgend eines Mannes oder einer Frau ihm so tief in die Seele geschnitten haben wie dieses letztere; das Zertrümmern seiner schönsten Lebenshoffnung hätte ihm nicht diesen Schmerz bereitet. Adrienne war für ihn verloren — er hatte es längst sich selber sagen können — nur das Unwiderrufliche des Verlustes und der Umstand, daß sie einen Andern lieben konnte, da er sich damit getröstet, daß sie niemals, wie sie ja auch immer hoch und theuer beschworen, lieben könne und werde, das fiel ihm schwer auf die Brust. Aber was war es gegen diesen Vorwurf, daß sie seinem Charakter nicht traue? Sie, die er geliebt, traute ihm nicht!

Er mußte sich diesen Vorwurf machen lassen, just während er im Cabinet des Herzogs von Hetzendorff erbrochene Briefe las, welche ihn nichts angingen. Das wars, weshalb diese Worte eine solche schneidende Wirkung auf ihn übten.

Nur noch einen Brief mußte er lesen, dann keinen mehr; er war bitter, aber nachhaltig und für immer zurechtgewiesen. Er mußte noch den Brief des Grafen Salentin lesen, jenes Mannes, der ihn so sehr in den Schatten drängen sollte. Dieser schrieb:

„Guten Morgen, theurer Hardenstein; mach' kein finsteres Gesicht, wenn dieser Brief auf ein Paar Augenblicke Deine Aufmerksamkeit vom Chronicon Novalitiense abzieht, oder von irgend einem andern der alten weisen Meister, über den ich im Geiste Dich gebückt sehe: denke, es wäre eine Scholie, die Deine Augen vom Text abzieht.

Nach acht bis vierzehn Tagen komm' ich auf einen Tag zur Stadt. Ich möchte dann, daß Du so gut gewesen

wärest, von der Bibliothek mir: La Fauconnerie de Charles d'Arcussia, seigneur d'Esparron, 1627. s. l. 4. und das Buch von Huarte im spanischen Original — Dos ingenios, wenn ich nicht irre, heißt der Titel — mitgebracht zu haben, daß ich beides ohne Zeitverlust mitnehmen kann.

Ueber meine Verlobung mündlich. Du wirst Dich bei meinen Dir bekannten Grundsätzen darüber gewundert haben; Du wirst Dich nicht anders darin haben finden können, als indem Du mich inconsequent, kindisch genannt hast. Lieber Freund! was ich über die Liebe gedacht habe, denke ich noch immer: daß sie die ärgste Thorheit ist, worein ein vernünftiger Mann, der etwas Besseres zu thun hat, verfallen kann; auch kann ich Dir die heiligste Versicherung geben, daß ich Adrienne Traunstein durchaus nicht liebe und es nur höchst vernünftige Gründe sind, welche mich zu meinem Schritte bewogen haben. Vale, amice.

Dein Salentin.

Guolfing, den 10. Mai.

N. S. Ich habe Annchen wiedergesehen. Sie ist allerliebst. Diese frische Natürlichkeit, diese Blüte eines so harmlosen und doch in seiner Naivetät so intelligenten Gemüths, diese Bewußtlosigkeit ihrer Schönheit, welche sie so reizend macht — ich bin ganz entzückt. Du solltest sie sehen! Ich habe sie in dem Pfarrhofe von Lodorf, zwei Stunden von hier, bei einem alten Stiftsfräulein untergebracht.

Als der Baron Peter von Alcantara Hartung diesen Brief gelesen hatte, empfand er einen innern Jubel, der ihn wieder ebenso hoch erhob, wie tief ihn der erste Brief niedergeworfen hatte. Also das war der Mann, dessen in großartigen Zügen angelegter Charakter, dessen Adel ihn so verdunkeln sollte! Dieser Mann, dessen Heuchelei ihn

vielleicht um Adriennens Hand gebracht hatte und der nun so völlig entlarvt war. Es war ein unendlicher Triumph für ihn und seine gedemüthigten Gefühle konnten wieder riesengroß sich aufrichten — wie konnte er an Adriennen sich rächen — wie grandios konnte er vor ihr stehen und ihr Unrecht ihr vorwerfen — dann es beweisen — dann glühende Kohlen auf ihr Haupt legen, indem er durch ein Duell sie von einem Bräutigam befreite, der sie betrog — so unverzeihlich betrog, denn Alles kann ein edles Frauengemüth vergeben, nur nicht ihr Liebe gelogen zu haben, — tausendmal eher eine Untreue.

Er konnte noch grausamer sich rächen, er konnte schweigen und Adrienne in die Hände dieses Salentin fallen lassen.

— Nein, pfui! rief er aus — und warf alle Gedanken der Eitelkeit, des egoistischen Triumphes, der Rache weit von sich, mit um so größerer Heftigkeit, je mehr er befürchtete, daß sie zu ihm zurückkehren könnten. Er war ein Heiliger in diesem Augenblick; so schmerzlich bereute er, was er aus seiner rasch mit den Gedanken durchlaufenen Vergangenheit sich vorzuwerfen hatte, so fest schwor er sich, jedes Abweichen und Wanken von dem einen graden Wege einer tüchtigen, untadelhaften Gesinnung zu vermeiden. Adriennens Worte über ihn waren einer unbekümmerten eiteln Schwäche in ihm, der er, in den Tag hineinlebend, nachgegeben hatte, was jenes: „Saul, Saul, warum verfolgst du mich!" der Verblendung des nach Damaskus sprengenden Eiferers, der Ruf, der den Schlafwandler weckt, das Signal zur Umkehr.

Der moralische Mensch lernt später gradeaus zu schreiten, ohne rechts und links abzuschwanken, als es der physische lernt, und wir selbst sind oft schon ganz erwachsen, wenn unser Charakter noch sehr des Fallhuts bedarf.

Hartung ward so entschieden entschlossen, von jetzt an den Fallhut nicht mehr zu bedürfen, daß es ihn verlangte, sich selbst von der Kraft seines Willens über die Foderungen und Befriedigungen seines Ich und des Egoismus ein Beispiel zu geben, welches ihn in seiner moralischen Zerknirschtheit tröstete und erhübe; würde es nicht auch nebenbei der Eitelkeit, welcher soeben eine Nahrung entzogen war, eine andere geben? Denn so ist der Mensch — aus einem gewissen Kreise kommt er nie heraus. So war er endlich getröstet, nachdem er den Entschluß über sich gewonnen, Adrienne nur zu bemitleiden, sie zu warnen, zu retten, ohne sich selbst dabei ins Spiel zu bringen und Dank dafür zu verlangen, sondern ganz ungesehen im Hintergrunde zu bleiben — und endlich jenes Urtheil ohne allen Groll hinzunehmen und nur zu suchen, wenn es je Grund gehabt, es für die Zukunft zu einem ungegründeten zu machen.

Er mußte freilich ungesehen im Hintergrunde bleiben, wollte er Adrienne warnen. Durfte er ihr oder Jemanden in der Welt — schon seines amtlichen Verhältnisses wegen — gestehen, daß er die Briefe gelesen?

Was war zu thun?

Einzig, was er that. Er verwechselte die beiden Briefe und schob sie in die unrechten Couverts, so daß Adriennens Schreiben mit dem Verlangen nach dem Cardinalkragen und den Nachthauben an den gelehrten Bibliothekar adressirt war und Graf Salentin's Geständnisse jetzt an die Baronin Christine von Trossenheim gingen. Dies war Adriennens beste Freundin. Hartung, der sie kannte, wußte, daß sie nichts Eiligeres würde zu thun haben, als ihrer Freundin die Naivetäten ihres Bräutigams mitzutheilen und zugleich ins Geheimniß zu ziehen, wer ihr zunächst in den Wurf komme. Darauf klingelte er dem Schreiber und ließ die

Briefe sorgsam wieder schließen. Hierüber trat der Herzog ins Cabinet.

Guten Morgen, Hartung, sagte er mit dem freundlichsten Gesichte in der Welt — ach, die Briefe! was haben Sie erfahren, noch keine dumpfe Gährung, keine Pulver- und Flintenbestellungen, noch immer nichts?

Nein, nichts, Durchlaucht, versetzte Hartung, sich groß und hoch aufrichtend, daß er mit dem gutmüthigen Schlemmergesicht vor ihm eine auffallende Veranschaulichung der Wahrheit schien, wie hoch und erhaben der Adel und die stolze Energie eines einzigen Gedankens euch über die im Purpur geborene Richtigkeit emporhebt: — und ich nehme daher Veranlassung, fuhr er fort, Ew. Durchlaucht vorzustellen, daß es von nun an mit der schwarzen Kammer billig ein Ende hat, da sie sich unter keinem Gesichtspunkt irgend rechtlich vertheidigen läßt. Ludwig XV. konnte eine solche Schändlichkeit erfinden und ausführen — aber Sie, Durchlaucht — Sie sind viel zu — nun was? — ja, viel zu wenig Ludwig XV. dazu. — Hier ist das Concept der Instruction an den Postmeister; Ew. Durchlaucht werden den Widerruf hier an den Rand schreiben! —

Vertubleu und Ventre-saint-gris! schrie der Herzog und lachte dann aus voller Kehle: Hartung, Hartung, da haben wir ja, was wir wollen, die Revolution, die Revolution von oben her, die Revolution in unserm eignen Cabinet! Sie geht mir zu Leibe, wie die östreichischen Stände Kaiser Ferdinando! — Sie sind charmant, Hartung; aber grob sind Sie! fügte der Herzog hinzu, indem er seinem Cabinetssecretair eine Prise bot und dabei etwas beklommen seine Züge beobachtete.

Trage Er die Briefe zum Postmeister zurück, sagte Hartung zu dem Schreiber.

Der Schreiber ging; der Herzog wurde einsylbig, als

im Laufe des Morgens ein fremder Holzhändler um eine Audienz bitten ließ, wurde ihm abschläglich hinausgemeldet, Se. Durchlaucht seien verdrießlich. —

Der Pfarrhof.

Ein junges Mädchen, höchstens achtzehn Jahre alt, wanderte mit leichten und raschen Schritten über einen schmalen Fußpfad, der sich durch Wiesengründe schlängelte, bald an einem Flusse entlang und in dem Schatten der Weiden und Pappeln bleibend, welche in ununterbrochener Reihe am Ufer standen — bald die Krümmungen des Flusses vermeidend und zwischen dem üppigen Grase mit seinen rothen und gelben Blumen, mit seinen zirpenden Grillen und seinem sommerlichen Dufte sich durchwindend. Es war ungefähr um die Zeit, als der Herzog von Hetzendorff seine schwarze Kammer eröffnete, und ein Paar Wochen früher, als sein Cabinetssecretair sie ihm so keck vor der Nase zuschloß. Die Kleidung der jungen Reisenden war höchst einfach; sie trug einen Strohhut mit violettem Bande und ein schwarzes, etwas abgetragenes Merinokleid umschloß, hoch zum Halse hinaufgehend und oben mit Perlmutterknöpfchen zusammengehalten, ihre schlanke, jungfräuliche Gestalt. Diese Gestalt war in so schönen Linien gezeichnet, so harmonisch, so anmuthig gebildet, daß man schwerlich eine schönere, graziösere, duftigere Elfengestalt auf einer schönen Illustration zu Shakspeare's Mittsommernachtstraum

fände. Obwol der Weg durch viele vom jüngsten Gewitterregen her schmuzige Stellen geführt hatte, war kein noch so winziger Flecken an dem Schuh oder dem blendend weißen, feinen Strumpfe zu entdecken, und der kleine Fuß wanderte so frisch und unmüde, als ob er auf elastische Sohlen trete. Ihr Gesicht war von der Wärme und der Bewegung hoch geröthet, doch schien es immer viel Farbe zu haben, denn es war voll und blühend, aber dennoch zart und ein feines Profil zeigend; die Nase etwas stumpf, das gespaltene Kinn zart gerundet. Es war ein Gesicht, das an eine frisch erschlossene Apfelblüte erinnerte, so weiß, so roth, so jugendlich und fröhlich. Zuweilen hielt sie ihre Schritte an, um tief aufzuathmen, den Schweiß abzuwischen, der in einzelnen Tropfen auf ihre Stirne quoll, und, während sie das kleine, in ein weißes Tuch geschlagene Päckchen, das sie bei sich führte, ins Gras niederlegte, die Gegend umher zu überschauen. Diese Gegend war höchst anmuthig und es ging ein Ausdruck von Freude über das Gesicht der Wanderin, wenn sie sah, wie der liebe Gott aus so wenig Dingen, wie einer Reihe zusammengeschobener Berge, einem Fluß, einer Wiesenfläche, Bäumen und Gräsern eine so wunderbar schöne Schöpfung zu bilden gewußt habe. Er hatte nur seinen blauen Himmel mit den goldumsäumten, violetten und purpurnen Wolken darüber gezogen und wie einen Teppich für seine Schritte die grüne, mit Blumen durchstickte Decke einer reichen Vegetation unten ausgebreitet, und ferner den Menschen hineingeschickt, der ihm seine freundlichen, blanken Häuschen zwischen die Baumgruppen und am Hange der waldbekränzten Höhen stellen mußte.

Vor ihr dehnte sich ein beträchtliches Gebirge in blauen, abendduftigen Wellen aus; da, wo eine breite Schlucht sich in ihm öffnete, trat der Fluß, an dessen Ufer sie ging,

aus dem Gebirge hervor und durchströmte von nun an eine fruchtbare Ebene; über seinem Laufe standen jetzt die Dünste, welche der Abend aus dem Wasser ziehen ließ, wie weiße Nebelbänke. In jener Schlucht aber sah man auf einem vorspringenden Bühel, in halber Höhe des ganzen Berges, das Schloß Massenbach, wo der Herzog jetzt residirte, mit seinen weißen Mauern und den zwei dicken Thürmen ragen. Es leuchtete weit in die Gegend hinaus, und da die Luft sehr rein war, konnte die Fußgängerin die einzelnen Fenster und die verschiedenen Dachpartien des alten wunderlich zusammengesetzten Gebäudes unterscheiden. Auch sah sie unten an seinem Fuße, aus den Baumwipfeln, für ein weniger scharfes Auge, als das ihre, ganz unbemerklich, den vergoldeten Hahn der Kirchthurmspitze in dem Marktflecken Massenbach schimmern, weil der Sonnenstrahl sich just darin fing. Aber bis dahin wollte sie nicht; ihr Ziel lag näher, und je mehr ihr Schritt die Entfernung von diesem verkürzte, desto öfter hielt sie an, um Athem zu schöpfen und um sich her zu schauen, als ob dies Ziel sie mit einer gewissen Unruhe erfülle. Sie wollte nach dem Dorfe, welches ihr zur Linken hinter den Wallhecken der Ackerfelder und unter den hohen Eichenwipfeln lag, die ihre Aeste über seine Wohnungen und Höfe streckten; und es war natürlich, daß, je näher sie ihm kam, desto höher in Unruhe und Beklommenheit ihr Herz schlug. Sie sollte eine neue Heimat in diesem Dorfe finden, und zwar bei wildfremden Menschen, die sie nie gesehen; eine alte Dame, welche dort im Pfarrhofe wohnte, hatte versprochen, sich ihrer anzunehmen; eine Verwandte zwar, aber, o Gott, sie wußte ja, wie Verwandte oft so wunderlich sind und grade mit ihnen am schwersten auszukommen ist. Und war sie nicht so einsam in der Welt, daß sie bei Niemanden Schutz oder auch nur Gehör gefunden, um ihm zu klagen, wenn es

ihr unter den Fremden nicht wohlgehe? Sie wußte zwar, daß Jemand war, der sich ihrer anzunehmen versprochen habe: aber der stand ihr so fern, er war so vornehm, so viel beschäftigt in wichtigen Dingen — auf ihn rechnete sie nicht, sie dachte kaum an ihn. Aber sie vertrauete auf ihr eigenes klares Gemüth und daß sie noch nie den Kopf verloren, und auf ihren natürlichen Verstand, der ihr schon oft durchgeholfen und auch jetzt helfen werde, sich den Leuten angenehm und nützlich zu machen: und dann auf Gott, obwol sie nicht recht begriff, wie der es verantworten könnte, daß er sie gar so allein gelassen habe und von Allem losgelöst und getrennt auf der Welt, als ob sie nicht auch so gut dazu gehöre als die andern Menschen, welche fröhlich waren, weil sie Alle den Rücken an irgend ein Verhältniß lehnten, oder der Vogel, der über ihr in der Flußweide zwitscherte, weil er wußte, auf welchem Aste sein Nest war.

Sie war in einer kleinen Stadt mit Sorgfalt und großer Liebe erzogen worden; ihre schmalen, blütenweißen Hände hatten nie eine schwerere Arbeit zu berühren brauchen, als höchstens die Nadel zu feinerer Näharbeit oder den Strickstrumpf, und zuweilen das Fälteleisen; aber auf dem Lande, fürchtete sie, in einem Pfarrhofe, werde allerlei vorfallen, wobei man erwarte, daß sie resolut zugreife; sie hatte keine Scheu vor der Arbeit, nein, das war es gewiß nicht; sie besorgte nur, sie könne den Leuten zu fein, zu vornehm und zu zart vorkommen, daß sie glaubten, Rücksichten nehmen zu müssen, und sie innerlich desto weniger freundlich dafür ansähen. Deshalb hatte sie von allen ihren Sachen heute das Allereinfachste angelegt, das gebrauchte Merinokleid, das sie eigentlich schon vor einem halben Jahre abgelegt hatte, und den schlichten weißen Kragen ohne allen Besatz. So mußte man ihr doch

ansehen, daß sie keine Prätensionen mache, als große Dame angesehen zu werden. Doch beklommen war sie bei alle dem und blieb es, wie freundlich auch jetzt zu beiden Seiten ihres Weges die zerstreut liegenden Wohnungen des Dorfes, das sie erreicht hatte, aus hellgewaschenen Fenstern, in welchen hier und dort die niedergehende Sonne ihren Glast spiegelte, sie anschauten. Die Menschen sehen auch oft von weitem so warm und glühend aus und sind in der Nähe doch nur kalt und glatt wie das Glas und ebenso zerbrechliche Waare, dachte sie. Ah, das wird das Pfarrhaus sein. Sie fragte einen Buben, der ihre Vermuthung bestätigte.

Die Pfarre war eine der besten im Lande, und demgemäß war auch dies Gebäude ein wahrer Palast von einer Pfarrei. Es hatte zwei Reihen Fenster und lag auf einer Erhöhung; eine Reihe Kastanien, deren Aeste oben en Espalier gezogen und ineinander geflochten waren, daß sie eine dichte Hecke bildeten, stand vor dem Hause und vertrat im Sommer die Jalousien; doch hatte es dadurch etwas Düsteres bekommen, und die Feuchtigkeit, welche Bäume erzeugen, hatte den Ziegelmauern einen dunkeln, braungrauen Ton gegeben, der das Gebäude älter erscheinen ließ, als es sein mochte. Ein Garten lag vor dem Hause und zog sich an beiden Seiten desselben nach dem Baumhofe und dem Bleichplatze hin, den man hinten, einen Hügel sich hinanziehend, gewahrte; der ganze Umkreis war geschützt durch eine hohe Hecke von jetzt blühendem Weißdorn. Das junge Mädchen öffnete das Gitterthor vor dem Garten, und hätte sie Zeit gehabt, jetzt auf so was zu achten, sie würde sich inniglich gefreut haben an den sorgfältig gepflegten Beeten, die, von kürzlich geschorenem Bux umhegt, dichte Sträuße Pfingstrosen, Schwertlilien und eine Menge anderer Blumen zeigten. Zwei alte Frauen knieten neben

den Beeten und jäteten, sie sahen befremdet auf, nach ihr hin. Vor der Schwelle der Hausthür lag ein großer, weißer Pudel; sie hemmte einen Augenblick den Schritt — dann ging sie herzhaft näher. Der Hund erhob sich, schlug einmal an, beroch ihr Kleid und legte sich dann wieder, ohne Tücke zu zeigen. Im nächsten Augenblick stand sie in dem Flur des Pfarrhauses. Das Erste, worauf ihr Blick fiel, war ein Koffer, der hier an der Ecke stand; und seltsam, dieser Anblick hatte Etwas, das sie außerordentlich ermuthigte; es war der ihrige, der seehundfellbezogene Koffer, den ihre Mutter sich gekauft, als sie nach Pyrmont ins Bad reisen wollte, ihre gute Mutter, die nun todt war. Nun hatte sie ihn geerbt, wie sie Alles, was sie besäß, von der Mutter geerbt hatte. Als sie nun den Koffer wiedersah, den sie mit ihren Sachen vorausgesendet hatte, war es ihr, als ob sie nicht mehr so fremd hier sei, als sie noch einen Augenblick vorher sich gefühlt; und nicht laut, aber auch nicht mehr ganz zagend, klopfte sie auf gut Glück an die Thüre, welche von den auf den Flur gehenden ihr zunächst war. Eine männliche Stimme rief von innen: Wart, wart, wart! und gleich darauf wurde ein merkwürdiges Geräusch hörbar: es war ein Rollen und Stricke-ächzen, als ob eine Maschinerie arbeite. Dann hörte sie ein lautes: Herein!

Sie öffnete die Thüre und sah im ersten Augenblicke Niemanden; als es aber jetzt von oben rief: Thürzu! und sie deshalb die Augen aufschlug, gewahrte sie oben unter der Decke einen corpulenten alten Herrn in einem Lehnstuhl hängen, der mit beiden Händen einen Strick umklammert hielt und, sich über seine eignen Arme vorbeugend, auf sie niederblickte. In dem Augenblick, wo sie die Thüre schloß, ließ der Mann sich mit seinem Stuhl an den Stricken, die

über am Plafond befestigten Rollen liefen, wieder zum Boden nieder.

Benedicta, quae intrat in nomine domini, sagte er, und dann das Mädchen anstaunend und eine Brille aufsetzend, die in dem Folianten auf dem Tische lag, vor welchem er niedergesunken war, fuhr er fort: Kind, es ist gut, daß du nicht Anno damals gelebt hast, sonst würde unser Herrgott dir den Erzengel Gabriel geschickt haben und was wär' dann aus der heiligen Jungfrau geworden!

Das Mädchen erschrak vor dem Herrn, besonders da er so seltsam sprach; auch war es ihr in dem Zimmer unerträglich, weil, trotz der Wärme des Maimonats draußen, in dem Zimmer eingeheizt war.

Entschuldigung! stammelte sie, ich suchte Fräulein von Keppel — sie griff nach dem Thürschloß, um zu gehen.

Wart, wart! schrie der alte Herr und fuhr mit Blitzesschnelle wieder an seinem Tauwerk in die Höhe. Ich kann die Zugluft nicht an den Füßen vertragen, setzte er jetzt hinzu; so, nun geh' nur; schließ aber ja; Fräulein Keppel wohnt oben.

Das Mädchen ging; sollte das der Pfarrer sein? fragte sie sich beklommen. Er war wie ein Geistlicher gekleidet; aber sie konnte nicht begreifen, daß ein Geistlicher so wunderlich sein und so sprechen könne! Sie fand jetzt eine Magd, welche sie über eine Treppe nach oben und in ein freundliches Eckzimmer führte, das Fräulein von Keppel, die sie suchte, bewohnte. Diese würdige Dame saß in einem Lehnsessel am Fenster, hinter einer Reihe Blumenscherben, durch deren Blätter und Ranken der Schein der niedergehenden Sonne fiel. Sie mochte tief in den Sechszigen sein, und obwol sie eine corpulente Figur hatte, verrieth doch ihr Gesicht Spuren von Kränklichkeit und Leiden, aus denen sich nach und nach der Ausdruck von

Verdrießlichkeit entwickelt haben mochte, den sie allen ihren Worten gab, obwol sie es recht gut meinte und die Armen des Kirchspiels sie anbeteten.

In Fräulein von Keppel hatte sich ganz der Typus jener harmlosen, liebenswürdigen, aber wunderlichen, vorurtheilsvollen, viel redenden Gattung von ältlichen Frauenzimmern ausgebildet, die eigentlich nur in einer größern Familie recht an ihrer Stelle sind, wo Jedermann ohne genauere Untersuchung der Verwandtschaftsgrade sie als „Tante" adoptirt. Sie haben den ganzen Egoismus, den Unverheirathete sich nach und nach angewöhnen, und dennoch leben sie eigentlich nur in Andern, hauptsächlich den jüngern Gliedern der Familie. Sie sind so eigensinnig und hartnäckig wie möglich, und doch machen die jungen Neffen und Basen mit ihnen, was ihnen gefällt; und der Schlimmste von der hoffnungsvollen Nachkommenschaft ist vor allen ihr Liebling, und wenn er zu ihr kommt auf ihr Zimmer — das stillste im ganzen Hause, unfehlbar nach hinten hinaus gehend und die Aussicht auf ein Paar gothische Kirchthürme bietend, von denen man regelmäßig die Stunden und Viertelstunden schlagen hört und an deren einem man sogar sehen kann, wie viel die Uhr hat — dann stopft sie dem kleinen Schelm soviel höchst ersprießliche und gesunde Dinge zu, daß der Vater während der nächsten Tage gar nicht begreifen kann, woher der Junge die blasse Farbe hat. Seine Bemerkungen darüber verfehlen nicht, ihr einige sarkastische Ausfälle gegen das heutige viele Schulsitzen zu entlocken, die sie aber zu ihrer ältesten Base gewendet ausspricht, denn mit dem „Herrn Vetter" ist sie über den Fuß gespannt und hat ihm in den letzten drei Wochen kein Sterbenswörtchen und ihre Meinung nur auf diesem indirecten Wege, doch trotzdem oft sehr verständlich gesagt. Sie ist aber, trotzdem, daß sie so lange nachtragen kann,

voll Gottesfurcht; in ihrem Zimmer, wo sie alle die vielen schönen Sachen, den Rokokoschmuck, die prachtvollen gebohnten Meubles, die auf krummen Satyrbeinen und vergoldeten Klauen stehen; die kostbar gestickten seidenen Schlender von der Großmutter verwahrt, hat sie auch oder hatte sie wenigstens früher einen niedlichen, kleinen Altar mit einem schönen Bilde, das ihren Schutzheiligen vorstellt — es ist immer ein Heiliger — und vor dem zwei blanke Kandelaber stehen, die am Vorabende seines Festes angezündet werden.

Sie hat auch eine Geschichte, die Familientante; oft eine rührende Geschichte, die, wenn ihr sie erfahren habt, gewöhnlich ihre Züge euch viel bedeutsamer und ehrwürdiger, ihre Vorurtheile viel verzeihlicher scheinen läßt.

Ganz eine Dame dieser Art, ebenso voll der Ueberzeugung, daß heutzutage Nichts und Niemand mehr viel tauge, und doch eigentlich voll des wärmsten Wohlwollens gegen Alle; ebenso voll Vorurtheils am Alten und allerlei alten Sitten hängend, die jetzt Niemand mehr kennt; voll Prätensionen, die durch das Bewußtsein, eine hübsche Anzahl runder Thaler zusammengespart zu haben, nicht vermindert werden, und voll Verlangen, dafür die Befriedigung zu haben, ihre Erben nach Belieben quälen zu dürfen, als ob es ein Umstand sei, für welchen diese abgestraft zu werden verdienten — war dies Fräulein von Keppel, die, früher Chanoinesse, nach Aufhebung ihres Stiftes sich bei dem Pfarrherrn zu Lodorf, der ihr Jugendfreund war, eingemiethet hatte, um hier in der gesunden und freundlichen Gegend den Rest ihrer Tage zuzubringen.

Bist du es, Annchen? sagte sie, indem sie dem eintretenden Mädchen die Hand reichte, welche dieses küßte. Mein Gott, wie einem die Kinder über den Kopf wachsen! ich habe dich einmal gesehen, da warst du so hoch

wie mein Knie. Komm her, setze dich; es freut mich, daß du gekommen bist, und ich will hoffen, daß es dir bei uns gefällt.

O gewiß, gnädiges Fräulein Cousine, und ich hoffe auch, Ihnen keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben.

Aber, Annchen, wie kommt das, hast du nichts Besseres als das braungewordene alte Kleidchen anzuziehen? Du siehst ja aus wie ein Kammermädchen, Kind! Wie kann ich dich so dem Herrn Pfarrer als meine Verwandte vorstellen, und was werden die Leute von mir denken, eine solche Cousine zu haben? Hättest du mir doch das erst geschrieben!

Ich kann mich schon besser kleiden, versetzte Annchen hochroth werdend und mit schüchterner Stimme.

So thu' es zur Abendtafel; du wirst dann den Herrn Pfarrer sehen.

Ich glaube, ich habe ihn schon gesehen, unten — wenn es der Herr ist, der sich mit dem Lehnsessel in die Höhe —

O pfui, rief das alte Fräulein aus, wie kann man so einfältig sein und denken, der unkluge Mensch sei der Pfarrer! — Sie fügte ein helles Lachen hinzu, das augenscheinlich keinen andern Zweck hatte, als Annchen ihre Einfältigkeit in ihrer ganzen unverzeihlichen Größe fühlen zu lassen — einen schwarzgekleideten, latein redenden und in einem großen Buche studirenden Herrn für den Pfarrer gehalten zu haben!

Das Fräulein klingelte einem Mädchen, welches angewiesen wurde, Annchen auf ihr Zimmer zu geleiten und ihr zur Hand zu gehen, wenn sie etwas bedürfe. Annchen ging, Thränen in den Augen und tiefbetrübt von dem Empfange, den sie bei der alten Dame gefunden hatte. Das Zimmerchen, das man ihr anwies, war zwar recht

freundlich, es lag am Giebel des Pfarrhauses und war blank und nett; die Magd hatte ein Glas mit Maiglocken für sie auf den Waschtisch gestellt und reingewaschene kleine Gardinen aufgehängt; vor dem Fenster stand ein hochwipfliger Apfelbaum, dessen Blüten die Scheiben berührten und durch dessen Zweige man einzelne Partien der schönen Landschaft, Strecken des Gebirges und auch den Hügel mit dem Schlosse Massenbach übersah. Aber Annchen gab jetzt wenig Acht hierauf. Sie war zu traurig und in einer jener Stimmungen, worin man fühlt, daß man doch nicht für diese Erde geschaffen ist, weil einem auf ihr so tief wehe, so unendlich traurig zu Muthe werden kann. Sie dachte weinend und vor dem kleinen Bette sich niederkniend, während sie ihren Kopf in die schneeweißen Linnen und Kissen drückte, zwischen denen ihr elfenreiner Leib ruhen sollte — sie dachte an ihre jüngstverlorene Mutter und wie sie die so lieb gehabt, daß sie hätte sie umklammern mögen, nicht anders zufrieden, als bis sie ihre Seele, ihr Herz, ihr Denken und ihr Fühlen in das der Mutter hinübergedrängt; und wie sie nun bei der unfreundlichen Tante hier so verlassen sei — bis sie endlich aus lauter Mitleid mit sich selber anfing, laut zu schluchzen.

Endlich raffte sie sich auf, wusch sich die Thränen und den Staub des Weges aus dem Gesichte und nahm aus ihrem Koffer, der heraufgebracht worden, andere Kleider, in denen sie sicher sein konnte, daß die Cousine sich ihrer nicht zu schämen brauchte. Sie war noch in Halbtrauer und deshalb mußte sie die schwarze Farbe beibehalten; aber sie nahm ein schweres Atlaskleid nach dem neuesten Schnitt, das sie eigentlich nicht gern trug, weil sie in einfacheren Kleidern sich behaglicher fühlte und ihr in dem Staat war, als sei sie es nicht recht selber. Um die Handgelenke legte

sie feine Spitzenmanchetten, nahm als einzigen Schmuck einen Diamantring und eine schöne Perle, um damit ihr feines Linontuch mit schmaler Spitze auf der Brust zu befestigen, und nachdem sie noch ihr volles, blondes Haar glatt gestrichen und die Flechten zurechtgerückt, freute es sie doch, im Spiegel zu sehen, daß sie Niemanden in der Welt Schande mache, selbst — obwol sie nicht eitel war, sagte sie es — einer Fürstin nicht als nächste Anverwandte. — Dann ging sie hinunter, weil sie zu Tisch gerufen wurde.

Als sie in das Wohnzimmer des Pfarrers trat, wo gespeist wurde, warteten der Hausherr, die Cousine und der Herr, der seine Beine so sinnreich gegen die kalte Luft schützte, schon auf sie. Fräulein von Keppel stellte sie vor: Annchen Wernholm, meine entfernte Anverwandte, von der Ihnen mein Vetter, der Graf Salentin Guolfing, gesagt hat.

Dem Pfarrer, einem hochgewachsenen Manne mit einem grauen, auffallend schönen Priesterkopfe, aber etwas strengen Zügen, war diese Umständlichkeit des Fräuleins augenscheinlich lästig. – Weiß schon, weiß ja schon längst, sagte er, und nachdem er zu Annchen einige freundliche Worte gesprochen, bat er seine Gäste, Platz zu nehmen.

Aber was haben Sie gedacht, Fräulein von Keppel, sagte er eine Weile nachher leise zu dieser, die neben ihm saß, — was sollen wir mit der vornehmen, geputzten Dame in unserm Dorfe anfangen?

Ja, es ist seltsam, wie hoffärtig man sich heutzutage trägt, versetzte Fräulein von Keppel laut und Annchen über ihren Suppenlöffel hin musternd: Annchen, Kind, trägst du die seidenen Kleider an Werktagen?

Nein, versetzte Annchen rasch, nur an Festtagen; ich hatte gehofft, der, an welchem ich zu Ihnen käme, würde

ein Festtag für mich werden. Aber Sie haben Recht, ich hätte es besser nicht angezogen.

Der Pfarrer sah auf und schüttelte den Kopf. Fräulein von Keppel schien die Antwort nicht verstanden zu haben; sie fuhr fort, durch allerlei Bemerkungen Annchen recht demüthig fühlen zu lassen, wie groß die Thorheit heutzutage sei, Kleider von schwarzer Seide und Kleider von dem Schnitt und Kleider mit so engen Aermeln und Kleider mit so lächerlich langen Taillen zu tragen, da man doch zu ihrer Zeit bei vernünftigen Menschen nur gesehen, daß die Taille ganz hoch, unmittelbar unter den Achseln gesessen!

Annchen schwieg geduldig, da sie schon bereute, der Cousine eine gereizte Antwort gegeben zu haben, wodurch sie offenbar einen schlechten Eindruck auf den Pfarrer hervorgebracht hatte. Destomehr aber schien sie das Wohlwollen des gemüthlichen alten Herrn auf sich gezogen zu haben, dessen Bekanntschaft sie zuerst im Hause gemacht hatte und der ihr gegenüber am untern Ende der Tafel saß. Sein joviales, rothes Gesicht und die rollenden, groß aus dem Kopfe tretenden, recht wasserblauen Augen ruhten mit einem besondern Ausdruck von Freundlichkeit auf ihr. Aber er sprach nichts; nur einmal versuchte er es: Jungfer, sagte er — oder wie man jetzt sich ausdrückt, zu meiner Zeit sagte man Jungfer — ha, ha, ha — der Mann fing an heftig zu lachen, er hatte augenscheinlich etwas Spaßhaftes sagen wollen, über das er sich jetzt selbst so heftig amusirte, daß er es nicht mehr hervorbringen konnte. Annchen blickte ihn verwundert an und dann auf die andern Tischgenossen; sie bemerkte, daß der Pfarrer ihm einen ernsten Blick zuwarf, worauf er augenblicklich stille wurde, obgleich er fortfuhr, mit seinen rollenden Augen zu reden und Annchen damit allerlei Artigkeiten und der alten Dame ebenso viel moquante, beißende Spöttereien zu sagen.

Wer ist der sonderbare alte Herr? fragte Annchen nach Tische das Mädchen, welches sie auf ihr Zimmer begleitete.

Das ist wol ein sonderbarer Herr, aber ein recht guter, versetzte die Magd: er bildet sich immer ein, krank zu sein, und ißt doch für Zwei und trinkt für Drei; und dabei kann er so recht herzlich lachen! Er ist früher der Pfarrer von Steinheim gewesen; aber da der Herr Bischof gesehen hat, daß er dort nicht gut thun wollen und Aergerniß gegeben, hat er ihn hierher geschickt und unserm Herrn Pfarrer zur Aufsicht untergeben. Und vor dem hat er Respekt! er kann aber auch recht scharf sein, der Herr Pfarrer!

Annchen's bekümmertes Gemüth wurde durch alles dies nur noch schwerer; so war also der Einzige im Haus, der ihr so recht freundlich und gut ins Gesicht gesehen, grade der Schlimmste und die beiden Andern — sie fürchtete sich vor ihnen, was sie sonst noch vor keinem Menschen gethan.

Ein Brautpaar.

Wir lassen Annchen jetzt von den innern Bewegungen, welche der Tag ihrer Ankunft im Pfarrhofe zu Lodorf für sie herbeigeführt hatte, ausruhen und suchen unterdeß eine andere Scene auf.

Wir haben oben von den Familientanten gesprochen; es gibt jedoch nicht allein in den Familien solche respectable, gutmüthige, eigensinnige Mitglieder des Hauses, auch in

der großen Familie eines ganzen Volkes pflegen einzelne Stämme eine ganz ähnliche, zurückgezogene Stellung einzunehmen, die sie jedoch nicht hindert, voll Bewußtsein ihrer Würde und mit einigem Groll auf die andern, mit dem Uebermuth jugendlicher Bewegungen und Strebungen an ihnen vorüberlaufenden Verwandten herabzusehen. Wenigstens könnte man das Land, in welchem der Schauplatz dieser Geschichte liegt, füglich die Familientante in Deutschland nennen, denn der Charakter seiner Bewohner hatte ebendieselbe Achtbarkeit, Gutmüthigkeit und Frömmigkeit; ebendenselben Eigensinn, denselben Hang, der Großmutter alte Schlender und der Väter ehrwürdige Perücken aufzubewahren und um sich her alle die schönen Sachen von ehemals zu erhalten: denselben Egoismus und das glorreiche Selbstbewußtsein, das harte Thaler dem Menschen geben, und die Ueberzeugung, daß rings umher die Welt nicht viel mehr tauge — Alles wie bei der Tante, bis auf die stille Wohnung nach hinten hinaus, wo man die gothischen Kirchthürme sieht und die Glocken jede Viertelstunde schlagen hört.

Aber unsere Zeit verändert die Physiognomien der Länder aufs wunderbarste und auch das Familientantenhafte des in Rede stehenden muß sich nach und nach vor dieser Zeit auf die Flucht begeben; es wäre wahrscheinlich schon ganz verschwunden, hätte es nicht auf seinem Rückzug feste Haltpunkte in Schlössern und Burgen gefunden, die ganz wie zu seinem Behufe aufgebaut sind. Hier kann es seine Thore schließen, seine Zugbrücken aufziehen, seine Fallgitter niederrasseln lassen und als siegreiche Banner von den festen und stolzen Zinnen der Großmütter seidene Schlender wehen lassen, um die Wanderer anzulocken, welche die Poesie alter Thürme, die epheugrünen Mauern, auf denen der Gedanke der Vergangenheit sich niedergelassen hat wie ein trauern-

der kranker Vogel, der den fortziehenden Scharen seiner frischeren Brüder nicht folgen kann, und endlich den Genius des Tantenhaften lieben.

Es ist ein solches Schloß, das wir aufsuchen, fest und ummauert und umthürmt, eine Stein gewordene und wie jedes unbegreifliche Recht sich desto breiter vorschiebende Lehnsherrlichkeit. Ueber einem dichten Walde von Lerchenbäumen und Tannen, höher wie die höchsten Wipfelspitzen, die es von seiner Höhe herab überragt, beherrscht es einen ausgedehnten Strich Landes, eine Strecke des Gebirges, an dessen Abhängen es das Schloß Massenbach, die reiche Ebene, in der es das Dorf Ledorf und den Lauf des Flusses überschaut, an dessen Ufern wir Annchen wandern sahen, und der in der Gegend der fernen Höhenzüge am nördlichen Horizont in einen größern Strom mündet. Das Gebäude war hauptsächlich nur durch diese schöne Lage ausgezeichnet, und der elegant gekleidete Herr im grünen Jagdrock, der langsam den Fahrweg zum Schlosse hinaufreitet, findet nichts daran, was seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nähme; weder in dem engen und düstern Thorweg, noch in dem wenig geräumigen, rings geschlossenen Hofe; diesen bilden das eigentliche Herrenhaus, Stallungen und ein Stück einer hohen Mauer, über welche oben ein Gang mit einer Brustwehr läuft, um zu einem Belvedere zu führen, zu dem man das oberste Stockwerk eines runden, der Sage nach aus der Römerzeit stammenden Thurmes benutzt hat. Ebenso wenig scheint es ihn zu überraschen, als er, ohne sich anmelden zu lassen, in die innern Gemächer vorgedrungen ist, hier ganz im Contraste mit dem einfachen, etwas verfallenen und verwitterten Äußern einen außerordentlichen Luxus der Einrichtung zu finden, und die hundert unnöthigen Nothwendigkeiten, die Fancies, die Capricen einer verwöhnten und mit Zeit und Muße reichlich geseg-

neten Existenz sich immer mehr in diesen winkeligen, mit Erkern versehenen, mit Damast tapezierten kleinen Gemächern häufen zu sehen, je näher er dem innersten Heiligthum, dem Boudoir der Burgfrau kommt. Diese legt mit einem freundlichen: Ah Salentin! ein Buch auf den Gueridon, der vor ihrem Ruhebett steht, und geht ihm entgegen. Salentin küßt ihre Hand und wirft sich dann in einen Lehnsessel, der am Fenster steht, wo man die herrlichste Aussicht hat, die das Schloß überhaupt bietet.

Ich kann Ihre Elfenburg nicht ersteigen, Adrienne, sagte er, ohne von einem wehmüthigen Gefühl ergriffen zu werden. Es ist mir nicht wohl auf der Welt; es mangelt mir etwas — ein seltsames Gefühl, das ich von Jugend auf empfunden habe und das immer recht lebendig wird, wenn ich in Umgebungen gerathe, welche an die Ferne, an andere Zustände, oder an die Vorzeit erinnern, wie Ihr Schloß. Diese Aussicht heilt mich nicht; sie ist melancholisch schön.

Adrienne warf mit einem Ausdruck von Verdruß ihren Kopf zurück, der, im Vorbeigehen gesagt, ein schöner und stolzgetragener Frauenkopf war und es verdiente, daß er stolz gehoben wurde. Sie stützte ihn auf ihren Arm, der auf dem Wandkissen des Divans ruhte, und versetzte: Finden Sie? es kann sein; ich empfinde hier dasselbe Gefühl, ohne recht zu wissen, woher es kommt.

Ihnen kommt es von der Einsamkeit, von der Entfernung aus Ihren gewohnten Kreisen und all den Huldigungen, welche diese für Sie hatten und die Sie mir geopfert haben, Adrienne!

Salentin! sagte die Dame mit einem bittern Lächeln — das ist echt männlich, oder besser männerhaft: also ein und dasselbe Gefühl soll beim Manne aus tiefer Empfindung und bei der Frau aus Eitelkeit hervorgehen?! Sie wissen,

ich mag jene Kreise nicht, ich finde sie zum Sterben langweilig! setzte sie heftig hinzu.

Zürne mir nur nicht, meine Adrienne, versetzte der Graf Guolfing lächelnd und mit einem Tone überlegener Klugheit weiter redend, nachdem er ihre Stirn geküßt hatte: Du meinst, das Vergessen aller jener Menschen und aller ihrer Interessen und Beschäftigungen, ihrer Tableaux, ihrer Soireen, ihrer Klatschereien werde dir leicht werden? O Gott, wie täuschest du dich! sie sind dir unendlich viel werth, zu deiner Zufriedenheit sind sie nothwendig, unentbehrlich — nicht durch sich selbst, an und für sich, wie einem oberflächlichen, vergnügensüchtigen jungen Backfisch, der tanzen und von Courmachern amusirt sein will; nein, wer wäre so schal! Auch nicht, weil die gescheiteren Mitglieder jener Kreise — denn es gibt doch einzelne, über die Wasserfläche der allgemeinen Nichtigkeit emporragende Charaktere in ihnen, an welche, was von Geist und Gemüth in der Atmosphäre der Gesellschaft einsam, wie die Gedanken verbannter Seelen umherschwimmt und sonst nicht aus nicht ein wußte, krystallisirend zusammenschießt, bis sie einen Kreis im Kreise bilden, in welchem man sich ganz erträglich amusirt — also auch nicht weil diese Mitglieder dir zu geistiger Anregung und zum Gedankenaustausch nöthig wären. Auch deshalb nicht. Aber deshalb, weil das große Leben der Piedestal ist, auf den deine Philosophie sich stellt, diese allerliebste, diese mit sich selbst kokettirende Philosophie, die grade so aussieht wie du selber, Adrienne, eben solche schelmhafte Augen, ein ebenso reines Profil, eine ebenso stolze Haltung und trotz dem ebenso viel Unbewußtes, Mädchenhaftes, Naives hat. O für mich ist es eine süße, wenn auch etwas inconsequente Philosophie, diese jugendliche Weltweisheit im litzenbesetzten Morgenrock, mit den langen, weichen, seidenen Haaren!

Sie verachtet jetzt, wie von einer souverainen Höhe geistiger Größe herab, den ganzen lärmenden Kreis inhaltlosen Lebens; sie fühlt sich groß, weil sie ihn verachtet, da es so wenig Frauen dahin bringen, ihn verachten zu können; das ist ihr Stolz. Aber — wenn sie nun ganz daraus geschieden ist, ganz fern, ganz fremd geworden — dann hat sie ja nichts mehr, durch dessen Verachtung sie sich groß fühlen könnte und das sie täglich an ihre Größe erinnert!

Zum Beispiel: du brauchst dir jetzt keine Mühe mehr zu geben, dich von allerhand Einladungen, welche in dir die Seele der Gesellschaft, das belebende, bindende, unentbehrlichste Mitglied verlangten, loszumachen, um nur einen ungestörten Abend zu haben. Es wird dir peinlich werden, daß du dir keine Mühe mehr zu geben brauchst, denn diese Mühe war ein Futter für dein Selbstgefühl; du wirst unglücklich sein über das Glück, deine Ruhe nicht mehr den Leuten abkämpfen zu brauchen. Du bist nicht eitel auf Huldigungen, die man dir bringt; daß du es nicht bist, nährt dein Selbstgefühl; du fühlst dich erhaben über sie, und daß du es bist, darin besteht deine Tugend. Wenn du aber jenen Menschen, welche dir Huldigungen bringen und über deren geistiges Niveau du dich erhaben fühlst, ganz entrückt bist — was soll dann dein Selbstgefühl, das Gefühl des Erhabenseins nähren, das dir nothwendig geworden wie eine liebe Angewöhnung — denn du hast dir einmal das Bedürfniß, dich erhaben zu fühlen, angewöhnt. Kurz, deiner Tugend ist der Grund genommen, auf dem sie steht, deiner Philosophie der Piedestal!

Charmant! rief lachend Adrienne aus, die von dieser Erklärung, so wenig Schmeichelhaftes sie eigentlich enthielt, gar nicht unangenehm berührt schien. Werd' ich nicht immer Gelegenheit haben, mich über die seltsamen Dinge

erhaben zu fühlen, welche mein scharfsinniger Herr Gemahl mir in die Schuhe schiebt? — Aber weißt du, Salentin, daß unter deinen Worten viele waren, welche wie eine Liebeserklärung aussahen?

So! sagte Salentin stutzend, indem er sich innerlich gestand, daß diese Bemerkung eine sehr treffende sei.

Nun, seien Sie ruhig, Herr Graf, fuhr Adrienne fort, ich bin seit heute sehr sicher, daß ich in dieser Beziehung nichts von Ihnen zu fürchten habe!

Und was macht Sie so sicher?

Das ist mein Geheimniß!

Der Graf schwieg und nach einer Weile hub Adrienne wieder an, indem sie einen sehr trockenen Ton annahm, sodaß man glauben konnte, sie denke eigentlich an ganz andere Dinge: Kennst du den Pfarrer von Lodorf, Salentin?

Wen? versetzte der Graf auffahrend und, wie es schien, höchst überrascht.

Er verräth sich! flüsterte Adrienne, indem eine tiefe Trauer in den Zügen sichtbar wurde, die sie abwandte.

Sie verräth sich! dachte Salentin, in seinen Zügen einen innerlichen Jubel zeigend.

Ich meine, ob du oft nach Lodorf kommst? ich weiß nicht mehr, wer es mir sagte, fuhr Adrienne fort.

O doch, antwortete der Graf, ein sehr ernstes Gesicht machend; der Pfarrer ist ein sehr unterrichteter Mann und ein Fräulein von Keppel, das in der Pfarre lebt, ist meine entfernte Verwandte.

Adrienne schwieg und richtete einen wehmüthigen Blick unter ihren langen, dunkeln Wimpern her auf ihn, während er durchs Fenster schaute.

Nach einer Pause sagte Guolfing: Du hast heute Briefe bekommen! einen von Christine Trossenheim! —

Ja, wie weißt du das?

Das ist mein Geheimniß!

Ein Bedienter trat ein und meldete den Baron von Hartung.

Sehr angenehm! sagte Adrienne hastig und Salentin erhob sich rasch.

Ihr Peter von Alcantara! sagte er mit unverstelltem Aerger; — ich gehe.

Adrienne reichte ihm sofort die Hand zum Abschiede, ohne irgend Miene zu machen, als ob sie gegen sein schnelles Fortgehen etwas einzuwenden habe.

Sie sah ihm mit einem Gefühl des Triumphes nach, dem die Thränen viel näher standen als das Lächeln, womit sie seine Miene beim Scheiden beobachtet hatte.

Sollte er dennoch eifersüchtig werden können? flüsterte sie.

Graf Salentin Guolfing ritt den Weg, der von der Elfenburg hinabführte, in einer ebenso gemischten Stimmung nieder. Er war eifersüchtig auf Hartung und wollte es sich nicht gestehen; er hatte froh anfangs zu bemerken geglaubt, daß Adrienne eifersüchtig sei, und doch war sie es ihm nicht genug gewesen; er freute sich deshalb, daß er sich für diesen Mangel gerächt, indem er durch die unverkennbar affektirte Gleichgültigkeit, womit er von dem Pfarrhofe zu Lodorf gesprochen, ihren Verdacht gesteigert haben mußte; und nun ärgerte es ihn, daß sie sich wieder an ihm gerächt, durch die große Bereitwilligkeit, ein Tete-a-Tete mit ihm von Hartung unterbrechen zu lassen, und endlich fürchtete er, ihr diesen Aerger verrathen zu haben.

Sie hat meinen Brief an Hardenstein, es ist klar! sagte er, oder sie weiß den Inhalt durch die Trossenheim, die ihn, wie mir Hardenstein schrieb, ja in der ganzen Stadt erzählt, die indiscrete Person! Und, ma foi, ich

habe Respekt vor Adriennen, daß sie verbeißen kann, mir mein Annchen in ganz anderer Weise vorzurücken! Wie aber diese Briefverwechselung zusammenhängt, das möchte ich wissen!

Er mußte sich gestehen, daß er nicht ohne Unruhe über diese Verwechselung sei, so gut sie ihm auch anfangs seinen Zwecken zu entsprechen schien; — wenn es nur keinen zu tiefen Eindruck auf Adrienne macht, den ich nicht wieder zu verwischen vermöchte! ich werde nur die Wahrheit für mich haben; das ist betrübt wenig! sagte er sich.

Hartung stand unterdeß Adriennen gegenüber; es war nicht das erste Mal, seit er ihren Brief gelesen; dennoch machte es immer ein besonderes Gefühl in ihm rege, wenn er sie wiedersah. Er liebte sie nicht mehr, und zudem kam jetzt, daß er einem andern weiblichen Wesen, dem er eine Schlinge hatte legen wollen, in welche er selber gefallen war, weit vor ihr den Vorzug einräumte. Er liebte Annchen, das heißt, er liebte und er haßte sie; er fühlte sein Herz mit einer Leidenschaft für sie erfüllt, für welche er selbst sich dies Herz hätte ausreißen mögen und die ihn in einen unsäglichen, qualenvollen Widerstreit mit sich selber geworfen hatte. Er wollte sie nicht lieben, wollte nicht mit allen Kräften seines Verstandes und Geistes, und — fühlte, daß alle diese Kräfte, wie Schnee vor der Sonne, vor einer lodernden Leidenschaft schmolzen.

Er verglich Adriennen mit Annchen, mit dem Annchen, wie es ihm in einzelnen Stunden des Vergessens, des Rausches, der Seligkeit erschien, rein und unbesudelt von dem, was er auf ihr lastend glaubte. Wie tief setzte er Adrienne mit all ihrem Glanze, ihrem sprudelnden Geist, ihren bis zu einer seltenen Vollkommenheit gebrachten Künsten, die sie einer sorgfältigen Erziehung verdankte, ihrer Beredtsamkeit, ihrer Gabe der Beobachtung — unter das

einfache, klare, tiefe und dichterische Gemüth Annchen's! Wie schienen ihm alle jene Vorzüge der unendlichen Anmuth und bewußtlosen Seelenhoheit, der ungetrübten Reinheit des Gedankens in dem stillen Kinde der Natur — wie es schien, wie er es sich ausmalte — so weit nachzustehen! Welcher Unterschied zwischen den beiden Frauen! ein Unterschied, wie zwischen geistreicher Prosa und tiefer, schwermüthig schöner Poesie, wie zwischen der Prosa der George Sand und der Poesie Uhland's; Adrienne war die schimmernde, espritleuchtende, hier und da aus dem tiefen Schachte des Menschenherzens einzelne treffende, meist aber auch traurige Wahrheiten herauffördernde, „ungebundene Rede"; Annchen war das Gedicht, welches aus einem Horte goldener Gedanken der Dichter zusammenwebt, wie aus goldenen Tönen die Nachtigall ihr Lied, voll Wehmuth und voll versöhnender Harmonie. Ja, er ging noch weiter, er bestrafte Adrienne für die eigene Untreue seines frühern Gefühls gegen sie, indem er sie herzlos nannte, indem er ihr die Fähigkeit zu lieben und damit die echte Weiblichkeit absprach; ihr Geist schien ihm ein fabelhaft Dämonisches, sie selber eine Undine, eine Nixe, welche erst durch die Liebe eines irdischen Mannes und sein Umfangen eine Seele bekommt. Sie hatte etwas Lautes, Geräuschvolles in ihrem Wesen, sie rasselte, wie er es nannte, und in ihren brillantesten Augenblicken dachte er jetzt still in sich hinein, was jener Alte zur Venus sagte: Nil sacri es!

Aber er hatte sie geliebt, und seinem Vorsatze, sie aus einem Verhältnisse zu retten, in welchem sie schon von vornherein so schändlich schien betrogen zu werden, wollte er treu bleiben. Er hatte aus diesem Grunde Lodorf aufgesucht und Annchen's Bekanntschaft gemacht, um sich wo möglich die Beweise von Annchen selbst zu verschaffen, daß

Salentin Guolfing seine Braut betrüge, und um dann diese Letztere überzeugen zu können, wenn Frau von Trossenheim vielleicht, was immer möglich gewesen wäre, den Brief, nach dem ersten Blick hinein, an Hardenstein geschickt hätte, ohne ihn zu lesen.

Diese letztere Befürchtung war ungegründet. Hartung war nach den ersten Worten, welche er jetzt mit Adrienne gewechselt hatte, überzeugt, daß der Brief in ihren Händen sei. Sie war nicht allein nachdenklich und zerstreut und augenscheinlich in bekümmerter Stimmung — sie begann auch in künstlichen Uebergängen, die so natürlich herbeigeführt schienen wie möglich, aber Hartung's eingeweihter Beobachtung nicht entgehen konnten, das Gespräch so zu lenken, daß er endlich nicht allzusehr mehr hätte zu staunen brauchen, wenn er überhaupt etwas daran zu staunen gefunden, als sie das Pfarrhaus berührte, welches augenscheinlich einen Gegenstand ihrer Eifersucht oder ihrer Sorge barg. Hartung erzählte, daß er dort bekannt sei, und nun bat sie ihn, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, Annchen zu sehen.

Nichts leichter als das, sagte er, wir machen einen Spazierritt dorthin und steigen im Pfarrhofe ab, um den Pfarrer wegen irgend eines Rechtsverhältnisses Ihrer Güter um Rath zu fragen, da er ein gewaltiger Geschichtskundiger ist und alle alten Pergamente im Lande kennt.

Um Gottes willen nicht! rief Adrienne aus. Ich habe Gründe, die mich durchaus wünschen lassen, ungesehen zu bleiben!

Hartung versprach, auch dazu ein Mittel ausfindig zu machen und am andern Tage wiederzukommen, um Adriennen zu dem Ausfluge abzuholen.

Sie drückte ihm für die Discretion, womit er nicht

die geringste Ueberraschung oder irgend ein Verlangen zeigte, den Grund ihres Interesses für Annchen kennen zu lernen, dankbar die Hand.

Antecedentien.

Graf Salentin Guolfing war ein Mann, wie ihn gewöhnlich schriftstellernde Damen mit Vorliebe zu den Helden ihrer Erzählungen benutzen. Die dazu nothwendigen Eigenschaften sind vor Allem eine große imponirende Gestalt, dunkle Locken, ein Favori, in dem kein einziges röthliches Haar sein darf — um Alles in der Welt nicht — dieses eine Haar würfe die ganze Herrlichkeit um, wie ein Speer des Roland den schönsten und schlanksten Ritter — und ein edles griechisches Profil, so schön, wie es nur ein Canova zu bilden versteht. Ein solcher Held zeigt eine schwärmerische Melancholie in seinen Zügen; er hat nie in seinem Leben einen Fluch ausgestoßen, oder seinem Jagdhund einen Fußtritt gegeben — sondern in allen Verhältnissen und auch einem schlechtdressirten Jagdhund oder einem störrischen, bockenden Gaul gegenüber die innere Seelenhoheit behauptet. Er hat sich einmal duellirt und trägt davon eine Narbe an der Stirn, die ihm unvergleichlich steht. In Gesellschaften steht er einsam in einer Fensterbrüstung, oder an ein Kaminsims gelehnt und wird hier immer am Ende einer Debatte um seine Meinung gefragt, welche jedesmal höchst überraschend ebenso viel Geist als Gemüth verräth. Uebrigens hält ihn die holde Schwermuth

seiner unergründlich tiefen Seele ebenso wenig, als die unermeßliche Höhe seines denkenden Geistes, der nie durch ein Examen gefallen ist, ab, in irgend eine Dame, die natürlich aber auch ganz ungewöhnliche, engelhafte, himmlische Künste kann, — am Ende so verliebt zu werden wie eine Katze, was er ihr durch die ungeheuer vielsagenden tiefwehmüthigen Blicke seines dunkeln Auges, welche beständig auf ihr ruhen, zu verstehen gibt. Trotz dem muß er eine Zeitlang den Grausamen zum Vortheile eben dieser seiner vielsagenden, tiefwehmüthigen Blicke spielen, die auch existiren wollen. Sie zappelt an der Angel seiner unmenschlichen Liebenswürdigkeit wie ein gefangener Goldfisch — bis er endlich die Löwenhaut abwirft und die Dame beruhigt, wie der Clown im Mittsommernachtstraum die Damen versichert, daß er wirklich und ganz wahrhaftig kein rechter Löwe sei, und daß gar kein Grund da, Angst zu haben! —

O Gott, wie rührend sind diese immer und immer wieder mislingenden Zeichnungen der Männercharaktere, diese Linien, welche eine, gewiß oft schwankende und zitternde Hand zu einem Gebilde zusammenfügt, welches zwar nicht, was es soll, einen Mann darstellt, aber alle die innern Wünsche, die ewig unerfüllt bleibende Sehnsucht des Frauenherzens verräth! Sind es nicht ebenso viele schneidende Vorwürfe für uns? Zeigt sich nicht dadurch, wie viel in uns den Frauen verborgen bleibt, — weil wir es ihnen eben verbergen müssen?

Salentin Guolfing war durch seine Natur, welcher viel Sanftmuth, Weiche und geistige Bedeutsamkeit gegeben waren, und durch eine sorgfältige Erziehung ein solcher Mann geworden, der als hervorragendste Figur in ein von einer Frauenhand entworfenes Lebensbild gepaßt hätte. Aber er hatte auch Eigenschaften, welche nicht hin-

eingepaßt hätten, Eigenschaften, in denen seine Stärke und seine Schwäche bestand, und die, wenn sie dem idealen Glanze einen großen Theil seiner Strahlen nehmen, den Menschen nur interessanter machen als eine der Wirklichkeit angehörende und mit uns auf denselben Wegen wandelnde Gestalt. Er war vor allen Dingen im höchsten Grade ehrgeizig, er hatte großen Stolz und war geistreich genug, um so ziemlich alle die Ansichten, welche sein Stolz ihm eingab, und ebenso alle die Schritte, zu denen sein Ehrgeiz ihn veranlaßte, vor sich selber mit einer Sophistik zu vertheidigen, die höchst gefährlich hätte werden können, wenn nicht die Grundzüge seines Charakters unerschütterliche Redlichkeit, Kraft, sich zu beherrschen, und großer Edelmuth gewesen wären. Er hatte früher als Diplomat gedient; jetzt zurückgezogen und mit Studien beschäftigt, welche ein weites Feld des Wissens umfaßten, richtete er im Geheim sein Streben dahin, in dem deutschen Staate zweiten Ranges, dem er angehörte, eine jener politischen Stellungen zu erringen, welche nur hier möglich sind und dem darin Festsitzenden eine wahre Allmacht gewähren.

Er war in seiner ersten Liebe auf's bitterste getäuscht worden und noch immer — es waren schon viele Jahre seitdem verflossen — ein hartnäckiger Verächter des schönen Geschlechts. Im letzten Winter aber hatte ihn in der Residenz das neu aufgehende Gestirn Adriennens von Elfenburg plötzlich bekehrt, erwärmt, verwandelt. Es war Allen ein Wunder. Nicht als ob man verkannt hätte, daß Adriennens Eigenschaften seine Huldigung verdienten; nein, diese Eigenschaften wurden im Gegentheil grade von so Vielen anerkannt, daß man nicht begriff, wie der stolze Guolfing sich zu ihnen gesellen mochte. Adrienne war, ob beneidet,

ob beklatscht, ob gehaßt, der Mittelpunkt und die Königin der Gesellschaft; sie war von fortwährenden Huldigungen umgeben, welche sie aufnahm, wie eben Könige Huldigungen aufzunehmen pflegen. Sie war von Jugend auf daran gewöhnt; und wenn sie deshalb auch die Huldigungen wie eine Art Luxusbedürfniß nicht füglich mehr entbehren konnte, und sogar, wenn sie auszugehen angefangen, sich kein Gewissen daraus gemacht hätte, sie durch kleine Koketterien wieder in Fluß zu bringen — so war sie doch aus demselben Grunde von vornherein gegen jeden tieferen Eindruck gesichert, welchen sie hätten hervorbringen können. In der That war sie sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne je eine mehr als ganz flüchtige Neigung gefühlt zu haben, und auch diese letztere nur in dem ersten Jahre ihres Eintretens in die große Welt. So kam es, daß während Alles um sie her von ihrem Geiste und ihrer Schönheit hingerissen war, sie selber kalt blieb und man sie die Lurlei nannte.

War auch Graf Salentin „belurleit“? Es schien so und sie selbst zweifelte vielleicht keinen Augenblick daran. Sie sah ihn gern, sie fand ihn liebenswürdig, ja die ausgezeichnetste Erscheinung, die ihr seit langer Zeit vorgekommen — aber sie hatte eine namenlose Angst vor einer Erklärung von seiner Seite wie vor jeder. Sie konnte auf Augenblicke unartig werden aus dieser Angst, die Salentin nicht entging.

Er fand sie eines Morgens allein in ihrem Boudoir. Das Gespräch lenkte sich auf eine kürzlich geschlossene Heirath, der alle irdischen Bedingungen zum Glücklichsein, wie die Menge sie fodert, fehlten.

Wie kann man so thöricht sein, sich von der Liebe seine Zukunft verderben zu lassen! sagte Valentin.

Es war Etwas in dieser Bemerkung, was Adriennen

überraschte und sie unangenehm berührte, obwol sie antwortete:

Ich bin ganz Ihrer Meinung, Graf; es gibt gewiß nichts Thörichteres in der Welt als ein solches Opfer an ein Gefühl, das, immer flüchtig, gewöhnlich von zufälligen Umständen geweckt wird, im besten Falle nur einen sehr bedingten Werth hat und auf keinen Fall die Rolle im Leben spielen darf, welche die Schwärmerei ihm zuschiebt.

Wenn man einmal in einem Tone, wie dieser eben von Adrienne angeschlagene, beginnt, so läßt sich entsetzlich viel sagen: man hat dann alle Gründe der Prosa, der Vernünftigkeit und des Materialismus für sich und alle drei sind an Gründen überflüssig gesegnet. Und zudem ist man geneigt, um so mehr zu sagen und alles, auch die Waffen der Ironie und der Satire zu Hülfe zu nehmen, weil man fühlt, daß man mit allen Gründen doch der Sache nicht auf den Grund kommt und sich deshalb an ihr rächen möchte oder sich um so mehr gegen sie abkämpft, weil man in sich eine Stelle fühlt, wo sie mit allen Gefahren, die sie über die eigne Vernünftigkeit bringen könnte, einen leicht überrumpelten Posten und eine schwache Vertheidigung gegen ihr Eindringen fände.

So kam es, daß Salentin und Adrienne sich einander überboten in geistreichen Verdammungen der Liebe, daß sie ordentlich hitzig dabei wurden.

Im Grunde war Jeder geärgert, daß der Andere so entschieden seine Meinungen theilte und nicht ihm gegenüber mindestens eine Ausnahme machte; und so fuhr Jeder noch heftiger gegen das arme Himmelskind, die Liebe, los, als ob er die eitle Ueberzeugung habe, dem Andern dadurch wehe zu thun. Als sie Beide die höchste Höhe

gegenseitiger Bitterkeit erreicht hatten, bot Graf Salentin Guolfing Adrienne von Traunstein seine Hand an.

Nur keine Liebe! sagte er; aber eine Ehe, geschlossen, um vereint die höheren, edleren und wichtigeren Zwecke des Lebens zu erreichen, gegründet auf gegenseitige unbegrenzte Achtung und Theilnahme, zusammengekittet von der Unentbehrlichkeit. Ich werde Ihnen nie eine Liebeserklärung machen und nie Liebe von Ihnen verlangen; aber ich werde alles thun, um Ihr Leben glänzend und glücklich zu gestalten, so glücklich, so befriedigt und gesichert im Glücke, wie es nur werden kann, wenn es sich auf die Schulter eines Mannes stützt, welcher Ihre Achtung und Ihr Vertrauen besitzt. Ich werde von Ihnen nur verlangen, daß Sie meine Interessen zu den Ihrigen machen und mich unterstützen auf den Wegen, die ich einzuschlagen für nöthig erachten werde, um meine Zwecke zu erreichen, die, nebenbei gesagt, niemals unedel oder Ihrer nicht würdig sein werden. Ich weiß, daß wir glücklich sein werden; unsre Gemüther haben eine große Verwandtschaft in ihren Sympathien, unsre Geister in ihren Ansichten. Wir werden uns unentbehrlich werden, denn ich glaube nicht, daß es ein stärkeres Band geben kann als die Gemeinsamkeit edler und großer, die Existenz würdig ausfüllender Bestrebungen — die Gemeinsamkeit des Denkens und des Wollens, die — zudem noch, wenn das Wollen ein im Grunde egoistisches ist, wie meines, das der Ehrgeiz diktirt — viel größere Garantien für ihre Dauer besitzt als die Gemeinsamkeit des Gefühls, das über Nacht dahin sein kann! Entscheiden Sie jetzt über mein Glück, Adrienne; denn mein Glück werden Sie sein, weil ich kein weibliches Wesen kenne, welches mir Das sein könnte, was Sie. Werden wir glücklich, aber werden wir nicht verliebt, nicht kindisch.

Nach einigen Tagen Besinnens willigte Adrienne ein, Salentin's Hand anzunehmen. Sie war schon in der ersten Stunde dazu entschlossen. Denn erstens fand sie ihn, wie gesagt, liebenswürdig und voll jener Eigenschaften, welche sie vom Mann foderte, um ihm ihr Glück und ihre Zukunft anzuvertrauen; zweitens glaubte sie, daß er, trotz seiner Ansichten von der Liebe und vielleicht sich selber unbewußt, sie dennoch liebe; und hierüber hätte sie zu gern Gewißheit gehabt; und drittens war sie in ihrem Innern überzeugt, daß Salentin sie, wenn sie die Seine geworden, jedenfalls lieben werde: die Eitelkeit ließ ihr hieran durchaus keinen Zweifel. Und dann, konnte es eine angenehmere, der Eitelkeit und dem Egoismus schmeichelhaftere Lage geben, als sich von einem edeln, eine große Zukunft habenden Manne lieben und verehren zu lassen, und dabei mit der größten Gewissensruhe nichts dafür zurückgeben zu brauchen, da sie ja ihre Nichtliebe von vornherein stipulirt hatte? Auch war Salentin's Antrag, so seltsam unverbindlich er scheinen konnte, eine Huldigung, welche allein noch auf sie wirkte, weil sie ihr durchaus neu war. Er sagte ihr nämlich nicht, was sie längst wußte, daß sie schön u. s. w. sei, sondern er traute ihr die Fähigkeit zu, eine geistige Bedeutung zu erringen, durch welche sie seine weitaussehenden und großen Plane fördern sollte; sie sah sich in einer politisch einflußreichen Sphäre, in dem Glanze einer Longueville, einer Staël.

Adrienne war nun auf Salentin's Wunsch für den Sommer auf ihr Gut Elfenburg gezogen, das ganz in der Nähe von Guolfing lag; und was war jetzt, nach einigen Wochen, aus dem mit so viel Eitelkeit und Egoismus geschlossenen Bunde — der, nebenbei gesagt, grade deshalb nicht verfehlen konnte, von Allen, die darum wußten, ganz außerordentlich vernünftig und lobenswerth gefunden zu

werden — was war aus diesem Muster von Klugheit und Weisheit geworden? Wir haben es oben gesehen. Adrienne liebte Salentin und Salentin Adrienne; Keiner wollte die Inconsequenz begehen, es zu gestehen, und Jeder es dem Andern doch für's Leben gern ablocken. Es war ein Beobachten, ein sich innerlich Abquälen, ein Sinnen und Grübeln, ein Eifersüchteln, das Niemand, Verliebte ausgenommen, lange ausgehalten hätte. Und jetzt standen Beide förmlich mit feindlichen Waffen gegen einander im Felde: als Salentin von seinem Freund Hardenstein erfahren, daß Jenes Brief an den Letzteren ihm erbrochen und gelesen von der Frau von Trossenheim übergeben worden, während er selbst einen andern von Adriennen an ihre Freundin bekommen — da fühlte er, daß die Stelle über Annchen in seinem Schreiben eine Krisis hervorbringen müsse, und freute sich deshalb über die Verwechslung. Adrienne unterdeß, tief als Frau verwundet, als Dame mortifizirt, wußte in ihrer Noth kein andres Mittel, als durch Hartung die Krisis herbeizuführen, zu welcher Salentin in Annchen ein Werkzeug sah.

Annchen.

Nach einigen Tagen des Aufenthalts im Pfarrhause hatte sich Annchen, so gut es ging, in ihre neue Umgebung gefunden. Die Menschen waren ihr freilich noch recht fremd

geblieben; am meisten der Herr Pfarrer selbst, den sie auch am wenigsten sah; von der alten Dame hörte sie wol nur und dann ein Wort, aus welchem sie auf Theilnahme schließen konnte und das ihr Vertrauen einflößte, aber es wurde ihr dennoch unendlich schwer, Fräulein von Keppel etwas recht zu machen und mit ihr auszukommen; so verlangte diese in jedem Geringsten um ihren Rath angegangen zu werden, und wenn Annchen sie um ihren Rath fragte, so war die Antwort doch stets: aber, Kind, wie kann man so einfältig sein und da erst noch fragen! — oder Aehnliches, als ob ihr Wunder welche verdrießliche Mühe mit dem Rathgeben aufgebürdet würde. Sie zeigte so recht, daß sie nie das Bewußtsein verließ, wie Annchen von ihr abhängig sei; und es ist nie gut, daß Einer, und wenn auch der Beste — den Andern ganz von sich abhängig weiß.

Dafür gewöhnte sich Annchen desto besser an Haus und Hof, an Feld und Garten, welchen letzteren sie ganz unter ihre Aufsicht nahm; sie pflegte die jungen, wachsenden Blumen und Stauden, die aufrankenden jungen Erbsen und Bohnen, als ob sie selbst alles gepflanzt und gesäet habe; trug sie doch, trauernden Gemüthes, die Ueberzeugung mit sich herum, daß wol die einzigen Blumen, die das Leben auf ihren Weg streuen werde, von ihr selbst von Gartenbeet und Hag gepflückt werden müßten. — Auch die Hausthiere kannten sie bald als ihre Pflegerin; die Tauben flogen um ihre Schultern und der Hofhund, der große Pudel, der sonst ein bissiger Geselle war, wich selten von ihrer Seite.

Bei ihren Gartenbeschäftigungen hatte sie gewöhnlich den demeriten Pfarrer von Steinheim zum Gesellschafter. Dieser Mann war ein wüthender Feind des alten Fräuleins von Keppel — weiß der Himmel durch was, geworden, und je mehr er Annchen unter Jener Launen leiden sah, desto

mehr wuchs seine Freundschaft für Annchen, die ihm ja als ein willkommner Beweis und ein Beispiel in die Hände gekommen, daß man im Pfarrhofe und unter der Regierung des alten Fräuleins es schlecht habe und recht despektirlich über die Schultern angesehen werde; denn wie alle Leute in seiner Lage war er natürlich sehr ehrgeizig und fortwährend gereizt. So kam es, daß er, wenn ihm nicht krank zu sein einfiel, was ihm oft geschah, doch gewöhnlich nur bei schlechtem Wetter, Annchen meist Gesellschaft leistete, so oft sie im Garten war; er war ein großer Pomologe und wo er sie beschäftigt sah, da stellte er regelmäßig seinen Bretstuhl an den nächsten Obstbaum, stieg mit seinem Gartenmesser hinauf und fand jedesmal entweder Zweige, die zu beschneiden, oder Moos und Raupen, die abzulesen waren. Dabei unterhielt er Annchen, so gut er konnte; nur zuweilen mußte sie ihm bös werden oder ihm Stillschweigen auflegen, wenn er auf ihre alte Verwandte schalt oder allerlei verwunderliches Zeug schwatzte.

Jungfer, sagte er eines Abends, als er auf seinen dickumwundenen Füßen herbeigehumpelt kam, um ihr die gefüllte Gießkanne aus dem kleinen Wasserbehälter in der Mitte des Gartens emporziehen zu helfen, und indem er einen besonders schlauen Blick in ihr geröthetes Gesicht warf — Jungfer, welcher Heilige ist Ihr Schutzheiliger?

Keiner! versetzte sie; sollt' ich an der heiligen Anna denn nicht genug haben?

Nein, nein, sorgloses Kind! mit der wird die Jungfer weit kommen — hab mir's gedacht, daß die Jungfer eines Schutzheiligen benöthigt wäre, und ihr deshalb diese Nacht, als ich nicht schlafen kunnt, einen ausgewählt. Es war nicht leicht; denn es gibt ihrer viele, alle mit besondern Kräften und Gutthaten; aber für Sie wollt' ich etwas so recht Zu-

verlässiges, Treues, so recht eine Zuflucht in allen Nöthen haben. Nun rathe die Jungfer einmal, wen ich aussindig gemacht?

Da müßt' ich ja den ganzen Kalender hersagen!

Der heilige Petrus von Alcantara ist es! rief der alte Herr und brach dann in ein heftiges Lachen aus.

Annchen wurde noch weit röther, als sie eben von dem Bücken beim Wasserschöpfen geworden, und eilte mit ihrer Gießkanne fort, ohne in ihrer Verlegenheit ein Wort erwidern zu können. Denn verlegen war sie geworden und innerlich beunruhigt im höchsten Grade. Was sie tief verschlossen und, wie sie geglaubt, jedem Auge verborgen, mit sich herumtrug, das schien also dem Schelmenauge dieses gutmüthigen, aber mit seiner Neckerei so unausstehlichen alten Herrn verrathen: sie schämte sich halb zu Tode. Mußte sie sich nicht wirklich schämen? — erst so wenige Tage waren verflossen, seit sie ihn zum ersten Mal gesehen, und seitdem nur so wenige Mal wieder — sie, die sonst nie ein Auge für junge Männer gehabt — und doch war fast nichts Anderes mehr als ein Gedanke, ein Bild in ihrer Seele, und dies Bild war kein anderes als das Hartung's: sie träumte von ihm, sie sah jeden Tag, an dem sie ihn nicht sah, nicht sprechen hörte, für einen verlorenen an — und war das nicht recht schlimm von einem blutjungen Mädchen, das was Anderes zu thun hatte, das doch für einen durch seine Lage so hoch über sie gestellten Mann viel zu einfach erzogen war und das obendrein noch so wenig Monate vorher seine Mutter verloren hatte, an welche es hätte denken sollen? Sie klagte sich oft auch bitter wegen ihrer Thorheit an; sie ging so weit, sich zu geloben, nicht mehr das Besuchzimmer betreten zu wollen, wenn Hartung kam; aber dann kam er ja selbst zu ihr, in

den Garten, den Hof, kurz, es ließ sich nie so machen, daß sie ihm hätte ausweichen können, wenn er im Pfarrhofe vorsprach.

Daß er grade nur ihretwegen hinkomme — der Gedanke dämmerte wol in ihr auf — aber sie wollte ihn sich selber um Alles in der Welt nicht zugestehen; sie zagte vor dem unendlichen Jubel, den er in ihrer Seele erweckt haben würde, zu gewaltig für ihre junge Brust, sie überwältigend und sprengend. Viel weniger hatte sie je ein Wort von Liebe von seinen Lippen gehört; sie hätte ja auch wünschen müssen in den Boden zu sinken vor Verlegenheit, wenn er das auszusprechen gewagt hätte. Aber das war ihr klar, ein besonderes Interesse mußte er für sie gefaßt haben; denn sie bemerkte oft, wie, wenn er auch mit jemand Anderm sprach, doch sein Auge sie suchte, und wie es auf ihr lag, oft mit hellem, lachendem, oft mit einem düstern, verzehrenden Blicke. Auch sprach er mit ihr anders als mit Andern; oft war etwas Gebrochenes in seiner Stimme; manchmal war es, als ob ein innerer Zorn — weiß Gott, gegen wen oder was — aus ihm spräche; aber meist sprach er so ernst freundlich zu ihr, und dabei so klug und gescheit, daß er ein Vertrauen in ihr hervorrief, welches sie seit dem Tode ihrer Mutter gegen Niemanden mehr gekannt. Das war es, was in seiner Erscheinung für sie Bezauberndes lag; dabei sah er so edel aus, seine Haltung war so selbstbewußt ruhig, sein Betragen von so vollendetem Anstand; seine aristokratische Erziehung und der lange Verkehr in den gebildetsten Kreisen der großen Welt gab ihm in ihren Augen etwas so Ueberlegenes über alle Menschen, mit denen sie früher in Berührung gekommen, daß sie ihn für ein Wesen höhrer Art hielt, welches auf alle Erbärmlichkeit, Armuth, Kleinlichkeit, alles Unwürdige,

Gemeine, und was immer die niedern Lebenskreise beengt, wie ein König herabsehe.

Und Hartung hatte wirklich in der letzteren Zeit, besonders seit seinem Aufenthalt am Hofe des Herzogs von Hetzendorff, eine Ruhe und Resignation in seinem Wesen, eine bei sich selber einkehrende Beschaulichkeit und Milde bekommen, daß er sich selber zu seiner Freude sagen konnte, er sei anders geworden gegen sonst, und daß er Andern jetzt gewiß nicht mehr den Eindruck machte, den Adrienne von Traunstein von ihm empfangen und den sie ihrer Freundin in jenem Briefe geschrieben hatte. Sein früheres Leben, sagte er sich, sei gewesen wie Adrienne: auf eitel Glanz gerichtet und wie ein Schmetterling um das bunte Treiben der Welt gaukelnd; sein jetziges, nachdem er seine Gedanken von jener losgerissen, so bescheiden und ländlich fromm wie Annchen, die nun in seiner Seele herrschte.

Annchen war nun aber recht von Herzen dem bösen alten Herrn gram, der mit unzarten Händen das Geheimniß, welches still in ihrer Seele ruhte, an's Licht zu zerren versucht hatte, der voreilig das dunkle Roth der mystischen Rose der Leidenschaft, die in ihrem innersten Gemüthe noch in dunkler Knospenhülle lag, hatte im Purpur ihrer Wangen und ihrer Stirn aufbrechen und sich glühend auseinanderschlagen gemacht. — Sie hätte ihm gern einen kleinen Streich gespielt, um ihn zu bestrafen, daß er in ein Heiligthum mit einem Scherz getreten. Er war unterdeß auf eine Leiter gestiegen, welche an der Hinterwand des Pfarrhauses lehnte, um oben die hoch an der Mauer hinaufrankenden Palmen festzubinden. Sie ging nun wie von ungefähr daran vorüber, und als sie neben der Leiter war, sagte sie zu dem großen Pudel, der lässig hinter ihr herschritt, ein leises: Couche da! Der Hund

legte sich gehorsam quer vor der ersten Staffel nieder, den Kopf auf seine ausgestreckten Vorderfüße drückend. Dann eilte sie fort an einen entlegenen Theil des Gartens. Nun bestand aber ein sehr unfreundliches Verhältniß zwischen dem Pudel und dem alten Herrn; der Letztere fürchtete die Hunde insgesammt und den Pudel, der so leicht die Rückenhaare sträubte und knurrte und die Zähne wies, ganz besonders. Als er deshalb nach einer Weile von der Leiter niedersteigen wollte und den Pudel unten liegen sah, rief er mit lauter Stimme: Jungfer, Jungfer Annchen, Jungfer! — dann, als Jungfer Annchen nirgends sichtbar wurde, noch lauter nach dem Hausknecht: Martin! Martin! Aber auch Martin war nicht in der Nähe, um den Hund zu locken. Mohr, der Pudel aber hob knurrend seinen Kopf in die Höhe; dann stand er auf und schüttelte sich und wies dem lauten Rufer seine scharfen weißen Zähne; und endlich, wie beleidigt über den hohen Grad von Mistrauen, das der alte Herr gegen ihn fortgesetzt an den Tag legte, indem er immer lauter nach Hülfe schrie, brach der Rüde in ein wüthendes Gebell aus und sprang mannshoch an den Staffeln der Leiter empor.

Annchen stand in der Ferne und lachte herzlich, daß ihr kindischer Racheplan ihr so gut gelungen, als sich plötzlich über dem Kopfe des geängsteten Pomologen ein Fensterflügel öffnete und zornroth das volle große Gesicht des Fräuleins von Keppel hinausschaute; diese begann auf der Stelle noch lauter als die beiden andern zu lärmen und gab ihren höchsten Unwillen über das Rufen des alten Herrn und das Geheul des Pudels zu verstehen, aber ganz allein dem Ersteren — als ob ihm der verfluchten Bestie Kläffen, weiß Gott wie viel, Spaß gemacht! — Der Arme war jetzt in einem wahren Kreuzfeuer: unten ein zähne-

fletschender Hund und oben ein bissiger Weibermund — das war zu viel — Annchen lief eilig herzu und zerrte den Hund an seinem Halsband zur Seite, daß der alte Herr, nachdem er mit zitternden Knien die Leiter niedergestiegen, sich in's Haus flüchten konnte.

Nach einiger Zeit hörte Annchen den raschen Hufschlag eines Pferdes in der Ferne auf dem Pflaster der Dorfstraße ertönen. Ihr Herz begann laut und heftig zu schlagen: sollte er es sein? — ja, der Schall erstarb vor dem Pfarrhause und kurze Zeit darauf kam Hartung durch das Haus in den Garten und grade auf sie zugeschritten. Er begrüßte sie mit etwas steifer Höflichkeit, als ob er ebenso wie sie verlegen sei, daß sie allein zusammentrafen, denn es war das erste Mal. Er fragte nach dem Pfarrer, schien aber keine große Eile zu haben, ihn zu finden, denn als sie ihn zu diesem hinführen wollte, blieb er stehen und sah sie mit einem ganz eignen Ausdrucke seiner Blicke an, vor dem sie die Augenlider senken mußte. Dann ergriff er ihre Hand, und indem er diese küßte, sagte er:

Annchen, ich muß Sie durchaus einmal ungestört und allein sprechen. Es hängt mein Glück davon ab. Werden Sie es mir versagen? o nein, Sie werden es nicht! Sie werden morgen Abend um diese Stunde in der Geisblattlaube oben im Bosquet sein! nicht wahr?

Annchen war über diese Bitte so erschrocken, sie wußte nicht gleich, sollte sie ja, sollte sie nein sagen, und als sie ihn deshalb stumm ansah, benutzte er ihre Verlegenheit; er küßte ihr nochmals die Hand und ehe sie hätte nein sagen können, wandte er sich ab und eilte fort.

Ihr meint, Annchen hätte nun die Nacht kein Auge geschlossen und hundert Entschlüsse gefaßt, ob sie Hartung erwarten wolle oder nicht? nein, sie schlief, das erste

Mal seit sie in Lodorf war, so recht selig und herzensruhig ein. Weshalb sollte sie nicht Hartung's Bitte gewähren — weshalb unruhig sein? sie trug die feste Ueberzeugung in sich, daß von ihm ihr nur etwas Gutes und Liebes kommen könne, daß er ihr nichts zu sagen habe, vor dem sie sich zu scheuen brauche, daß sie sicher Alles thun könne, warum er sie bitte. — Oder überredete sie sich nur von allem diesem, und zwar um so heftiger und leidenschaftlicher, weil sie sich eben davon noch überreden mußte, ehe sie dem Drange ihres Herzens folgen durfte, der sie um die bestimmte Zeit an den Ort zog, wo Hartung sie aufsuchen wollte?

Dies Letztere ist nicht glaublich, denn bei kindlich reinen und stillen Gemüthern, wie das ihre war, muß erst der Glaube und das Vertrauen einziehen, ehe die Liebe kommt; nur bei heftigeren und weniger sinnigen zieht die Liebe den Glauben hinter sich her.

Hartung hatte, indem er Annchen um eine Zwiesprache bat, einen doppelten Zweck. Einmal wollte er, wie er versprochen, Adrienne von Traunstein eine Gelegenheit geben, sie zu sehen; dann aber wollte er sie offen über ihr Verhältniß zum Grafen Salentin Guolfing befragen, um aus ihren Worten, oder wenigstens aus ihren Mienen und dem Ton ihrer Stimme bei ihrer Antwort zu entnehmen, ob seine Leidenschaft zu ihr ihn in seinen eignen Augen entehren müsse oder nicht. Je öfter er Annchen gesehen, desto unwahrscheinlicher war ihm geworden, daß ein Flekken auf ihr haften könne; bei ihm war der Glaube nach der Liebe gekommen; jetzt, wo immer mehr die Ueberzeugung in ihm wuchs, er brauche vor der Gewißheit nicht zu zagen, wollte und mußte er zur Gewißheit kommen. Und war nicht vielleicht Annchen erst eine intendirte Beute

des Grafen, die noch nichts von des Letzteren Planen ahnte und ihm noch entrissen werden konnte, wenn er offen gegen sie war? Er machte sich Gewissensvorwürfe, daß er es nicht schon längst gewesen; denn seltsamerweise schien er ja grade auserlesen, diesen Salentin zugleich um eine Frau und eine Geliebte zu bringen.

Schon vor der festgesetzten Zeit am andern Tage saß Annchen in der versteckten Laube oben im Bosquet; und da sie fühlte, daß jede Minute sie unruhiger mache, bis sie endlich zitterhaft aufgeregt war, versuchte sie das Mittel zu ihrer Beruhigung, das ihr immer noch geholfen, wenn etwas ihr Gemüth aus dem ruhigen Gedankengleise gebracht: sie sprach es in Tönen aus, sie sang es von sich ab. Sie hatte eine prächtige, volle und starke Stimme, in deren Klänge sie ihre ganze Seele legen konnte, kräftig und weich, sonor wie „der Klang der Perle auf dem Grunde eines Goldpokals.“ Sie sang ein einfaches wehmüthiges Lied, das sie von ihrer Mutter gelernt und in welches sich, ihr selber unbewußt, jetzt für sie eine Bedeutung drängte, an die sie früher nie gedacht:

In der einsamen Laube will harren ich dein,
Komm über die See in der Dämmerung Schein,
Komm, wenn das Licht
Schwindend sich bricht;
Mit der Nachtigall Liede komm,
Komm mit dem Stern!
Nimm mir den Zweifel weg
An deine Liebe —
Doch wenn du nicht mich liebst, o dann bleib fern!

Was sagtest du, daß ich lieblicher sei,
Als die rosigste Rose im schwindenden Mai?
O wenn dich heut
Dein Schwören reut —
Wenn ich auch harr' auf dich —
Nimmermehr komm!
Wenn ich auch wein' um dich — nimmermehr komm!

Sie glaubte sich unbelauscht, als sie ein paarmal nach einander mit voller Stimme so schön, wie es ihr je gelungen, diese Strophen sang. Aber sie war es nicht. Adrienne war in ihrer Nähe. Sie hatte nicht nachgedacht, ob es unpassend sei für sie, in Hartung's Begleitung den Ausflug zu machen, ihr Verlangen war zu groß, sie mußte Annchen sehen und an dem Nachmittage, der von ihnen festgesetzt worden, verließ sie in Gesellschaft Hartung's zu Pferde ihr Schloß, ließ einen Reitknecht mit den Thieren vor Lodorf zurück und betrat, herzhaft eine kleine Wallhecke übersteigend, das Gebüsch hinter dem Garten des Pfarrers. Sie wurde von Hartung an eine Stelle geführt, wo sie ungesehen und doch ungehindert Annchen sah. Das Bild des schönen Mädchens, das in reichen vollen Klängen ihr Gefühl — ein Gefühl, so silberhell und klar wie ihre Töne, ausströmte; das so leicht, so anmuthig auf der Gartenbank ruhte, wie umrahmt von den Wänden der Laube, während eine der üppigen Ranken niederhangend eine reiche schöne Blüte ihr fast auf das Haar gelegt hatte, grade da, wo seine goldnen Fäden auseinandergescheitelt waren — dies Bild machte auf Adrienne einen ganz andern Eindruck, als Hartung erwartet hatte. Er glaubte, sie würde ein eifersüchtiges, misachtendes Urtheil über sie fällen und, wenn sie sie gesehen, sich kalt und

entschlossen über den Schritt, den sie nun gegen Salentin zu thun habe, abwenden. Er bangte vor den nächsten Worten Adriennens, denn er fühlte, er könne ein hartes verletzendes Wort über Annchen nicht mehr ertragen. Aber seine Furcht war ungegründet. Adrienne stützte sich auf seinen Arm und deutete auf eine fernstehende Steinbank; dorthin führte Hartung sie, Adrienne ließ sich nieder und brach, nachdem sie eine Zeit lang ihr Gesicht in ihren Händen verborgen hatte, in ein lautes Schluchzen aus, während Annchen's Lied zu ihnen herüberschallte.

In Adriennens Brust war eine Empfindung aufgestiegen, wie sie nie eine ähnliche empfunden. Sie war tief ergriffen, überwältigt, sie war vernichtet. Sie fühlte sich verrathen von Salentin und mußte sich sagen, daß sie kein Recht habe, ihn anzuklagen — sie hatte ja selber seine Liebe nicht gewollt — von ihr ging ja selber diese Bedingung bei ihrer Verlobung aus, welche die Liebe ausschloß. Sie fühlte jetzt die ganze Unnatur dieser Verbindung, das Strafbare derselben. Sie kam sich vor wie eine Frevlerin an der Heiligkeit der Liebe, die nicht klagen dürfe, wenn sie so fürchterlich bestraft werde. Denn wie groß, wie hehr, wie unendlich war die Liebe, die sie verachtet hatte! Aus den Tönen des süßen wehmüthigen Liedes, das Annchen sang, zog es in ihre Seele; die Ahnung der Ewigkeit, die volle Offenbarung, die unnennbare Glorie der Liebe.

Jede kleinliche Regung in ihr, jede Eifersucht, jede Eitelkeit, jeder Stolz war verschwunden. Sie fühlte, sie hatte seine Liebe nicht, sie hatte sie nicht gewollt, sie verscherzt; worauf sollte sie stolz, worauf eitel sein — sie, ein Weib ohne Liebe? — sie fühlte, sie war nichts! Ihr

Herz stand still; es war ihr, als ob es Eis geworden. Sie weinte nicht mehr.

Unterdeß hatte ein dritter Fremder den Garten betreten. Es war Graf Salentin selbst. Nach einer Unterhaltung mit Fräulein von Keppel im Pfarrhofe hatte er Annchen zu sehen verlangt; Fräulein von Keppel hatte aus ihrem Fenster in den Garten hinabgeschaut und, da sie sie nirgends gesehen, den Pfarrer von Steinheim, der unten war, angerufen, er möge sie suchen und heraufschicken.

Der alte Herr machte sich humpelnd auf den Weg, Salentin aber, der durch das offene Fenster den hinkenden Boten sah, den Fräulein von Keppel aussandte, sagte, er wolle sie lieber selbst suchen, und ging hinunter. Er folgte dem Alten, der sich in das Gebüsch verlor; dann rasch die Windungen der Schlangenpfade verfolgend, fand er sich nach einer Weile durch eine Wendung seines Weges plötzlich einer Gruppe gegenüber, deren Anblick seine Schritte hemmte. Auf einer Steinbank im einsamen Gebüsch, nur durch einen kleinen Weiher und eine schmale Brücke von ihm getrennt, saß seine Braut, saß Adrienne von Traunstein und ihr alter Verehrer, Peter von Alcantara Hartung, stand vor ihr und bot ihr, da sie in diesem Augenblicke aufstand, den Arm, den sie mit dem Anschein der größten Vertraulichkeit ohne Weiteres annahm. Salentin eilte auf sie zu — er stand vor ihr.

Salentin war zu wohl erzogen, um nicht unter allen Umständen eine Scene zu vermeiden; nur heute, nur in diesem Augenblicke ward ein Anfall von wüthender Eifersucht in ihm Meister über alle Lehre und Angewöhnung aristokratischer Wohlgeschultheit.

Adrienne, stotterte er todtenbleich und mit bebender

Lippe, ich habe kein Recht auf Ihre Liebe — aber doch auf Ihre Achtung meines Namens, auf Rücksichten, auf Ihre Besonnenheit, auf die Wahrung Ihres Rufes —

Salentin — unterbrach sie ihn — welche Vorwürfe! und dürfen Sie mir Vorwürfe machen im Angesicht jenes Mädchens?!

Sie deutete auf Annchen, die in diesem Augenblick, dem alten Pfarrer folgend, auf sie zukam.

Jenes Mädchens? meiner Nichte? weshalb nicht?

Ihrer Nichte! rief Hartung verwundert aus.

Adrienne sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an. Es durchblitzte sie in diesem Augenblicke ein Strahl unendlicher Freude, daß Salentin's innere Bewegung nicht Beschämung sei, die sich hinter die Maske unverdienter Beleidigung und des Zornes gesteckt, sondern der Ausbruch einer eifersüchtigen Leidenschaft. Der Streit zweier widerstrebenden Gefühle folgte in ihrer Brust unmittelbar auf diese Entdeckung. Die Liebe drängte sie, seine Eifersucht zu beruhigen und ihm Alles zu sagen, wovon ihr Herz überquoll; der Stolz hielt sie zurück und ließ es ihr zu demüthigend erscheinen, wenn sie zuerst Salentin gegenüber von den Grundsätzen abfalle, welche sie früher so heftig vertheidigt hatte: nein, sie mußte wenigstens erst mehr überzeugende Beweise seiner Liebe haben.

Sie bat ihn, mit ihr allein einen der Pfade hinabzuwandeln, der weiter in's Gebüsch führte, und mußte dabei seinen Arm nehmen, weil ihre Knie zitterten und sie sonst nicht getragen hätten.

Ist jenes Mädchen Ihre Nichte? sagte sie leise.

Ja, sie ist die Tochter meines Bruders, der sich tief unter seinem Stande verheirathete und darüber mit meinem Vater zerfiel, der ihn enterbte. Er war gezwungen,

eine kleine Anstellung zu suchen, welche ihm in einem Städtchen, ein paar Meilen von hier wurde; dort starb er nach einigen Jahren; ich erinnere mich seiner kaum noch, denn ich sah ihn selten und war weit jünger als er, noch ein kleiner Knabe. Seiner Witwe und ihrer Tochter Stütze bin ich gewesen, seit ich unabhängig war, und als jene vor nicht langer Zeit auch starb, habe ich angemessen gefunden, das Kind meines Bruders in einem, nach ihrer früheren Erziehung für sie passenden Kreise, hier im Pfarrhause, bei ihrer und meiner entfernten Verwandten, der Chanoinesse von Keppel, unterzubringen.

Weshalb sagten Sie mir nie davon?

Es berührt mich unangenehm, wenn ich an das ganze Verhältniß denken muß — es macht mich traurig, um meines Bruders willen, der noch jetzt in meiner Lage und meinen Verhältnissen hätte sein können, ohne seinen Leichtsinn, der ihn in eine solche Sphäre brachte, wo er verkümmerte.

Salentin, sagte Adrienne — es war dennoch nicht recht, daß Sie es mir verschwiegen; Sie sind dadurch Schuld, daß meine Gedanken ein großes Unrecht gegen Sie begangen haben. Ich würde dies Unrecht Ihnen abbitten; ich würde Ihnen auch genügend erklären, was mich in Hartung's Gesellschaft hierher führte, wenn auf meiner Brust nicht eine Last läge, die ich vor allem Andern von ihr abschütteln muß. Salentin, ich denke nicht mehr wie früher: ich fühle, daß ich — daß ich eine Thörin war, als — ich kann Ihnen nicht mehr meine Hand geben! Seien Sie edel, ritterlich, wie ich Sie kenne; quälen Sie mich nicht mit Fragen und Auseinandersetzungen — geben Sie mir meine Freiheit wieder — oder geben Sie mir — setzte sie hinzu, als sie sah, daß

Salentin mit dem Ausdruck der höchsten Seelenangst wie versteinert stehen blieb und sie ansah — oder geben Sie mir —

Nun was, Adrienne, um Gottes willen, sprich!

Ihre Liebe, ganz und ungetheilt und ewig!

Salentin schloß sie in seine Arme, mit einem Jubel, der mehr war als eine siegstolze Männereitelkeit; sie fühlte eine Thräne auf ihre blasse Wange niederfallen, während sie regungslos, die Augen schließend, die Arme schlaff niederhangen lassend, an seiner Brust lag. —

Unterdeß hatte Hartung mit Annchen einen andern der Pfade eingeschlagen; sie erzählte ihm, als sie Guolfing mit der fremden Dame fortgehen sah, daß er ihr Oheim sei und daß er ihr seine Verlobung mitgetheilt habe; aber was sie ihm sonst noch sagte und was Hartung zu ihr sprach — weshalb soll ich es hier aufschreiben? es würde nur dem alten geistlichen Herrn, wenn er diese Geschichte liest, Stoff an die Hand geben, Annchen noch mehr zu necken, und ich habe Annchen zu lieb, um sie, wenn auch von einem gutmüthigen alten Herrn, necken zu lassen. Er war ihr obendrein etwas böse wegen des Streichs mit dem Pudel und auch, weil man ihn jetzt so allein dastehen ließ, ohne weitere Notiz von ihm zu nehmen.

Es fehlte nur noch, sagte er verdrießlich, daß ich die Fräulein von Keppel — Gott segne sie! — unter den Arm nähme und mit ihr mich auf dem dritten Wege in diese verschwiegenen Schattengänge verlöre!

Drei Monate nachher wurde auf dem Schlosse zu Massenbach eine Hochzeit gefeiert. Der Herzog hatte es sich nicht nehmen lassen, den Ehrentag seines Cabinetssecretairs selbst in seinem Schlosse zu feiern. Er hatte

eine große Anzahl Gäste gebeten, unter denen auch der Graf und die junge Gräfin Adrienne Guolfing waren, und bewegte sich unter ihnen mit der liebenswürdigsten Heiterkeit. Abends vor dem Souper war großer Zapfenstreich seiner Leibgarde und dann wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Dazu hatte sich eine große Menschenmenge vor dem Schlosse versammelt, die auch, als schon Alles vorüber war, noch den freien Platz vor der Residenz anfüllte und umherlungerte, singend, sich balgend, Scherze sich zurufend und beim Klang der Ballmusik, die aus den hellerleuchteten Räumen des Schlosses herübertönte, den schönen Herbstabend genießend. Der Herzog nahm, als er zufällig an ein Fenster trat, diese bewegten Haufen wahr und rief lebhaft Hartung herbei.

Sehen Sie, Hartung — was ist das, was bedeutet das — eine Revolution, he?

Ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er fort und erschien gleich darauf wieder in der Thüre des Saales, seinen Degen an der Seite.

Meine Herren, folgen Sie mir! schrie der Herzog mit einer Stentorstimme in den Saal hinein und schritt darauf, von seinem Cortege gefolgt, gravitätisch die große Schloßtreppe hinunter auf den Residenzplatz.

Von allen Seiten lief das Volk um ihn zusammen.

Geben Sie Acht, rief er seinem Gefolge zu, — jetzt bricht es los: daß Niemand mich hindert, mit eignem Fuß die Hydra zu Boden zu treten!

In dem Augenblicke, wo das zusammenströmende Volk die Stimme seines Landesvaters vernahm, riß Alles die Mützen ab, schwenkte sie in der Luft und rief aus tausend Kehlen:

Es lebe der Herzog von Hetzendorff-Massenbach! Vivat! Vivat!

Es war ein donnernder Lärm, der nicht enden wollte.

Der Herzog zog seine Hand von seinem Degengriff zurück: es thut's halt nicht! sagte er mit einer Art kläglicher Resignation im Ton seiner Stimme.

Nein, Durchlaucht! versetzte Hartung lächelnd: Alles hat seine Zeit: das Revolutioniren ist auch aus der Mode gekommen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



